YVETTE GUILBERT

Lied meines Lebens

Erinnerungen

ERNST ROWOHLT VERLAG · BERLIN

YVETTE GUILBERT

LIED MEINES LEBENS

ERINNERUNGEN

1928
ERNST ROWOHLT VERLAG
BERLIN

Übersetz von Franz Hessel
Copyright 1927 by Bernard Grasset, Paris, und Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35. Gedruckt bei Poeschel & Trepte in Leipzig
Printed in Germany

DEM GEDÄCHTNIS MEINER MUTTER

VORWORT

DAS Kapitel „La Bodinière" dieser Lebenserinnerungen schließt mit einer wundervollen Maxime, die so traurig ist wie weise und jedenfalls unwidersprechlich. Yvette Guilbert beklagt dort den elenden Kunstgeschmack des Heute („Lärm, Flitter, Plunder, Jahrmarktsstil, Albernheiten, Talmiware... ganz zu schweigen vom Kino") und meint, zu solchen Hanswurstiaden müsse man, vraiment, sich nicht herablassen, denn „on n'est plus étranglé en se pendant à la branche la plus haute d'un arbre qu'a se pendre à la plus basse" („oben," fügt sie noch hinzu, „sei wenigstens die Luft rein"). Der Satz, wenn auch als Aufmunterung gedacht für die unbelohnt-treuen Diener des höheren Genres und von der linden Erkenntnis durchsüßt, Wert und Würde zu bewahren sei schließlich auch nicht riskanter als sie preiszugeben, klingt doch sehr melancholisch. Man braucht ihn, um das recht zu fühlen, bloß umzukehren – er verliert hierbei nicht das Geringste von seiner Gültigkeit – nämlich: zum Aufhängen taugt der niedrigste Ast ebensogut wie der höchste. (Der Beisatz zu dieser Fassung wäre: da unten hat man es wenigstens näher und leichter.)

Ob der hohe oder der niedere Ast, im Effekt kommt es auf dasselbe hinaus. Eine tröstlich-trostlose Lehre; man schmeckt das Bittere dieser Frucht vom Weisheitsbaum. Solchen Bittergeschmack haben viele Seiten der „Erinnerungen", viele traurige Strophen sind ein-

geflochten in das Lied des Lebens, das Yvette Guilbert hier vorträgt. Ein großes Leben, glanz- und ruhmvoll, hingespannt über die Welt, die sich Kulturwelt heißt, und bestätigt von ihr, ein volles Leben, ausschöpfend höchstes Glück der Erdenkinder, ein lichtstarkes Leben, verbunden den schönen Sternbildern der Kunst, des Geistes, der Liebe und teilhaftig ihrer siderischen Gnade ... und doch schließt die Bilanz, die vorläufige Bilanz so gelebten Lebens mit einem Dankgebet für das Übermaß an Not und Qual, das ihm aufgebürdet worden; also gewissermaßen mit einer Gebärde des frommgeläuterten Hiob. Ach, die hohe Kunst! Leset im Buch der Guilbert das erschütternde Kapitel über die Duse, die Briefe dieser Schmerzensreichen, geschriebene Stigmata der Künstler-Passion. Oder das Kapitel über Sarah, die Göttliche, und wie dieses Göttliche aussah, als das Menschliche, daran es haftete, brüchig wurde.

Der große Schmerz der Yvette ist das Theater, das heißt die ungestillte Sehnsucht nach ihm. Er durchflicht, ein kummergrauer Faden, das ganze Gewebe dieser Erinnerungen. Wenn die Yvette „Theater" sagt, rührt sie gleichsam an einen kranken Nerv; und ihr Ton verzerrt sich schmerzlich. Sie klagt um die Stücke, die nicht für sie geschrieben, um die Gelegenheiten, die ihr vom Theater nicht geboten wurden, sie legt Wert darauf, diseuse genannt zu werden, nicht Sängerin: Symptom des vielleicht unterbewußten Wunsches, den ideellen Schwerpunkt ihrer Kunst nach der Seite des Theaters hin zu verlagern. Wie wunderlich diese Sehnsucht der großen Sang-Sprecherin nach der Bühne! Was war, was ist ihre Kunst anderes als Überwindung des Theaters? Als Theater in schlackenlosestem Extrakt? Ihr Tonfall stellt Kulissen auf und Hin-

tergründe, eine Gebärde schafft Mit- und Gegenspieler, Blick und Miene ersetzen die Zauber des Scheinwerfers, und dem Wort, wie sie es spricht, entwächst in unvergleichlicher Stärke und Spannung das Drama. Aus ein paar kargen Liedzeilen schöpft sie Fülle des Lebens, Zartes, Gefährliches, Humor und Tragik, Gestalten, Schicksal... vollkommenes Spiel ohne den breiten Umstand und Aufwand der Bühne. Dies ist ja die besonderste Besonderheit der Yvette Guilbert, daß sie, um die Wunder des Theaters zu tun, seiner Materie nicht bedarf, daß ihre Stimme, Mimik und Gebärde vom magischen Fluid des Theaters, dem Träger seiner Kraft und Wirkungsgeheimnisse, durchströmt sind. Auf dem Denkstein ihrer Kunst stünden rechtens die Worte: Es ist der Geist, der sich das Theater baut.

Wenn Yvette trauert, daß sie nicht zur richtigen Bühne gekommen sei, ist das etwa so, als wenn ein geniales Epigramm sich kränkte, weil ihm epische Breite versagt geblieben.

Dem Menschen Yvette Guilbert war, so zeigen diese „Erinnerungen", trotz ungestilltem Verlangen nach der Bühne das Glück beschieden: sich zu erfüllen. Sich erfüllen aber heißt so viel wie sich erlösen. Sie lebte nach dem Polonius-Rat: dies vor allem, sei dir selber treu. Zu ihrer Begabung, die ein völlig Neues war und Neues schuf, ward ihr das genaueste Wissen um diese Begabung, die klare Theorie zum intuitiven Können. Man darf sie nicht die Erste ihres Fachs heißen, denn auf der Ebene, auf der sie und ihre Kunst stehn, ist niemand außer ihr. Die Götter schenkten ihr Großes: ein Können, das um nichts hinter dem Wollen zurückblieb, Arbeit als Freude, spurentiefe Wirkung. Die besten Geister der Epoche trugen die Schleppe ihres

Ruhms. Von Kampf und Niederlage blieb sie nicht verschont, Krankheit, Schicksalslaune, Bosheit der Menschen trübten ihren Tag, und die Idee von Kunst, die sie im Busen trug, forderte Opfer, „das Blut ihres Herzens, den Saft ihrer Nerven."

Dennoch der hohe Ast! (Wegen der guten Luft.)

Alfred Polgar

PROLOG

EIN großes Experiment ist das Leben! Und Altwerden eine glänzende Lösung: tief einsinken in den Wunderwald der Erinnerungen, den Wechselwind der unsteten, fieberhaften, hilflosen Jugend hinter sich haben, die nach allem faßt und nichts erreicht, und aus den Händen der ‚Zeit' die göttliche Gabe empfangen, sich die eigne Einsicht zu schaffen und an die Wahrheit zu rühren.

Wie im französischen Wirtshaus ein Biertrinker die übereinandergestellten Untersätze der Gläser, die er getrunken hat, betrachtet, so sehe ich stolz und bewegt den Aufbau meiner Jahre an. Älter werden, die heitere Ruhe errungen haben als Sieg über Wetter und Wirbelsturm, Enttäuschung und Ekel, Zeile um Zeile die rätselhaften Zeichen im schwer zu lesenden Zauberbuch des eigenen Lebens entziffert haben, das ist schön! Als ich aus dem Schoß meiner Mutter kam, hatte ich vor mir, vom Geschick in verschlossenem Brief vorgezeichnet, eine Bahn, von der ich nichts wußte, nicht, wie lang sie sei, noch, was für Fallstricke mich auf ihr erwarteten ... nichts von Art und Zahl meiner Etappen ... Und meine Stationen? Hütte oder Palast? Wer wird mir begegnen, Engel oder Teufel? Was werde ich essen? Bitteres oder Süßes? Wird mein Leib gesund sein oder krank? Und die Instinkte, Herz und Seele? Was für Gepäck brachte ich mit auf die Reise ins Leben, auf die Reise zum Tod? Was für Besitz hatte ich ererbt? Geheimnis!

In meinem kleinen Embryonenhirn war es schon angebracht, das Saitenspiel, das Orgelregister, das Intelligenz heißt. Hatten es die verantwortlichen Erbauer haltbar konstruiert oder würde es bei der ersten Probe versagen? Werde ich die Kontrolle darüber verlieren oder werde ich es meinen Bedürfnissen anzupassen verstehen? Was werde ich machen aus meinem Ich, dem Blutstropfen, dem formlosen kleinen Ei im Dunkel des Mutterschoßes? Wie wird die heilige Metamorphose weitergehen? Werde ich ihre Entwicklung, meine volle Entfaltung erleben? Das ist das Herrliche am Altwerden, das ist die Zauberkraft der Jahre, daß man Grammatik und Wörterbuch des Menschseins, Arithmetik von Maß und Gewicht unserer Leistungen lernt, buchführen lernt über den Mummenschanz der Gesichter, den Trug der Gebärden, die chemischen Prozesse der Gefühle, die Tänze der Herzen, Verkehr der Leiber und Sport der Seelen und den Schacher mit der Scham, daß man sieht, wie man ging und ging, eilte und umgetrieben wurde von den Winden Elend, Dummheit, Unwissenheit, Betrug, Gier, Wollust, Haß, Liebe und Ruhm, um endlich geläutert in die Zone zu gelangen, wo die Stürme still werden, wo man die Schrecken der Reise rückblickend überzählt, im Gedächtnis die Staffel der Etappen übersieht mit allen Schranken, die man durchbrechen, allen Höhen, die man erklimmen mußte, mit bösen Weggesellen, die sich abwandten, wenn man um Hilfe rief, Plünderern, Räubern deiner Kräfte, Ausbeutern deiner Tugenden und Schwächen ... und wiedersieht, was Herz und Leib gelitten, was deine Seele besudelt, deine Mühe verhöhnt, deine Flügel beschnitten hat ... und wie bisweilen Balsam auf deine Wunden kam, ein Tuch deine

Tränen trocknete, eine Hand nach deiner faßte..., und zählt an den Fingern die Engel, die an deiner Straße standen.

O Zauberkraft der Jahre! Alt sein und noch nicht gestorben, noch leben, wenn uns das Leben sein Buch zeigt, mit kühlem Blick die Fratzen der Scheusäler betrachten... geretteten Herzens ihnen verzeihen, das eigene Dasein anschaun mit all seinen Kämpfen und Siegen, Ehrfurcht empfinden vor der eignen Mühe und Respekt vor den eignen Erfolgen und vor allem das gemarterte Herz liebevoll und treu erhalten und Gott danken, daß du (nach achtundvierzig Jahren ruhmvoller Mühe) mit sechzig Jahren das Register der Orgel noch meistern kannst, die ‚Leben' heißt.

NACH DEM KRIEGE SIEBZIG
(fünf Jahre alt)

VON meinen ältesten Erinnerungen, die bis 1870, das Jahr des deutsch-französischen Krieges, zurückgehen, sind mir nur Bilder des Elends geblieben.

Kleine Wohnungen, ärmlich oder sehr bescheiden eingerichtet, in volksreichen Straßen, feuchte, schmutzige Treppen, graue, enge Höfe ohne Luft, Zimmer, die im Winter nicht warm werden wollten und in denen man im Sommer vor Hitze umkam. Meistens konnten meine Eltern das kleine, sechs Stockwerk hoch gelegene Quartier, in dem sie sich eingenistet hatten, nur durch sogenannte Fledermausfenster lüften, ein Überbleibsel des Baustils aus dem achtzehnten Jahrhundert.

Der Zufall schenkte mir in frühester Jugend einmal einen Balkon! Um dieses Balkons willen mietete man die Wohnung: er diente als Garten, als Spielplatz, ja sogar ... als Landaufenthalt, denn häufigere Ausflüge außerhalb Paris erlaubten meinen Eltern ihre sehr bescheidenen Geldmittel nicht; und da wir immer abgelegene Stadtviertel bewohnten, habe ich lange Zeit den Bois de Boulogne nicht gekannt! Zu Fuß hin und zurück gehn müssen mit einem kleinen Mädchen, das eben erst ein bißchen laufen konnte, das wäre mehr eine Plage als ein Vergnügen gewesen.

Meine Mutter, die einer recht wohlhabenden Bürgerfamilie aus dem Norden entstammte und mit achtzehn Jahren heiratete, hatte sich den Anforderungen eines

sehr bescheidenen Lebens anpassen müssen, denn im Anfang ihrer Ehe war ihre Mitgift in ungünstigen Unternehmungen verloren gegangen. Mein Vater, ein Jahr älter als sie (also zu jener Zeit fünfundzwanzig Jahre alt), war der Abkömmling normannischer Landwirte.

Ohne einen Sou hatte er meine Mutter geheiratet und sie gleich in den ersten Jahren ihres Zusammenlebens zum Arbeiten gezwungen; bei meinem Vater waren die Grundsätze katalogisiert: die Frau muß arbeiten, auch wenn sie reich ist, und ist sie arm, dann erst recht... Und so arbeitete denn meine Mutter, arbeitete von ihrem zwanzigsten bis zu ihrem fünfundvierzigsten Jahr, wie nur eine Frau von höchster Willenskraft arbeiten kann. In der Provinz wie ein vornehmes Fräulein erzogen, lernte sie nun das bitterste Elend kennen, Tage ohne Brot, ohne Feuer, ohne Heim und ohne Möbel, mit nichts... als einem Töchterchen im Arm.

Lange lange Jahre hindurch sah ich bis tief in die Nacht hinein die Lampe brennen: in ihrem gelben Schein eine Frau, die näht und näht; spät kam der Ehemann heim vom Spieltisch mit leeren Taschen... denn mit den Jahren hatte sich der Hausstand gelockert, der Vater verdiente, was er für sein Leben brauchte, die Mutter verdiente für sich und mich, und nie half ihr der Vater dabei. Das stand auch in dem Katalog seiner Ideen: eine Frau muß ohne Hilfe auskommen.

„Und wenn du Witwe wärst?" sagte er oft zu meiner Mutter.

In meiner Jugend gab es immer nur eine kurze Glücksperiode, wenn ich in der Normandie bei meinen Großeltern war. Da wurde ich von meinem sechsten bis achten Jahre verwöhnt und hatte meine Freude an großen Gärten, weiten grünen Wiesen, Feldern, auf

denen ich bequemer umherspringen konnte als auf meinen schwarzen Vorstadtbalkonen.

Aber dann brachte man mich wieder nach Paris zurück und tat mich in Pension, denn zu dieser Zeit hatte meine Mutter die Herstellung von Hutformen aus Roßhaar erfunden und bekam von den großen Warenhäusern so zahlreiche Bestellungen, daß sie ein großes Putzmacherinnenatelier einrichtete.

Vier schöne Jahre hindurch waren wir reich —, und diesen Reichtum nutzte meine Mutter, um mich in einer guten Lehranstalt, der Pension Couard, unterrichten zu lassen.

Dann wurden die Geschäfte sehr schlecht, die schönen Ersparnisse waren bald erschöpft, und ich wurde wieder aus der Pension genommen. Damals war ich zwölf Jahre alt. Von nun an verdiente ich selbst mein Brot, denn meine Mutter hatte ihr Atelier aufgegeben und fing an, zu Hause Perlenstickereien zu machen, wobei ich ihr half. Wir standen um sieben Uhr morgens auf und mußten bis elf Uhr abends arbeiten, um zu zweit fünf Franken am Tage zu verdienen. Gottlob hatte meine Mutter Feenhände, nach einem Studium von vierundzwanzig Stunden beherrschte sie jede Art Handarbeit und hatte doch nie eine gelernt. Ihre Geschicklichkeit und ihr Eifer grenzten ans Wunderbare.

Die Perlenstickereien bewahrten uns den Sommer über vor dem Hungertode, aber dann kam der Winter und mit ihm die bittre Not.

Und so gab es jede Saison dieselben Kämpfe! Monate der Arbeit, gleichviel welcher: Putzmacherei, Posamenterie, Perlen- und andre Stickereien, Kinderkonfektion, Wäschenäherei, Kleiderschneiderei, alles ging durch unsere Finger. Aber schrecklich regelmäßig

kehrte die tote Saison wieder, und die Möbel und die Wäsche, die wir während der produktiven Zeit angeschafft hatten, verschwanden aufs neue ... Alles wurde, Stück für Stück verkauft, um zu essen, und mein Kummer wurde noch schlimmer, weil ich mitansehn mußte, wie meine Mutter in zu dünnen Kleidern umherging und weinte, verzweifelte und kämpfte, ohne Unterlaß kämpfte, um nur immer tiefer ins Elend zu geraten!

Ich sehe sie noch in alten Stiefeln meines Vaters dahergehn und mit mir durch die Straßen von Paris trotten. Sie trug dazumal immer eine große Holzschachtel und ich einen Beutel voll Damenhüten, und von acht Uhr bis Mitternacht waren wir ‚auf der Tour', das heißt, wir traten überall in jedes kleine Vorstadtgeschäft ein, um unsere am Nachmittag verfertigte Ware anzubieten.

Jeden Abend nahmen wir eine andre Marschroute. Einmal war es das Quartier Montmartre, den nächsten Abend Belleville, dann Clichy, dann Ménilmontant! Ach, diese vier Stunden Umherlaufen jeden Winterabend durch Regen, Schnee und Glatteis! Mit nassen Füßen kilometerweit ... Verkauften wir unsre Hüte, dann war es gut, dann konnte man vom Ertrag zwei oder drei Tage leben.

Aber wie traurig für die Mutter und mich, wenn wir nach zehn Stunden Tagesarbeit und dazu diesen vier Stunden Nachtspaziergang heimkamen und hatten nichts verkauft! Dann zog man am nächsten Morgen die armen durchlöcherten oder von gestern noch feuchten Schuhe an und die armen Kleider, die schlecht getrocknet waren und davon den besondern Elendsgeruch hatten, einen herben Geruch ähnlich dem, den der Atem

von Leuten hat, welche oft hungern ... Oh! Ich kenne sie gut, diese beiden Gerüche.

Kommen jetzt Unglückliche zu mir, so kann ich den Grad ihres Elends schon allein nach dem Geruch, den ihre Kleider und ihre Lippen ausströmen, beurteilen.

Ich erinnere mich, wie wir an einem eisigen Winterabend in ein Modegeschäft des Faubourg Montmartre kamen; drinnen war betäubende Hitze, meine Mutter sah, wie mir das Blut zu Kopf stieg, und riet mir, aus dem Laden zu gehn und vor dem Schaufenster auf sie zu warten.

Fünf Minuten stand ich draußen und sah durch die Scheibe, wie die Mutter mit dem Kaufmann verhandelte, da fühle ich plötzlich, daß man mich um die Taille faßt! Ängstlich fahre ich auf und sehe mit Entsetzen die zweiunddreißig weißen Zähne eines Negers, der sich krümmt vor Lachen über meinen Schreck. Zitternd schleich ich mich in den Laden und sehe so verstört aus, daß man mich fragt, was mir geschehen sei.

„Aha, der Neger!" sagte der Kaufmann. „Der ist seit neunzehn Jahren hier im Quartier und hat seinen Spaß daran, den jungen Mädchen auf der Straße Furcht einzujagen ... Er hat ein schreckliches Gesicht, ist aber ein sehr ordentlicher Mensch."

Nie habe ich die Zähne dieses Schwarzen vergessen können, wie ich auch nie die müden Abendstunden vergessen werde ... Zerschlagen vor Ermattung schlief ich an den Ladentischen der Geschäfte ein, und oft verlängerte meine Mutter eigens ihre „Dienstangebote", wie es die Kaufleute nannten, damit ich mich länger ausruhen konnte. Ich glaube nicht, daß viele Frauen soviel durch Paris gelaufen sind und mit ihren armen Füßen das Pflaster der Hauptstadt abgenutzt haben wie meine Mutter und ich!

‚Die Tour' brachte uns nicht mehr genug zum Leben ein, als wieder einmal ein Jahr zu Ende ging, und das Elend wurde schrecklich für meine Mutter und mich. Und wieder einmal hatten wir unsre Möbel, unsere Wäsche, alles verkauft, ... da ging mein Vater ganz fort und ließ uns allein; nun beschlossen die Mutter und ich, den Kampf ums Dasein auf andre Weise zu unternehmen. Ich sollte versuchen, irgendwo eine Anstellung zu finden.

„Dann," meinte meine Mutter, „werde ich die Gewißheit haben, daß du alle Tage zu essen bekommst..." Ich weinte sehr bei dem Gedanken, meine Mutter werde vielleicht da sitzen... ohne Brot. Mir kam es vor, als schützten sie meine sechzehn Jahre wie ein Wall. Als wäre ich ihre Mutter! Was würde sie ohne mich anfangen den ganzen Tag? Ein liebevolles Kinderherz kann viel Leid auf sich nehmen... Jetzt im Jahre 1926, in dem ich diese Erinnerungen aufschreibe, hat ganz Frankreich die verheerenden Folgen des Weltkrieges zu ertragen und beklagt sich. Da es den Arbeiterfamilien schwer wird, notdürftig auszukommen, wird, wie die Zeitungen sagen, die Regierung sich zu einschneidenden Maßnahmen gezwungen sehn und jedermann wird genötigt sein, seine Ausgaben, sogar die für Essen und Trinken, einzuschränken. Meine Jugend war eine ewige Nachkriegszeit... Ich habe vor fünfzig Jahren Dinge durchgemacht, wie sie heute das Volk zu heimlicher Empörung aufwiegeln, und dabei mußten wir sechzehn Stunden am Tage arbeiten, um fünf Franken zu verdienen, während heutzutage der Arbeitsmut sich auf acht Stunden täglicher Mühe beschränkt. Hör ich, wie sie sich beklagen, denk ich an meine Mutter und ihre von endlosen Nachtwachen geröteten Augen.

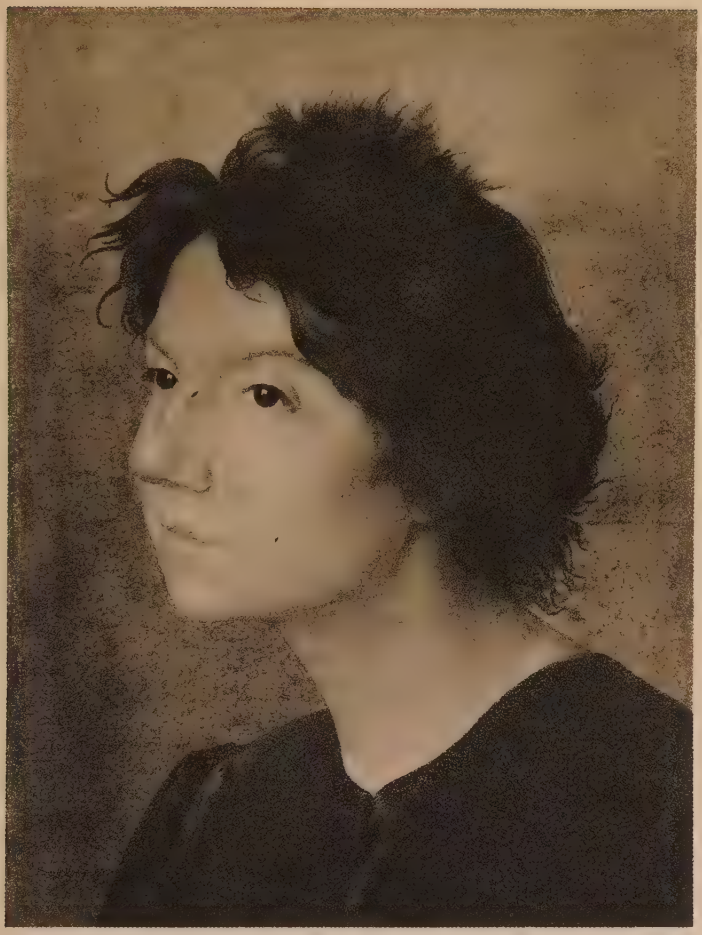
IM GESCHÄFT
(Sechzehn Jahre alt)

BEI meinem ausgesprochenen Geschäftssinn würde ich sehr schnell vorwärtskommen, sagte Mama. Nach zwei Wochen hatte ich einen Posten als „Mannequin" bei Hentenart, dem großen Schneider der Rue du Quatre-Septembre, gefunden, bekam Nahrung und Kleidung und verdiente fünfundsiebzig Franken im Monat, das war großartig! Meine fünfundsiebzig Franken brachte ich vollzählig heim, da ich nie Geldbußen für Zuspätkommen hatte; ich war ein Muster von Pünktlichkeit. Das bin ich geblieben, in den fünfunddreißig Jahren meines Auftretens ist es mir nicht ein einzigesmal passiert, auf der Bühne oder an der Bahn eine Minute auf mich warten zu lassen.

Das neue Glück, das bißchen Ruhe dauerte nicht lange. Nach zehn Monaten mußte ich das Haus Hentenart verlassen, in dem es den Angestellten verboten war, sich zu setzen.

Für anstrengende Märsche waren meine Beine geschaffen, aber von acht Uhr morgens bis neun Uhr abends zu stehen, in drei Salons die dicken Teppiche, die uns die Füße brannten, zu treten, das war eine Marter, die meine zarte Gesundheit nicht aushielt. Wenn ich fortging, waren meine Beine so geschwollen und krank, daß ich, um sie zu heilen, lange Wochen der Ruhe brauchte, in denen ich dann wieder meiner Mutter zur Last fiel.

Eine entzückende Frau namens Barutel war erste



Verkäuferin bei Hentenart; meine Jugend, mein Mut hatten sie gerührt, und als sie ihrerseits das Haus Hentenart verließ, um in dem großen Warenhaus Printemps den Posten einer Direktrice der Kleiderabteilung zu übernehmen, berief sie mich. Ich war sechzehn und ein halbes Jahr alt, ich schwor, ich habe das erforderliche Alter von achtzehn Jahren, und man nahm mich besonders bereitwillig an, weil ich von der reizenden Frau Barutel protegiert wurde.

Acht Monate lang ging alles recht gut, ich verdiente fünfzig Franken im Monat und fünf Prozent von meinen Verkäufen; in der Saison kam ich bis auf hundertfünfundzwanzig Franken! Wir hatten (wieder einmal!) Möbel angeschafft und fingen schon an, uns aus der Affäre zu ziehen, da wurde meine Gesundheit von neuem so bedenklich, daß ich den ‚Printemps' verlassen mußte. „Geben Sie acht auf die Brust", sagte der Arzt... Meine Mutter bekam Angst, und wieder kamen schreckliche Monate für uns beide. Meine Erfahrungen bei Hentenart und im Printemps schienen mir schon hinreichend, um es mit der Hausschneiderei zu versuchen; in den zwei Jahren hatte ich die Bekanntschaft sehr eleganter Damen gemacht; die suchte ich nun auf.

Ich wußte, fast alle schicken Pariserinnen haben eine ‚kleine Schneiderin' für den weniger wichtigen Putz, ich rechnete auf die Sympathie, die man mir entgegenbrachte, und hoffte, mir schnell eine Kundschaft zu gewinnen.

In den großen Geschäften hatte ich ja viel Nützliches gelernt, aber wovon ich noch nichts wußte, war die Gemeinheit gewisser vornehmer Damen, die das Elend der arbeitenden Klasse ausbeuten. Die Gräfin von L...,

die am Park Monceau ein prächtiges Haus besaß, war eine wahre Teufelin! Diese Furie tyrannisierte meine siebzehn Jahre und nützte sie aus, um von meiner bescheidenen Rechnung alles abzuziehn, was ich an meiner Arbeit verdiente, und so arbeitete ich für nichts!

Eine andre große Dame, berühmt wegen ihrer schönen eleganten Erscheinung, kam gleichfalls zu mir. Ich machte ihr wunderbare Abendkleider, die meine Mutter, welche eine hervorragende Stickerin war, mit Blumen und feinen Perlen garnierte; nächtelang nähte ich, um die verlangten dreihundertfünfzig Franken beim Abliefern ‚bar' bezahlt zu bekommen ... Aber Abends empfing die große Dame Deputierte und Minister, der Empfang hatte ihre Geldmittel erschöpft und die kleine Schneiderin mußte warten ... und ich wartete Wochen und Wochen, jeden Tag ging ich hin, um eine Anzahlung zu bitten. Man wies mir die Tür, ich wurde rasend vor Wut, als ich las, die Dame hatte vorgestern einen großen Ball gegeben: „Frau X ...," hieß es in der Zeitung, „trug eine wunderbare perlengestickte Toilette, ein Werk des großen Modekünstlers!" Diese schöne Dame hatte den schlauen Einfall, uns in ihre Kleider und Mäntel Etiketts und Taillenbänder aus den großen Modehäusern, in denen sie sich gleichfalls versorgte, einnähen zu lassen.

Und jene Amerikanerin, die eines schönen Tages aus dem Grand Hôtel mit drei Kleidern, die ich ihr geliefert hatte, abreiste und einfach vergaß, sie mir zu bezahlen!

Anzuerkennen ist, daß in schweren Stunden unsere jungen Arbeiterinnen gut und aufopfernd waren. Sie teilten unsre Not mit bewundernswerter Großmut.

Seither habe ich allen denen, die da nähen, eine Zuneigung bewahrt, ich liebe sie! Der Pariser Arbeiterin

verdanke ich den Kern meines Talents, ja, von ihr habe ich das Leben gelernt, das Leben, welches den armen Mädchen vorbehalten ist, die niemand haben, sie zu verteidigen, nur ihre Vernunft, ihre Scham und ihre Frömmigkeit. Sie stehn ohne Aufsicht im Leben, Vater und Mutter arbeiten beide anderswo, und viele dieser jungen Mädchen ‚von freiwilliger Reinheit' wissen, ihre Tugend ist ihre einzige Mitgift.

Abern neben diesen freiwilligen starken Jungfrauen gab es allerdings auch schwache. Die unterrichteten mich von meinem vierzehnten Jahre an, da bekam ich Dinge aller Art zu hören, denn sobald meine Mutter das Atelier verließ, genierten sie sich nicht, ihre Liebesgeschichten, ihre Freuden und ihren Kummer zu erzählen. O wieviel Verführungsgeschichten hörte ich mit an, die als köstliche Träume begannen und tragisch ausgingen. Eine tiefgründige Lehre wurden mir diese Abenteuer.

Mit achtzehn Jahren wußte ich schon um alle Männerlisten und -tücken. Blieb mein Leib auch rein, ganz rein, die Seele fühlte die Gefahr, der Geist die Besudelung.

Das Leben mitten unter diesen armen Geschöpfen, ganz jungen kleinen Sünderinnen hatte aus mir ein Mädchen gemacht, das auf sehr eigentümliche Art Frau war, ernst und nachdenklich und herb, sehr herb! Diesem Milieu entnahm meine Kunst sicherlich ihr Tiefstes, Menschlichstes, Lebenswahrstes; ich habe alle Herzensnöte des Lebens kennengelernt. Frauen, die niemals lange Zeit sehr unglücklich waren, können sich nicht ‚darauf verstehn', oft wirklich gut zu sein . . .

Oh! Wie ich mir vornahm, gut zu sein, wenn ich eines Tages reich werden sollte!

LETZTE ERINNERUNG AN MEINEN VATER

Im Jahre 1884, als ich siebzehn Jahre alt war (das sind heute zweiundvierzig Jahre her), brachte ich am 13. August meinem Vater zu seinem Namenstag, Sankt Hippolyt, Fuchsien ans Sterbebett. Ich erlebe wieder diese Tage, sehe wieder meine Mutter, die am 5. August aus Paris nach Villedieu-les Poëles in der Normandie herbeigeeilt war in das Wirtshaus von Frau Bochin, welche meinen Vater, der vor ihrer Tür zusammengebrochen war, in rührender christlicher Nächstenliebe pflegte. Auf der letzten Reise seines Lebens hatte die Krankheit ihn plötzlich befallen, er wäre gern zum Sterben in sein schönes normannisches Saint-Lô gekommen, aber Hitze und Strapazen der Reise hatten ihn unterwegs festgehalten.

Seiner Normandie getreu starb mein Vater am 17. August zu Villedieu.

Wenn ich an all das zurückdenke! Erst die Depesche der Gastwirtin, die meiner Mutter mitteilte, mein todkranker Vater verlange nach ihr. Kein Geld in der Kasse, um zu reisen! Was tun? Eine Amerikanerin, Mrs. Hill, für die ich Kleider machte, lieh uns hundert Franken. Meine Mutter fuhr ab.

Dann erbot sich Frau Bochin in liebevoll ehrerbietigem Mitgefühl für meine Mutter, ihr die Kosten meiner Reise vorzustrecken, und am 10. August konnte nun auch ich nachkommen.

Eines Abends, als er fühlte, daß es mit ihm zu Ende

ging, hielt mein Vater meine Hand in seiner und sagte zu mir: „Ich sterbe an den Folgen einer Erkältung, die ich im Klub bekommen habe. Das Spiel ... das Spiel ist schuld daran, daß ihr so verlassen seid. Ich bereue, Töchterchen, ich bereue. Mit dem Spiel habe ich euer beider Glück getötet, nun hat das Spiel mich getötet. Deine Mutter ist eine Heilige ... ich bereue ... oh! wie sehr ich bereue!"

Und als er dann fortfuhr: „Wenn du dich verheiratest, denk an deinen Papa. Wirst du das tun?", erwiderte ich kalt, ohne nachzudenken, ohne zu begreifen: „Vater, ich werde mich nie verheiraten ... ich habe zuviel Angst, unglücklich zu werden! ..." Er drehte seinen armen Kopf nach der Wand um und schwieg.

Meine Mutter fragte ihn, ob er ihr erlauben wolle, ein paar Stunden auszuruhn ... eine Krankenschwester würde kommen, ihn zu warten. Er stammelte ein unbestimmtes „Ja". Die Nonne kam.

Nie werde ich diese Szene vergessen. Als er abends um zehn Uhr die Augen öffnete, bemerkte er die Nonne, die betend neben ihm saß. Mit erstaunlicher Willenskraft richtete er sich in seinem Bett auf und brach in solch ein Gelächter aus, daß meine Mutter und ich aus dem Schlaf aufschreckten und hinzukamen.

Er wandte sich der Nonne zu und rief in ausgelassenem Ton: „Das ist kurios! Du bist ja aus meiner Familie! Du siehst ja aus wie meine Schwestern. Du bist eine Guilbert, nicht wahr?"

Und das zwanzigjährige Nönnchen, offenbar auch Normannin, antwortete ganz bestürzt: „Lieber Herr, wir haben nicht das Recht zu sagen, wer wir sind ... ich bin Schwester Madeleine und sonst nichts!"

„Darauf pfeif ich," sagte mein Vater, „du bist eine Guilbert!"

War sie eine Guilbert? Wir haben es nie erfahren. Mein Vater aber sah ihr immer auf Augen und Lippen, um die Wahrheit herauszubekommen.

Am Abend sagte Frau Bochin, die Wirtin, in scherzendem Ton zu meinem Vater: „Na, Herr Pariser, wenn Sie nichts dagegen haben, käm ich gern mit Bochin zum Essen zu Ihnen herauf. Wir haben den Pfarrer eingeladen. Das ist ein gebildeter Mann. Sie können zusammen über Paris plaudern." Meiner Mutter und mir gaben diese Worte einen schrecklichen Stoß, die alte Bochin bereitete offenbar ‚die letzte Ölung' vor; wie würde der Vater das aufnehmen?

Intuitiv erratend, sagte er mit stechendem Blick: „Mutter Bochin, ich liebe die Pfarrer eigentlich nicht, aber Ihrer muß ein braver Mann sein, er ist doch Normanne? Ja? Dann mag er kommen... aber nicht zum Essen, sondern zum... um.... (er zögerte), um mir die Wegzehrung zu geben" brachte er schließlich heraus. O wie wir drei uns ansahn, der Vater, die Mutter und ich!

Der Pfarrer kam, jovial, ungezwungen, gutmütig dreinschauend, von den besten Absichten beseelt, den Menschen, der noch mit einem Faden an der Erde hing, nicht zu erschrecken.

Meine Mutter und ich hatten uns hinter den Bettvorhang zurückgezogen und hörten nun die beiden von Paris sprechen mit seinen Verführungen zu leichtfertigem Leben, von der Sünde des Ehebruchs... „Bereuen Sie wenigstens, so ein schlechter Kerl gewesen zu sein", sagte der Priester in spaßhaft zeterndem Ton. „Nein," rief mein Vater, „wenn's etwas gibt, wonach ich mich zurücksehne, dann sind's die Frauen! Mein

lieber Herr Pfarrer, Sie kennen das nicht ... aber die Frauen ... das ist das wahre Leben!" Der Pfarrer wollte ihm vor der großen Reise unbedingt die Absolution geben. Das fing er geschickt an, er lachte laut und sagte: „Sie sind mir der Rechte! Und Ihre Frau, diese Heilige, wie Sie immer sagen, was meint die dazu ... na?" Mit seltsamer, gleichsam ferner Stimme erwiderte mein Vater: „Ja, da, da sitzt meine Reue! Ach, Pfarrer, was hab ich ihr für Kummer gemacht! Ja ... um ihretwillen ... bereue ich. Möge sie mir vergeben. Ich bin ein Bummler, ein Spieler gewesen, und meine Frau und meine kleine Tochter ..." Er bekam eine Ohnmacht.

Als er wieder zu sich kam, sah er den Priester stehend Gebete sprechen, da winkte er meiner Mutter und mir, wir sollten an sein Bett kommen, er küßte uns, und während das heilige Öl über das Innere seiner Hände floß, flüsterte er deutlich: „Ich muß dran glauben", und starb.

Es war das erstemal, daß ich einen Toten sah. Wochenlang blieb davon ein Schreck in mir.

Die kleine Nonne (war sie eine Guilbert?) machte sich schnell auf den Weg, um aus ihrem Kloster Blumen, Wäsche, Kerzen zu holen, und zwei Tage später, am 17. August, trugen Nachbarn des Gastwirts (einen Leichenwagen gab es in Villedieu nicht) meinen Vater auf ihren Armen zu Grabe, sechs Nonnen gaben ihm das Geleit und etwa sechzig kleine Mädchen aus dem Kloster, in weißen Kleidern mit Kerzen in den Händen ...

Gebete der Priester und Jungfrauengesang begleiteten durch Buchweizenfelder, Mohn und Kornblumen diesen Pariser Liederjahn, und hinter uns drein gab die strahlende Sonne ihm einen letzten Kuß.

EIN SCHMAUS

DAMALS arbeitete ich zu Hause, und wenn dann die tote Saison kam, hatte ich ein hartes Leben. Während ich bei Hentenart und im Printemps regelmäßig ernährt worden war, mußte ich jetzt am Wochenende, wenn die Kundinnen die Bezahlung ihrer Rechnungen aufschoben, immer im Quartier herumgehn und zusehn, daß ich mein ‚Futter' auf Kredit bekam. Ach die Jagd nach dem lieben Brot! Was für schreckliche Augen mir der kleine Krämer in der rue Miromesnil machte, wenn ich sagte: „Meine Mutter wird morgen herankommen..." Vor allen Leuten schrie der Krämer: „Ist das aber auch sicher, Kleine? Sonst brauchen Sie sich hier nicht mehr sehn zu lassen!" Gott! Wie schlug mir das Herz, wie klopfte das Blut in meinen Ohren!

Die Bäckerin war freundlich, sie wußte vielleicht Bescheid mit dem Leben der Arbeiterinnen in Paris. Aber der Schlächter war gräßlich. Waren drei kleine Rechnungen für zwei Koteletts nicht bezahlt, wies er einen kurz ab, wurde brutal und unverschämt. Ich hatte Hunger, aber lange Wochen gingen hin mit nichts als Brot und Käse.

Einmal machte ich meiner Mutter eine große törichte Überraschung. Seit vielen Tagen hatten wir kein Stückchen Fleisch gekostet, und als ich nun ausging, um für drei Sous Käse zu besorgen, kam ich an einer herrlichen Geflügelhandlung vorbei.

Ach, wenn ich der Mama eins von diesen prachtvollen Tieren zu essen geben könnte ...

Da lagen ausgebreitet auf schönen Tellern gekochte Hühner von Kresse umgeben ... Ich sah sie an und dann – faßte ich mir ein Herz und trat in den Laden.

„Was kostet das Huhn?“

„Fünf Franken, kleines Fräulein.“

„Schicken Sie es zu Frau Guilbert, rue de la Boétie 42“, sagte ich in ungezwungenem Ton und setzte hinzu: „Das Huhn wird zu Hause bezahlt werden ... Ich habe gerade alles, was ich bei mir hatte, ausgegeben.“

Dann sah ich noch wie der Laufjunge mit dem Huhn abzog ... Ich war toll vor Freude bei dem Gedanken an das erstaunte Gesicht meiner Mutter, ich wußte, sobald Geld da war, werde man zahlen, der Kaufmann würde nicht davon sterben, daß er auf unsre fünf Franken warten mußte, und für uns war's eine Wohltat.

Ich sah dem Laufjungen nach: er trat in unser Haus und dann kam er wieder heraus mit seinem Huhn! Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Ich lief ihm nach.

„Sie tragen Ihr Huhn wieder zurück? Warum?“ fragte ich ihn.

„Die Dame hat es nicht gewollt ...“

„Wie? Was hat sie denn gesagt?“

„Es sei ein Irrtum, sie habe nichts bestellt ...“

„Das ist doch klar,“ sagte ich, „ich bin ja in Ihren Laden gegangen. Geben Sie nur mir das Huhn, ich bringe es selbst hin ...“

„Und mein Geld?“ meinte der Laufjunge.

„Ich komme morgen oder übermorgen und begleiche die Rechnung, wenn ich meine Besorgungen mache.“

„Schon gut,“ sagte der Laufjunge, „wenn Sie dran vergessen, ich habe ja die Adresse.“ Und er übergab mir das Huhn.

Also endlich gab es etwas Gutes zu essen!

Zu Hause angekommen, legte ich mein Huhn in aller Stille auf den Tisch. Die Mutter hatte zwei Teller und zwei Messer hingetan, da sie nur auf Brot und Käse gefaßt war.

Ich ging zu ihr ins Zimmer, wo sie arbeitete. Lachend sagte sie: „Beinah hätten wir ein Festmahl gehabt... stell dir vor, man hat ein Huhn angebracht. Wahrscheinlich eine Namensähnlichkeit... ich habe es natürlich zurückgeschickt, das Huhn; die Dame, die es bestellt hat, wird üppiger schmausen als wir... gelt, mein armes großes Kind?“

„Ach was,“ sagte ich, „sie hat vielleicht Zahnweh.“

Während dieses Gesprächs war meine Mutter aufgestanden, und wir gingen ins Eßzimmer, wo uns die Überraschung erwartete.

Meine Mutter mußte laut auflachen, als sie das Tier wieder auf unserm Tisch sah, fünf Minuten lang kamen wir nicht zum Sprechen, sie lachte, ich lachte, sie küßte mich, ich küßte sie, es war unglaublich.

Dann erzählte ich meinen kecken Streich.

„Aber,“ sagte die Mutter, „vor einem Monat werden wir kein Geld haben, hoffentlich ist der Kaufmann ein braver Mensch und kann warten.“

„Ja doch, ja doch!“ sagte ich. „Jetzt aber zu Tisch!“

An diesem Tag hatten wir ein königliches Mahl, das uns den Magen wieder etwas auffrischte. Ach, wir mußten die kleine Orgie mit den Schimpfereien büßen, die der Laufjunge jeden Tag regelmäßig von elf bis zwölf im Hof des Hauses losließ! Alle Leute in den

sechs Etagen waren auf dem Laufenden über diese Schuld von fünf Franken. Ich höre noch seine heisere Stimme: „Das nudelt sich, das ißt Hühner, und dabei wollen das Arbeiterinnen sein, Diebe sind's!"

Vierzehn Tage lang machte er solchen Lärm, daß uns schließlich die Portierfrau die fünf Franken vorstreckte. Meine Mutter und ich wagten uns kaum mehr vor die Tür, wir wurden rot, wenn uns Nachbarn auf der Treppe begegneten.

Ach war das eine schreckliche Zeit! Eingedenk der bösen Schlächter und Krämer, der harten Lebensmittelhändler habe ich, seit ich Künstlerin bin, all denen die zu mir kommen und betteln: „Erbarmen! Mich hungert!" ein wahres Vermögen gegeben. Ich habe an die alten Zeiten gedacht und habe gegeben und gegeben, denn jedesmal wenn ich selbst arm bin und singe, wirft Gott mir ja auch ein paar Groschen zu; die teile ich dann.

ZWEI MÄNNER TAUCHEN AUF

DA kam ein Tag, vom Schicksal bestimmt. Und von diesem Tag sollte mein ganzes künftiges Leben abhängen.

Auf der Straße folgte mir ein älterer Mann. Er sprach mich an: ich sei herrlich gewachsen ... eine elegante Erscheinung ... Ich drehte mich nicht um. „So hören Sie doch, mein Fräulein ... Gehn Sie nicht so schnell, liebes Fräulein. Hören Sie mich, ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen ... einen sehr ehrenhaften Vorschlag. ... Ich bin Zidler, der Direktor des Hippodroms..." Ich hatte eine schnellere Gangart eingeschlagen, kam aber so rasch außer Atem, daß ich sie verlangsamen mußte, sonst wäre ich gefallen!

Das machte er sich zunutze, um genau mein Gesicht zu betrachten, denn bis dahin hatte er mich nur von hinten gesehn. Ich war sehr eingeschüchtert.

„Liebes Fräulein, beruhigen Sie sich und lassen Sie mich langsam neben sich gehn ... Ich bin alt und kann nicht laufen."

Ich gab keine Antwort.

„Nun also, ich mache Ihnen den Vorschlag, Ihnen Reitunterricht zu geben. Ich will aus Ihnen die schönste Kunstreiterin von Paris machen!"

Ich mußte hell auflachen. Er fuhr fort:

„Lachen Sie nicht ... in zwei Jahren werden Sie jährlich 20000 Franken verdienen ..."

Ich spitzte das Ohr.

„Was tun Sie im Leben? Arbeiten Sie?"

„Jawohl . . .“

„Nun und würden Sie gern Kunstreiterin werden?“

„Meine Mutter würde nie und nimmer damit einverstanden sein . . .“

„Ich werde sie aufsuchen.“

„O nein! Lassen Sie mich erst mit ihr sprechen . . .“

Er gab mir zwei Plätze für Mama und mich zur Vorstellung im Hippodrom, wir sollten ihm ‚unsere Antworten‘ bringen . . .

„Überlegen Sie sich's, Sie sind noch jung, das kann Ihr Glück werden.“

Und als er sich dann verabschiedete, sah er mich noch einmal vom Kopf bis zu den Füßen an: „Das gibt eine Kunstreiterin! eine prachtvolle Kunstreiterin!“

Väterlich reichte er mir die Hand, und ohne Zaudern gab ich ihm meine; so machte ich die Bekanntschaft eines der merkwürdigsten, klügsten Männer von Paris, der mir bis zu seinem Tode ein treu ergebener Freund und Berater geblieben ist.

Als ich der Mutter mein Abenteuer erzählte, wurde sie böse. „So ist's recht! Reite, brich dir Hals und Bein . . . und was wird dann?“ . . .

Ich sagte, ich habe eine Antwort zu bringen versprochen.

„Gut, du kannst Fräulein Masson bitten, dich ins Hippodrom zu begleiten, ich komm nicht mit.“

Zwei Tage später waren unsere Zuschneiderin, Fräulein Masson, und ich im Hippodrom.

Wir ließen Zidler benachrichtigen.

Er eilte herbei.

„Nun?“

„Mama will nicht.“ Dann als ich neben ihm in seinem Bureau saß, erzählte ich ihm von Arbeit und

Kämpfen meines Lebens und von meiner Kränklichkeit, die meine Bemühungen lähmte.

„Und sehen Sie, Herr Zidler, ein neuer Beruf, das wäre nur ein neues Elend... Ein Unfall könnte mich auf Monate ins Hospital bringen... Was soll dann aus meiner Mutter werden?“...

Er hörte... und sah mich an.

„Arme Kleine,“ sagte er schließlich gerührt, „nun, um Sie zu zerstreuen, werde ich Ihnen von Zeit zu Zeit Plätze für das Theater schicken. Ich bekomme sie von allen Bühnen.“

Nach diesem Versprechen verließ ich den guten Zidler.

Zwei Monate später erhielt ich zwei Parkettplätze für das Theater Porte-Saint-Martin, um Sarah Bernhardt zu sehn. Ich war toll vor Freude! Noch nie hatte ich die wunderbare Künstlerin gesehn. Wieder begleitete mich Fräulein Masson, da meine Mutter leidend war.

Kaum hatten wir im Theater unsere Plätze eingenommen, so setzte sich auf den Klappsitz neben mir ein Herr. Ich beachtete den Nachbar weiter nicht. Der Vorhang ging auf. Man gab *Kleopatra*. Nervös und aufgeregt wartete ich auf Sarah Bernhardt... Schließlich trat eine schöne, junge, herrlich gekleidete Frau auf... Das war Kleopatra!

Ich lauschte... ich schaute... ich verlor keine Gebärde, keinen Laut, und als der Akt zu Ende war, fühlte ich mich tief enttäuscht...Auch Fräulein Masson war nicht begeistert.

Da teilte der Herr auf dem Klappsitz, den unsere Kritiken über die Maßen ergötzten, uns mit, Sarah Bernhardt sei auf dem Wege zum Theater von einem

Unwohlsein befallen worden und wir haben ihre Stellvertreterin gesehn.

Er reichte mir seine Karte.

EDMOND STOULLIG

Theaterkritiker

„Sie kennen natürlich Sarah Bernhardt gut...", sagte ich.

Er lächelte.

„Ach," sagte ich, „ich habe eben kein Glück!"

„Sie finden die Stellvertreterin nicht gut?"

„Nein."

„Weshalb?"

„Sie spricht schlecht, und ihr Schmerz ist unwahr ...für mein Gefühl", setzte ich hinzu; ich schämte mich mit einmal, so absprechend gewesen zu sein.

Er interessierte sich die ganze Zeit für alles, was ich vorbrachte, und plötzlich rief er: „Sie müssen zur Bühne, liebes Fräulein, bei Ihrer Intelligenz werden Sie sicher Erfolg haben." Unablässig sah er mich an.

Und in der Pause versicherte er mir noch einmal, ich müsse zur Bühne.

„Ich gebe Ihnen eine Empfehlung an einen ausgezeichneten Lehrer."

Er schrieb mir auf seine Karte: Landrol, 101 rue Lafayette. „Ich werde ihm schreiben", versprach er.

Von diesem Tage datiert Stoulligs langjährige treue Freundschaft zu seinem „Patenkind" Yvette.

Zu Hause erzählte ich der Mutter mein Abenteuer...

Sie hörte mir zu, und sagte dann zu meiner großen Überraschung: „Meinetwegen, versuchs einmal."

Schon damals sang ich sehr gern.

„Ach," sagte ich, „wenn ich nur mehr Stimme hätte, ich würde den Genre Judic oder Chaumont probieren ... aber mit meinem dünnen Stimmchen ist's nicht möglich."

Nun begannen die großen Träume... Ich schrieb an Zidler, teilte ihm meinen neuen Entschluß mit; er antwortete, dabei würde ich auch nur Hunger leiden (denn im Anfang würde ich sehr wenig verdienen), aber wenigstens auf muntere Art.

Ich nahm bei Landrol Unterricht; nach Verlauf von acht Monaten schickte er mich, wie alle seine Schüler, als Debütantin ins Theater Bouffes-du-Nord. In einem Drama von Alexander Dumas, *Königin Margot*, wurde mir die schöne Rolle der Frau von Nevers anvertraut.

Da ich etwas Geld für Schminke, Schuhe und Handschuhe brauchte, schrieb ich dem guten Freund Zidler.

Die Antwort war ein schöner Hundertfrankenschein! ... Und dann trat ich zum erstenmal auf! In Kostümen, die ich für drei Franken geliehen hatte, auf dem Kopf ein Diadem, das bei jeder Bewegung, die ich machte, komisch rutschte.

Nie werde ich diesen ersten Abend vergessen... meine Aufregung... meine Angst vor dem Anfang, meine Freude, als alles vorüber war, und auch die Freude von Abel Ballet, dem alten Direktor dieser Bühne, der sich bei jeder Aufführung fragte, ob sie auch glücklich zu Ende gehn werde! ... Schöne Jugend... Als echtes ‚Pariser Laufmädel' streckte ich die Beine und war mit vier Schritten über die ganze Bühne wie ein Soldat! Und wenn bei komischen Epi-

soden das Publikum lachte, dann dachte ich nicht mehr an meine Rolle, sondern lachte mit.

Dies Vorstadtpublikum, das immer nur Anfänger zu sehn bekommen hatte, nahm all das weiter nicht übel ... Es war im Theater, es amüsierte sich und damit gut.

Das war im Jahre 1885. Ich spielte da fünf oder sechs Stücke, und da mich freundliche Schauspieler an einen Geldverleiher empfohlen hatten, der armen Künstlern kleine Summen vorstreckte, hatte ich ein bißchen Taschengeld.

ADELINA GAILLARD

HOLDES Geschöpf!

Seltsame kleine achtzehnjährige Modistin, mit Fingerhut und Nadel anno 1883 von Sedan nach Paris gekommen, nun ruhst du schon seit sechzehn Jahren in meiner Grabstätte auf dem Père-Lachaise. Eines Tages wird man mich neben dich legen, Lina, die du meine Schwester warst. Wer hätte das gedacht, daß ich dir einmal deine ewige Wohnung in einem Winkelchen der meinen bereiten würde?

Ich seh dich deutlich, wie du zur Zeit deiner schönen arbeitsamen Jugend warst, deinen brünetten Kopf mit den großen grünen Augen, den gepreßten Mund mit den weißen Zähnen. Und so schweigsam warst du und warst es absichtlich, das gab deinem ganzen Wesen eine wunderbare Ruhe!

Wir beide, du in deinen Modehäusern, ich in meinen Schneiderateliers, wir machten Pläne, uns „eines schönen Tages" zusammen zu etablieren. Meine Mutter ermutigte uns in unsern Projekten. „Zwei ernsthafte junge Mädchen wie ihr," meinte sie, „die werden es schon zu etwas bringen. Wenn man nur Kapital hätte, um einen kleinen Laden einzurichten!" Du sagtest nichts, du schütteltest den Kopf. Und an schönen Sonntagen im Tuileriengarten fingen wir wieder von unsern Träumen zu sprechen an. Als ich mich dann entschloß, zur Bühne zu gehn, warst du sprachlos. Es war wie ein Verrat an dir. „Und unsre Arbeit, Yvette, unsre Arbeit", sagtest du. Arme liebe Lina, so ehrenhaft, so aufrich-

tig; vielleicht hat Gott meine Bemühungen nur begünstigt, um dir die Freude zu machen, eine richtige ‚Inhaberin' zu werden und mir die Möglichkeit zu geben, dir ein kleines Modehaus einzurichten, das ‚New-House' in der rue de Clichy, wo ich dich später auf deinem Totenbett gesehn habe im Kranz deiner weißen Haare... Dein traumschweres Herz war durchaus nicht dafür geschaffen, den Kampf mit dem Pariser Leben aufzunehmen, das für hübsche Mädchen so gefährlich ist, wenn sie arm sind. Habe ich dich gut gekannt? Es war soviel Geheimnis in dir. Ich sah dich immer an der Arbeit, stumm und ernst, und wenn man von Liebe sprach, fiel's wie ein Schleier über dein Gesicht, und deine reizende Verschämtheit machte uns allen tiefen Eindruck. Wie oft seit du tot bist, hab ich an dich gedacht, kleine Modistin, so sittsam und so zart... Wie verzweifelt du warst, als er, der dir seine Liebe erklärt hatte, eine andere heiratete!

Wie glücklich du warst, wenn ich in der toten Saison zu dir sagte: „Vorwärts, mach die Bude zu, und laß uns schnell nach London oder nach Cabourg oder nach Italien reisen." Dich zu belohnen für deinen edlen Fleiß, war eine große Freude für mich, die ich selbst so stolz darauf war, durch meine Arbeit unabhängig zu sein.

Nie werde ich vergessen, wie bewegt du warst am Tage meiner Hochzeit, wie du weintest im Wagen! Von Jahr zu Jahr wurde unsre Freundschaft inniger, bis dein Tod sie zerbrach.

Nie, nie hätte ich geglaubt, daß man sterben und dabei lächeln kann! Dein schönes Gesicht strahlte wie das Gesicht einer verzückten Heiligen. Wie oft habe ich seither, seit 1910, zu meinem Mann gesagt: „Wer weiß, ob sie wirklich tot war?" ...

Liebe Lina, du hast wie ich als gute kleine Arbeiterin angefangen, du warst meine Schwester lange Lebensjahre hindurch, warst vertraut mit meinen Sorgen und Freuden, dein aufrichtiges, treues Herz ist mir ein Vorbild gewesen.

BOULEVARDTHEATER

EINES Abends erschien in den Bouffes-du-Nord Herr Marx, der Direktor des Théâtre Cluny, und bat mich, von heut auf morgen für seinen Star ‚Aciana', der erkrankt war, einzuspringen.

Ich nahm an und wurde auf einen Monat im Cluny engagiert. Es war Pfingsten. Ich kannte das Stück nicht. Von der ersten Vorstellung habe ich alles vergessen außer einer komischen Szene, die nicht dazu gehörte und das Publikum überraschte.

Ein alter brummiger Komödiant, namens Allard, hatte in dem Stück einen Dialog mit einer jungen Schauspielerin, die gerade sehr heiser war. Der mürrische Alte zwang sie boshaft, ihre Worte zu wiederholen; die Kleine überschrie sich und wurde immer heiserer; da rief ich, die auf der Bühne stand, ihm spöttisch zu: „Na, Alter! Sie sind wohl taub, was?... In Ihren Jahren tut man was dagegen... aber schnell, ehe es zu spät ist!" Der Schauspieler machte ein Gesicht, über das sich das Publikum vor Lachen wälzte; ich rief wieder: „Die Kleine ist heiser, Sie sind taub ... da werde ich Ihnen ins Ohr schreien, was sie Ihnen zu sagen hat..." Und ich brüllte die Worte der netten kleinen Schauspielerin, die sich vor Verwunderung gar nicht fassen konnte! Der alte Komödiant beklagte sich beim Direktor. Als der mich dann kommen ließ, erklärte ich ihm, wie gemein sich der alte Mime benommen hatte. „Sie sind Debütantin, Sie dürfen nicht so zu Herrn Allard reden!"...

„Debütantin oder nicht, ich wollte der heiseren Kleinen zu Hilfe kommen, auf den Alten pfeif ich!" Marx war entzückt über meine Antwort! Er verwendete sich für mich, damit ich ‚auf den Boulevards' auftrete, er suchte den alten Brasseur, den Direktor der ‚Nouveautés' auf, welcher mir Rollen in den Einaktern anvertraute, die vor den großen Stücken gespielt werden. Nun war ich ‚auf den großen Boulevards!' Drollige Eitelkeit der Jugend!

Ich war noch so ein Dummchen! Für meine ‚Rollen' brauchte ich Toiletten ... woher die nehmen? ... Ich verdiente in den ‚Nouveautés' 150 Franken im Monat.

Ich beschloß in ein Modehaus zu gehn und zu bitten, man möge mir solange Kredit geben, bis ich „eine Situation" hätte. Das Haus Ohnet, rue du Quatre-Septembre, hatte Vertrauen zu mir.

Ich sagte Frau Ohnet, ich sei bei Hentenart und dann im Printemps angestellt gewesen, habe nicht länger mit meiner Mutter so dahin leben mögen und versuche es nun mit dem Theater. Ich gab ihr als ehrenhaftes Mädchen mein Wort, ich werde ihr meine Schuld bezahlen, sobald ich ein ernstliches Gehalt bekomme. Sie ging darauf ein. Ich war gerettet.

Ach nein! ... gerettet war ich nicht, denn als ich meinem Direktor mitteilte, daß ich imstande sei, mich gut anzuziehn, erwiderte er:

„Ja ... aber du bist in einem ausgesprochen komischen Theater und dabei selbst so trist, dich werde ich nie brauchen können, mit deinem Gesicht mußt du Tragödien spielen, du kannst ja nicht lachen, meine arme Yvette, *du hast keinen Gesichtsausdruck!*"

Keinen Gesichtsausdruck! Wie oft ich dies Wort zu hören bekam ...

„Aber ich versichere Ihnen, Herr Brasseur, ich habe meinen eignen komischen Genre. Geben Sie mir eine Rolle, Sie werden sehn... Soll ich Ihnen mal ein komisches Lied vorsingen?"

„Nein, nein, laß mich in Ruhe, du bist trist... Geh' ans Odeon, ans Gymnase, hier wirst du nie und nimmer etwas zustande bringen."

Ich war ganz trostlos... man hielt mich nicht fest, als ich verlauten ließ, das Théâtre des Variétés wolle mich engagieren. Brasseur zerriß meinen Kontrakt und ich ging zu den ‚Variétés'.

Da hatte ich auch nur 250 Franken im Monat, bekam aber gute kleine Rollen. Ich wußte, als Debütantin mußte ich mich eben gedulden... Das tat ich, ich hatte ja Beispiele sehr bekannter Schauspielerinnen vor Augen, die damals nur 1000 Franken im Monat verdienten! Réjane zum Beispiel.

In den ‚Variétés' bekam ich glänzenden Gratisunterricht, ich brauchte nur die berühmte Truppe anzusehn; es war die Zeit von Judic, Réjane, Dupuis, Baron, Christian, Lassauche, all den Großen von damals. Bei jeder Probe lernte ich eine Menge Dinge, und indem ich sah, wie dramatische Kunst erarbeitet wurde, habe ich singen gelernt! Die großen Schauspieler haben meine ‚Manier' beeinflußt; wenn ich später ein Lied einstudierte, bemühte ich mich, ‚es zu spielen'.

In den ‚Variétés' lernte ich alle Tricks und Kniffe der Schauspielerinnen, Schauspieler, Direktoren und Autoren kennen, und ich sagte mir: „Um mit diesem Beruf in Paris seinen Weg zu machen, bedarf es mehr als der Diplomatie. Werde ich mich aus der Affäre ziehn?"

Einmal bekam ich eine entzückende Rolle in einem Stück von Millaud. In seinen Stücken war die Judic der Star, sie war reizend kameradschaftlich mit den ‚Kleinen', ich sagte ihr, wie froh ich sei über meine Rolle. Ach, zwei Tage darauf wurde sie mir weggenommen, eine blendende Person, halb Schauspielerin, halb Kurtisane, bekam sie.

Warum? Sie war die Mätresse eines der größten Aktionäre des Theaters.

Tränenüberströmt ging ich zum Direktor Bertrand, der mir sehr ruhig sagte:

„Mein Kind, das sind Verpflichtungen, denen kein Theater sich entziehen kann... Sie werden noch ganz andre Dinge erleben. Wir haben mit so vielen Leuten zu rechnen... Glauben Sie, daß ich diese Frau zu meinem Vergnügen engagiere, eine Frau, die weder sprechen noch auf der Bühne sich bewegen kann?... aber, merken Sie sich's, auf dem Theater kann niemand von sich behaupten, frei zu sein, wir alle sind Sklaven von allen."

„Also ist das eine Laufbahn, die einen lebenslänglich entmutigen kann!" sagte ich. „Das ist ja entsetzlich! Wenn man kein Star ist, wie soll man sich dann durchsetzen?"

„Man muß einer werden", erwiderte Bertrand.

Mir war kalt ums Herz, als ich das Direktorenzimmer verließ... Sicher würde ich erst nach langen Jahren in diesem Beruf vorwärtskommen. Und dann diese trübe Intrigenatmosphäre... Man mußte sich mit Fräulein X gut stellen... weil ihr Liebhaber Redakteur an dem und dem Journal war... auf einen Wink von ihr verriß oder verhimmelte er einen. Dem Schauspieler Y durfte man nicht mißfallen, weil seine

kleine Freundin in dem Stück mitspielte und er wollte, daß von den kleinen Rollen nur ihre beachtet werde. Zu jedem Stück mußte man neue Kostüme haben, und zu meinem Unglück geriet ich gerade in eine Saison, in der hintereinander vier Stücke durchfielen! Vier Stücke, in denen die Judic mitspielte! Das Ende der Saison war ein harter Schlag, da gab es ein Stück *Die Japanerin,* das nur ein paar Tage gespielt wurde, und meine Rechnung bei der Schneiderin stieg und stieg. Ich schuldete ihr schon über 6000 Franken, und es war eine Ehrenschuld, ich wußte nicht mehr, wo mir der Kopf stand.

„Wann werde ich denn zu einem reellen Gehalt kommen?" fragte ich Zidler.

„In zehn oder fünfzehn Jahren; in Paris sind weibliche Karrieren sehr langsam... Hab Mut, Kleine... Mut ist eine Tugend; aber auf dem Theater sind ein paar gute Laster mehr wert als eine Tugend..."

Das hatte ich auch schon längst gemerkt!

Als ich in den Bouffes-du-Nord debütierte, hatte ich mit zwei Jahren bis zum ‚Arrivieren' gerechnet! Ich wußte eben nichts vom Theater, ich glaubte, man brauche nur gutes Material in sich zu haben, um ein Künstler zu werden und seinen Lebensunterhalt zu verdienen.

Ein Wahn! In Paris bahnte die großen Karrieren vor allem der Zufall an, das Glück. Dem Zufall, dem Glück mußte man nachhelfen...

Monate um Monate vergingen, die beiden Jahre, die ich mir angesetzt hatte, waren beinah vorbei... da kam der Sommer, die ‚Variétés' wurden geschlossen, und ich ging mit Baron und seiner Truppe auf die Tournee.

Baron war, neben Dupuis, der große männliche Star der ‚Variétés' und einer der Lieblinge von Paris.

Baron hatte meinen friedlichen und immer gleichmäßigen Charakter sehr gern, er wußte, ich hatte nie mit jemandem Streit, und seine Sympathie hatte mir schon zweimal nette kleine Rollen verschafft. Die Tournee reiste mit einem Stück von Meilhac und Halévy: *Decoré*. Der Star war Jane May.

Ich hatte darin eine reizende Rolle, und obendrein spielte ich zu Anfang der Vorstellung in einem ganz entzückenden Akt desselben Autors, *La Sarabande du Cardinal*.

Meilhac kam einmal auf die Probe; da trat er an mich heran und sagte: „Ausgezeichnet, liebes großes Kind!"

Und in allen Städten, durch welche die Tournée kam, hatte denn auch der kleine Akt, in dem ich die Hauptrolle spielte, großen Erfolg! O wie froh und voll Hoffnung ich war.

Zu dieser Sommertruppe gehörte ein talentvoller Schauspieler, der früher Mitglied der Comédie-Française gewesen war. Er war sehr lustig und sang mit viel Geist Operettenmelodien; unterwegs auf der Eisenbahn sang er immer mit mir zusammen, um unsere Kameraden zu unterhalten. Es war Baral.

Als echtes Pariser Mädchen konnte ich Hunderte von Liedern; Baral brüllte mir begeistert in die Ohren: „Steck doch das Theater auf, du törichtes Geschöpf! Im Café-Concert kannst du schon morgen soviel verdienen wie auf dem Theater höchstens in zehn Jahren! – Für die Operette von heute hast du nicht genug Stimme, aber für die Chansons reicht es. Was verdienst du in den Variétés?"

„Zweihundertfünfzig Franken."

„Ich wette mit dir, im Eldorado kannst du anfangen mit... mit 600 Franken!"

Ich war ganz benommen... 600 Franken!... So gut wie keine Ausgaben für Toilette im Vergleich mit dem Theater... das war eigentlich ein guter Gedanke; beglückt, voll Vertrauen, erzählte ich ihm, daß ich während meiner ganzen Kinderzeit viel Erfolg als kleines Gesangswunder gehabt hatte... Ich imitierte die große Theresa! Ich band mir Servietten um die Taille, um einen Schlepprock zu haben, und machte die schöne Künstlerin nach! Ich sang für mein Leben gern; aber mit fünfzehn Jahren wurde durch Entbehrungen aller Art meine Stimme klein, und wenn sie auch noch Charme hatte, sie war doch gar zu winzig... Das Elend hatte sie abgenutzt, aber sie war exakt und sehr rein. Und dann, man konnte doch versuchen! Wer weiß?... Aber meine Tourneekameraden zeterten! Was? Zum Tingeltangel gehn, wenn man vom Theater ist? Pfui! Aber das Brot, das tägliche Brot wollte verdient sein... die Augen meiner Mutter wurden von Tag zu Tag schlechter... Immer nähen und nähen... Würde es endlich zu mir kommen, das Glück?

ICH SINGE VOR / ELDORADO

ENDE August 1889 war die Tournee Baron zu Ende.

Ein Septembertag. Paris in herrlichen Sonnenschein gebadet. Solch ein glorreicher Tag, sagte ich mir, muß mir Glück bringen. Ich stellte mich also im Eldorado, dem großen ‚Concert de Paris' der Comédie-Française des Chansons, vor.

Die Direktrice ließ mich vorsingen. Ich sang ihr ein Lied aus dem *Pariser Gassenjungen,* einer Operette, die Jeanne Granier kreiert hatte.

Die Direktrice hörte zu, verzog das Gesicht und flüsterte mit zwei schwarzen Männern, Zwillingen, Pariser Berühmtheiten und hervorragenden Sängern, den Brüdern Lionnel.

Ich sah, wie sie gestikulierten und ihr zuredeten ... Sie schüttelte den Kopf, zuckte mit den Schultern, ich hörte wie sie sagte:

„Gut, Sie werden schon sehn, ich werde sie engagieren ... aber leisten wird sie nichts ... gar nichts."

„Pardon," erwiderten die Brüder Lionnel, „sie hat eine originelle Art zu singen, als gute Schauspielerin singt sie wie man singen muß; ihr fehlt die Routine, aber Sie werden sehn, Sie werden schon sehn ... Sie kommt vom Theater, wo man anders singt als im Café-Concert, aber in dieser Kleinen steckt etwas."

Während zwischen den Dreien um ‚mein Leben' gestritten wurde, sah ich fassungslos auf Frau Allemand, die Direktrice des Eldorados. Ich konnte meine Augen nicht wegwenden von ihrem schon gealterten

Gesicht, das rosa und lila geschminkt war. Ihr Mund war ganz violett über den gelben Zähnen, das Haar schrecklich gekräuselt... Und über all dem thronte ein unglaublicher Federhut, der wahre Leichenwagenpuschel; in den Ohren hatte sie Diamanten, an den Fingern Türkise, Goldketten um den Hals und Bracelets um die Handgelenke, und trotz diesem geschmacklosen Aufputz bewahrte sie eine Art Haltung aus ihren früheren schönen Tagen, denn die Dame war eine Schönheit gewesen, so schön, hieß es, daß einer ihrer mächtigen Bewunderer, Herr von M..., ein großes Tier im Stadtrat von Marseille, vor sechzig oder noch mehr Jahren, ihr zum Ankauf eines schönen Bräus an der Cannebière verholfen hatte. Als dann die ‚schöne Limonadiere', wie man sie damals nannte, Geld gemacht hatte, kam sie nach Paris. Und zusammen mit dem *Café-chantant* Eldorado kaufte sie das dazugehörige Café de l'Eldorado; da konnte man Herrn Allemand sehn, ein unwichtiges Männchen, das sich schwerfällig herumdrückte, Bureau und Küchen und die Beschaffung der Getränke überwachte und seiner Frau, der weiland schönen ‚Límonadière' von Marseille, die Aufgabe überließ, die *Comédie-Française des Chansons* zu leiten.

Alle Größen des Chansons erschienen da vor einem Publikum von kleinen Kaufleuten und Kommis.

An jenem Septembertag des Jahres 1889, an dem ich mich im Eldorado vorstellte, sollte die schöne Limonadière über mein Schicksal entscheiden... Mit lauer Stimme und als wäre es wider Willen, bot mir die dicke Dame einen Kontrakt auf drei Jahre an. Mehr als eine Stunde redete ich, um ‚meine' 600 Franken im Monat für das erste Jahr, 700 für das zweite,

800 für das dritte durchzusetzen. Im November sollte ich debütieren.

„Arbeiten Sie, liebes Kind," sagten die Brüder Lionnel zu mir, „arbeiten Sie, und Sie werden eine sehr nette Diseuse werden."

Ich lief in die ‚Variétés' und setzte die Auflösung meines Kontraktes durch; mein Direktor, Herr Bertrand, machte mir keinerlei Schwierigkeiten; er gratulierte mir zu meinen 600 Franken im Monat.

„Alles kommt auf den Erfolg an," sagte er, „Sie haben also eine Stimme, Yvette? Viel Glück!"

Nun mußte ich Lieder finden, um im November damit zu debütieren. Ich hatte zwei ganze Monate vor mir. Vor allem wollte ich ein bißchen die Atmosphäre, den Geist dieser Cafés-Concerts kennenlernen, die ich nie besucht hatte. Zwei Wochen hindurch ging ich also überall hin, um mich darüber zu unterrichten. In den größten wie in den kleinsten stellte ich die Albernheit, die entsetzliche Albernheit der Couplets fest; wie idiotisch das alles war! Und doch war das Publikum entzückt und amüsierte sich aufrichtig; mir schnürte sich das Herz zusammen bei dem Gedanken, ich werde solch eine Zuhörerschaft unterhalten müssen; sie war so gänzlich verschieden von der des schicken, hocheleganten Théâtre des Variétés! In vierzehn Tagen war mein Plan entworfen, es kam darauf an, eine ganz neue Note zu finden ... welche? ich wußte nicht ... es mußte etwas sein, das künstlerischer war, aber nicht danach aussehn durfte ... ich durfte den Geschmack und die Gewohnheiten eines solchen Publikums nicht brüskieren ... Ich ging zu allen Verlegern, um das, was ich für mein Debüt brauchte, zu finden.

Was ich suchte, waren heitere Couplets, wie es mir die Direktrice des Café-Concert empfohlen hatte. Ich kam mit meinem Kontrakt in der Tasche zum Verleger Benoit, um, wie es üblich war, meine Musik gratis zu bekommen, da trat ein Herr ein.

Es war der Direktor des ‚Casino de Lyon' (Music-hall); er hieß Verdelet.

„Wie schwer es ist, im August oder September in Paris eine Künstlerin zu finden," sagte er, „sie sind alle in den Bädern, ich weiß nicht, wen ich zur Wiedereröffnung meines Casinos nehmen soll... Ich suche eine Art Halb-Star, nicht teuer, aber hübsch, elegant, eine, die von einem guten Pariser Concert kommt, kein Agent hat im Augenblick etwas unter der Hand. Kennen Sie vielleicht eine, Herr Benoit?" fragte er den Musikverleger.

„Nein, ich wüßte keine", sagte Benoit.

Bei diesem Gespräch bekam ich Herzklopfen... Wenn ich mich anböte? Nur war da etwas, er hatte gesagt, ein hübscher „Halb-Star", und ich wußte, ich war durchaus nicht schön... Gleichviel, ich faßte mir ein Herz, erhob mich und ging auf den Mann zu.

„Mein Herr," sagte ich, „wie ich höre, suchen Sie eine Künstlerin... ich bin nicht hübsch... aber ich komme vom Théâtre des Variétés, einem großen Boulevardtheater, und hier ist ferner mein Kontrakt mit dem Eldorado."

Und ich zog den Kontrakt aus der Tasche.

Der Mann las ihn und als er die Gehaltziffer 600 sah, schloß er daraus, daß ich gewiß eine gute Sängerin sei.

„Welchen Genre singen Sie, gnädiges Fräulein? Den komischen oder die sentimentale Romanze?"

„Den komischen."

„Sehr gut... ich kenne Sie zwar nicht... aber Ihr Kontrakt flößt mir Vertrauen ein... wir wollen annoncieren:

YVETTE GUILBERT
VOM
THEATRE DES VARIETES IN PARIS

und gleich zeichnete er auf die Rückseite eines Notenhefts das Schema seines Programms und dabei gab er mir die ‚Vedette', das heißt, er ließ für die Buchstaben meines Namens einen besondern Platz von größerem Umfang frei. Kurz ich sollte in den Augen des Publikums von Lyon ein Star sein. Der Arme!

Er engagierte mich auf zehn Tage, ich sollte täglich vierzig Franken und natürlich Hin- und Rückreise bezahlt bekommen. Ich war im Himmel, war überglücklich, das gab mir unerhoffte Gelegenheit, mich als Chanteuse in Lyon zu versuchen, bevor ich im Eldorado zu Paris debütierte. „Auf diese Art," sagte ich mir, „wirst du wissen, woran du dich zu halten hast, und für Paris mehr Sicherheit haben..."

O Gott, was mir bevorstand!

DEBÜT IM CASINO DE LYON

ICH kam in Lyon an. Riesenhafte Anschläge verkündeten die Eröffnung des Casinos mit einer Künstlerin vom Pariser Théâtre des Variétés. Ich kam um vor Nervosität bei dem Gedanken, daß ich mich nun zum erstenmal als Chanteuse versuchen sollte, aber ich hatte so großes Vertrauen in die Zukunft.

Es wurde Abend... Ich betrat in einem herrlichen Kostüm die Bühne, einem Kleid mit Perlenstickereien, in dem ich in meinem letzten Stück auf den ‚Variétés' gespielt hatte; in der Kulisse fing ich an zu zittern, als ich den phantastischen Beifall hörte, den das Publikum (es bestand zum Teil aus Studenten) einer Sängerin spendete, welche eine Art Kneipenmusik heulte und in Gesten und Gesang und allem, was sie vorbrachte, alle Grenzen der Gemeinheit überschritt. Die Studenten sangen mit und machten einen Höllenspektakel; jedesmal, wenn sie die Bühne verließ, klatschten sie und riefen sie zurück.

Echauffiert und außer Atem, den üppigen Busen in Schweiß gebadet, die Arme ganz rot vor Hitze, sah sie aus wie ein Riesenhummer, die Augen quollen ihr aus dem Kopf und auf die Stirn fiel ihr eine Franse schwarzen Haars kraus wie Roßhaar. Nie habe ich mich auf ihren Namen besinnen können, aber ich werde auch nie vergessen, was für eine Traurigkeit an diesem Abend mein Herz erfüllte; sprachlos, fassungslos, fühlte ich mich diesem Wesen und diesem Publi-

kum gegenüber; das also war das Café-Concert? Mein Gott, mein Gott! ...

Aus der Kulisse konnte ich beobachten, wie übermütig vor lauter Glück die dicke Dame war; zuletzt sagte sie im Argot, den Schweiß abtrocknend: „Na, heut soll mich so leicht niemand ausstechen!" Und richtig, an diesem Abend hatte niemand solchen Erfolg wie sie.

Nach der dicken Dame kam ein kleiner Sänger, der in der Wintersaison im Pariser Eldorado sang. Ich erinnerte mich, oft seinen Namen auf Anschlägen und Programmen gesehn zu haben; seine Spezialität waren Lieder mit Tiroler Jodlern als Refrain; wie ich zur Eröffnung des Casino de Lyon hergekommen, sah er seinem Wiederauftreten im Eldorado entgegen. Er hieß Wély und war ein Stern mittlerer Größe in den Café-Concerts.

Er betrat die Bühne und sang. Es handelte sich um eine hübsche Dame, die sich in einer Badekabine auszieht, während ein Indiskreter sie durch das kleine Loch in der Tür beobachtet. Es war das übliche idiotische Chanson, vermengt mit dem gejodelten Trullala seiner Tirolienne und begleitet von stummen Gesten, die über die sorgsam detaillierten *Rundungen* seiner Venus keinen Zweifel ließen.

Er hatte Erfolg, aber weniger als die dicke Schwitzerin; und so murmelte er denn auch ein paar nicht gerade schmeichelhafte Epitheta auf das Publikum, das, wie er meinte, lieber richtige Schweinereien hörte.

Und dann kam ich dran! ... Das Herz versagte mir, denn schon bei meinem Erscheinen auf der Bühne bekam ich allerlei Ausrufe zu hören: „Ach! O je! Was ist das für eine Nummer! — Nichts vorn und nichts

hinten. Sie hat alles im Koffer gelassen!" Und dazu lachte die ganze junge Studentenschaft.

Zwei drei bange Minuten hindurch mußte ich Witze auf meine flache Brust über mich ergehen lassen. Ich verlor den Kopf nicht und sang. Plötzlich fingen die Studenten im Takt zu singen an: „Wo hat sie die Zitzen? Wo hat sie die Zitzen?"... und skandierten die gemeinen Worte mit den Füßen; und andre erwiderten: „Im Koffer drin! Im Koffer drin!" Ich mußte mein Chanson abbrechen und die Bühne verlassen. Gleich pfiff mich der ganze Saal aus, ich wollte wieder auf die Bühne... aber der Lärm war so groß, daß man den Vorhang fallen lassen mußte! Regisseur und Künstler, alle waren in Aufregung.

Totenblaß hatte ich die Bühne verlassen... Ich fühlte mich einer Ohnmacht nah, vor den Augen verschwammen mir die Treppenstufen, die ich hinuntersteigen mußte, um in meine Garderobe zu kommen... Es war, als stehe das Herz mir still. Eisig kalt war mir, ich bekam Angst. Lange blieb ich in meiner Garderobe regungslos sitzen, ehe ich anfing, mich auszuziehn... da klopfte es an die Tür und der Direktor des Casinos trat ein.

„Was ist denn mit Ihnen?" sagte er ziemlich sanft. „Wie können Sie nur so ‚auftreten'?"

„Wie bin ich denn aufgetreten?"

„Wie eine Dame in einem Salon", sagte er mit spöttischem Lachen.

„Na... und?"

„Aber, meine Liebe, das ist gut in der Comédie-Française, aber im Music-hall ist es schrecklich lächerlich. Und dann singen Sie ja nur mit den Augen, sehen ganz ruhig drein, Arme und Beine bewegen sich nicht.

Das ist doch nichts für Café-Concert... Sie können keine Chansons singen, meine Liebe... sehn Sie die andern an! Nun wir werden ja sehn morgen." Er ging.

Am nächsten Tag verhöhnte mich die Presse wie gestern das Publikum, mich faßte ein maßloser Gram, wenn ich dachte, ich werde vielleicht nie für mich und für meine Mutter etwas verdienen. Trostlos weinte ich die ganze Nacht, das Herz war mir zerbrochen. Durch den Sänger Wély würde man in Paris meinen Mißerfolg erfahren, er würde bei seiner Rückkehr ins Eldorado sicher alles erzählen; was sollte dann aus der Mutter und mir werden?...

Nach fünf Tagen mußte ich das Casino von Lyon verlassen! Das Publikum weigerte sich, mir zuzuhören, und verspottete mich, sobald ich auf der Bühne erschien. Ich habe aber seither nie meine Art aufzutreten, zu grüßen, zu singen, geändert; ich mache es heute genau so wie damals; aber meine Persönlichkeit und mein Genre war eben so neu...

Der Direktor zahlte mir meine zehn Abende aus (obwohl ich in Wirklichkeit nur fünfmal aufgetreten war). Er bat mich, nicht eigensinnig zu sein... und weiter auftreten zu wollen. Wir hatten eine lange friedliche Unterredung; ich hielt an meiner Idee, die mir trotz alles Kummers „realisierbar" erschien, fest und sagte beim Abschied zu ihm:

„Hören Sie, Herr Verdellet, in seinem jetzigen Zustand ist Ihr Café-Concert veraltet, häßlich, gemein und albern... Behalten Sie meinen Namen im Gedächtnis, Sie werden sehn, ich werde Ihr Café-Concert rehabilitieren... Sie haben mir pro Tag 40 Franken gezahlt, das würde im Monat 1200 Franken machen, nicht wahr?"

„Ja... und?" sagte Verdellet.

„Ehe ein Jahr um ist, dessen bin ich sicher, komme ich wieder hierher und bekomme pro Abend 1200 Franken; ehe ein Jahr um ist, verstehn Sie?"

Er sah mich an und sagte: „Sie sind verrückt, total verrückt, armes Kind... Nein, sehn Sie, Sie müssen zum Théâtre des Variétés zurückkehren und weiter Stücke spielen, denn niemals, sage ich Ihnen, niemals werden Sie ein Chanson singen können; Ihre ganze Erscheinung, Ihre Haltung, Ihr Gang sind fürs Theater vielleicht sehr geeignet, aber im Café-Concert brauchen wir ganz andre Frauen; kurzum, mein liebes Fräulein Guilbert, kehren Sie schnell zum Théâtre des Variétés zurück."

Ich weinte die ganze Nacht... Während der fünf Tage hatte ich meiner Mutter verzweifelte Briefe geschrieben; dann suchte ich herauszubekommen, woran wohl mein Mißerfolg liege, und kam zu der Überzeugung, mir fehlen die richtigen Chansons, um meine ‚Auffassung' ins rechte Licht zu stellen. In der letzten Nacht, als ich vor lauter Entnervung nicht schlafen konnte, machte ich mich daran, vier kleine Couplets über folgenden Gegenstand zu reimen:

Ein junges Mädchen aus guter Familie hat auf der Hochzeit ihrer Schwester ein Glas Champagner getrunken... sie ist niedlich angeheitert und sagt einen Haufen Dummheiten; und ich nannte meine kleine Chanson: ‚Die Beschwipste' *(La Pocharde)*.

Als mein Lied fertig war und ein, wie ich voraussah, sehr effektvoller Refrain dazu gefunden, erhob ich mich, um zu dem Zuge zu gehn, der mich nach Paris zurückbringen sollte, ich ahnte damals nicht, daß ich mit meiner ‚Beschwipsten' den Grundstein zum Gebäude meines Erfolges gelegt hatte!

Da saß ich nun auf der Eisenbahn mit meinen 400 Franken in der Tasche. Als ich aber in Paris ankam und mein Billett abgab, stellte ich mit Entsetzen fest, daß man mir das Geld aus der Tasche gestohlen hatte! Man stelle sich meine Verzweiflung vor. Gebrochen vor Kummer, ganz entmutigt und ohne einen Sou kam ich zu meiner Mutter. Gleichviel, ich machte mich für das bevorstehende Debüt im Eldorado an das Studium meiner armen Chansons; da sagte nun auch meine Mutter, als sie mir einmal zuhörte, plötzlich:

„Weißt du, liebes Herz, ich glaube, du tätest wirklich besser dran, zum Theater zurückzukehren ... Ich höre dir nun schon Tage und Tage zu, ich versichere dir, du bist auf falschem Wege." Und sie nannte mir die Namen von Sängerinnen wie Theresa, Amiati, Duparc, die, wie sie sagte, Stimme und irgend etwas hatten, was mir fehlte ... was ich nie haben würde! Zwei Tage lang war ich diesmal ganz niedergeschlagen. Aber mein Wille, meine zähe Widerstandskraft ließen mich wieder Mut fassen. Ja, das konnten sie eben alle miteinander nicht verstehn. Ich aber wußte, ich wußte bestimmt, *ich war klüger als sie* und ich würde werden, was ich sein wollte!

Ja immer, wenn mein guter Mut in Stücke ging, hat meine *Intelligenz* die Trümmer wieder aufgebaut.

„Ich bin klüger, ich bin klüger", das wiederholte ich mir solange, bis ich's glaubte!

Das war vielleicht recht hochmütig! ... aber ich bin doch tatsächlich elf Monate später wieder nach Lyon und in dasselbe Casino gekommen und habe 1200 Franken am Abend verdient. Also war es vielleicht gar nicht so töricht von mir, mich für klug zu halten ...?

DEBÜT IM ELDORADO

SEIT drei Wochen war ich aus Lyon zurück.

Da kam endlich der Tag meines ersten Auftretens im Eldorado. Man ließ mich um zehn Uhr singen, eine günstige Zeit; der Saal war voll, die Musik setzte ein, und bei den letzten Takten des Orchesters betrat ich die Bühne. Mein Erscheinen wurde mit tiefem Schweigen begrüßt... Ich begann, das Publikum lauschte... ohne zu klatschen; unter demselben Schweigen begann ich mein zweites Lied; ich verließ die Bühne ohne ein einziges kleines Bravo zu hören... Mir wurde ganz schwach... ich fühlte, wie all meine armen Träume verflogen.

Meine Mutter hatte also recht? Die Lyoner hatten also recht? Als ich zu meiner Garderobe hinaufging, war ich so verzweifelt, daß ich gar nicht hörte wie eine mächtig dicke Sängerin mir nachrief: „Sowas ist mager wie zwei Engländerinnen und möchte komisch sein!"

Diese wütenden Worte der ‚kolossalen' Mademoiselle Bloch hat mir später ein Kamerad berichtet. So unheilvoll ging es zwei Wochen hindurch weiter. Mein Gesang wurde mit allgemeiner Gleichgültigkeit aufgenommen; dann setzte man mich um acht Uhr auf das Programm. Ich eröffnete die Vorstellung! Es war noch niemand im Saal!

Die wackere Direktrice hoffte, durch diese Maßnahmen meinen Ehrgeiz mürbe zu machen und mich dahin zu bringen, daß ich fortblieb, den Kontrakt

brach. Aber ich nahm alles hin, es hing ja mein und meiner Mutter Leben davon ab.

Mit der Zeit erfuhr man im Théâtre des Variétés, daß die ‚kleine Guilbert' im Eldorado war; man kam hin, mich zu sehn, und einmal brachten Kameraden einen Theaterkritiker (Herrn Bisson) mit: da bekam ich den Gnadenstoß! Der Kritiker kam in meine Garderobe und sagte:

„Liebes Fräulein. Wie kann nur ein Mädchen von Ihrer Intelligenz sich einreden, mit solch einem Gesang jemals ein Publikum zu interessieren! Kehren Sie sofort zum Theater zurück! Versuchen Sie nicht zu singen, Sie haben kein Talent dazu! Monatelang haben Sie in den ‚Variétés' die Judic singen hören und Sie fühlen nicht den Unterschied zwischen dem, was sie macht, und dem, was Sie selbst machen?"

„Aber es gibt doch nicht nur eine einzige Art zu singen!" sagte ich zu Herrn Bisson. „Judic hat nicht das Monopol der Diktion, sie hat ihren ‚Genre', ich könnte doch ‚meinen' haben, und ist es nicht am Ende Zeit, mit der Routine zu brechen und endlich etwas andres zu kreieren?"

„Aber was wollen Sie denn kreieren, liebes Kind? Nein, nein... Glauben Sie mir, spielen Sie Theater ...spielen Sie Theater."

Und lange Zeit kam man immer wieder zu mir herauf und suchte mir klar zu machen, ich sei auf falschem Wege.

Dann eines Abends stellte die Direktrice des Eldorado, als sie mir die sechshundert Franken für meinen ersten Monat zahlte, mich vor die Alternative: entweder sollte ich das Haus verlassen oder für zweihundert Franken im Monat bleiben und nur die kleinen

Einakter spielen, die damals die Vorstellungen im Eldorado beschlossen. Nahm ich die zweihundert Franken an, mußte ich auf meine Gesangsnummer verzichten. Denn ich „störe" das Ensemble, versicherte sie mir.

Das war eine höfliche Art, mich vor die Tür zu setzen. Ich begriff; ich sehe noch, wie der armen Dame das Blut zu Kopf stieg, als ich ihr in aller Ruhe erklärte, ich wolle lieber fortgehn von ihr, da es mir keine Freude mache, sechshundert Franken im Monat zu verdienen; auch an den siebenhundert in der zweiten Saison sei mir nichts gelegen, denn in der zweiten Saison würde sie selbst zu mir kommen, um mir die siebenhundert für jeden Abend anzubieten...

„Sie werden es machen wie Verdellet, der Direktor in Lyon; der wird mir täglich zwölfhundert Franken geben..."

Sie zog den Schleier hoch, um mich besser zu sehn.

Sie mochte mich wohl für verrückt, idiotisch oder krank halten; sie brach in ein Gelächter aus, das mir unvergeßlich geblieben ist; ich ließ mich aber nicht von meiner Überzeugung abbringen, daß es nur meine ‚neue Manier', meine Persönlichkeit war, was sie störte – genau wie ihr Publikum, dem man noch nicht beigebracht hatte: ‚Da gibt es endlich etwas noch nicht Dagewesenes, begreift das!' und ich sagte mir nur immer wieder: ‚Geduld... der Tag wird kommen... der Tag wird kommen...' Das war Eine, diese Frau Allemand! Einmal bei einer Probe machte ein Musiker mir den Vorschlag, zur Musikbegleitung komische Verse zu rezitieren:

„Sie scheinen mehr zu ‚sprechen' als zu singen, Fräulein Guilbert, und die Sängerinnen hier sind un-

fähig, Verse zu rezitieren... Für mich kommt alles darauf an, den musikalischen Charakter dem *Ton* der Poesie anzupassen."

Bei dem Wort Ton rief Frau Allemand: „F, nehmen Sie F!"

Das gab im Orchester ein großes Gelächter, ich mußte auch herausplatzen, sie war ganz beleidigt und rief wütend:

„Was denn? ... Was habe ich denn so Komisches gesagt? Ja F, F ist ein Ton, der immer paßt!"

Da erhob sich ein so ausgelassener Lärm unter den Musikern und den Künstlern auf der Bühne, daß sie hinausging und die Türen hinter sich zuschmiß. Gardel-Hervé stellte die Ruhe wieder her. Aber ‚der Ton, der immer paßt' blieb sprichwörtlich. Dieser brave Gardel-Hervé! In diesem Jahr, 1926, ist er gestorben.

Sein Verschwinden erweckt mir tausend Erinnerungen an die stürmischen Anfänge meiner kriegerischen Jugend. Haben Sie mir noch lange gegrollt, lieber Gardel-Hervé, wegen meines Benehmens bei den Proben im Eldorado, damals als ich achtzehn Jahre alt war und Sie nicht die Puppenpassivität durchsetzen konnten, die Sie von all dem jungen Volk, das unter Ihrer Leitung stand, verlangten? Diese Vaudevilles am Schluß der Vorstellung, bei denen fünfundzwanzig junge Mädchen in Matrosenkostüm oder als Seineruderer von dazumal die Ruder ihrer imaginären Boote in einem Rhythmus von Feuerwehrleuten, die üben, handhaben mußten. Wie kam ich Gassenjunge dazu, ihm einmal zuzurufen: „Aber Ruder... sind doch keine Feuerpumpen!"

Ich sehe ihn noch bestürzt, entrüstet dreinschaun. Es gab eine Stille, in die dann eine Lachrakete aus

vierundzwanzig Frauenkehlen platzte, als ich fortfuhr: „Ei ja doch, Ruder, dazu muß man nautische Übungen machen... Feuerpumpen haben nichts Nautisches!"

„Ach was, nautisch," brüllte Gardel, „noch ein Wort und ich schmeiße Sie ins Wasser!"

Ruhig reichte ich ihm mein Ruder und sagte:

„Da ich nicht schwimmen kann, will ich lieber gehn!"

Er preßte die Backenmuskeln und wetterte:

„Dann machen Sie, daß Sie fortkommen! Ein Mädel, das nicht einmal ein Dutzend Bewegungen behalten kann!"

Ich darauf:

„Alles, was idiotisch ist, vergeß ich gleich; nur was intelligent ist, kann ich behalten. Im Théâtre des Variétés, wo ich herkomme, habe ich meine Rollen gut gekonnt, aber Ihr Zeug da! ..."

Da verurteilte mich Gardel zu einer Buße von fünf Franken mit der Verpflichtung, mein Ruder wieder zu nehmen.

Als mich dann einen Monat später Frau Allemand vor die Tür setzte, weil meine Vortragsart ihr Publikum kalt ließ, fügte sie unverschämt hinzu:

„Gehn Sie nur wieder zum Théâtre des Variétés, geben Sie sich nicht mit Gesang ab; Herr Gardel ist übrigens ganz meiner Meinung. Von dem, was man fürs Café-Concert braucht, haben Sie nichts."

Nun, mein lieber Gardel-Hervé, sollte da oben im Himmel Ihr Bewußtsein oder Selbstgefühl etwa durch diese Erinnerungen leiden, wenn die drahtlose Telegraphie sie Ihnen übermittelt, so trösten Sie sich, diese Erfahrungen haben meiner guten Laune weiter nicht geschadet, und wenn Sie mir gegenüber nicht klüger

waren als die andern, so waren Sie doch auch nicht dümmer, und vor allem, Sie sind nicht böse gewesen. Sie hinterlassen das wohlverdiente Gedächtnis eines braven Mannes.

Also nach zwei Monaten Eldorado schnürte ich mein Bündel und stellte mich im Eden-Concert vor, das auf dem Boulevard Sébastopol neben dem Warenhaus Pygmalion lag. Die Direktrice, Frau Saint-Ange, hatte bei den *Hallen* ‚in Butter' gute Geschäfte gemacht und nicht einen Augenblick gezögert, ein *Concert* zu leiten; zu dieser Butterhändlerin brachte mich mein seltsames Schicksal.

EDEN-CONCERT

Wie ich meine Silhouette für das Eden *komponierte*

MAN hatte mir gesagt, die Butterhändlerin habe ein gutes Herz, ich ging also zu ihr und erzählte ihr von meinen Plänen und Sorgen. Sie hörte mir zu. Sie war in tiefer Trauer, und als ich sagte: „Ach, gnädige Frau, es ist hart für ein junges Mädchen in meinem Alter, sein Brot zu verdienen", da sah ich Tränen in ihren Augen. Eine Weile saß sie schweigend da. Ich war bewegt und wußte nicht recht, weshalb, ich wußte noch nicht, um wen sie trauerte, nicht, daß sie an ihre Tochter dachte, die in meinem Alter stand, als sie sie verlor. Ernst und gütig sah sie mich an und sagte:

„Wieviel wollen Sie verdienen, liebes Fräulein?"

„Sechshundert Franken."

„Gut, ich engagiere Sie."

Der Kontrakt wurde dann sofort unterzeichnet. Es war eine große Freude für mich, wieder Arbeit gefunden zu haben.

Im Eden wählten wir nicht selbst unsre Chansons. Die Direktrice hatte ihrem Unternehmen einen talentvollen Chansondichter verpflichtet.

Der alte Baillet hatte noch den großen Béranger gekannt; er mußte entscheiden, welche Chansons sich für das Familienpublikum, das hier vorherrschte, eigneten. In dieser Beziehung war das Eden-Concert absolut verschieden von dem Eldorado. Hier herrschte

ein ehrsamer, gemütlicher Stil, die kleinen Stücke und Lieder waren für junge Mädchen, die Dezenz ging so weit, daß die prüdesten Familien mit ihren Kindern herkamen; das Stammpublikum wußte, an bestimmten Freitagen gab es ‚klassischen Abend', zu dem der berühmte Dichter François Coppée und der große Kritiker Francisque Sarcey erschienen, um die altfranzösischen Chansons zu hören. Die waren eine Spezialität des Hauses, die alten Refrains, die so schrecklich schwer vorzutragen sind!

Zu dieser Zeit war ich ganz in den Naturalismus vertieft. Mein Geschmack neigte zu Schriftstellern wie Zola, Goncourt, Maupassant. Ich träumte von *Lebenswahrheit* und suchte in den Chansons zum Ausdruck zu bringen, was sie im Roman realisiert hatten. In meinem Kopfe gewann etwas Neues Umrisse, die noch nicht ganz deutlich waren. Inzwischen sang ich immer nur, was man mir zuteilte. Ich konnte nichts auswählen oder vorbereiten, ich war ‚Angestellte' einer Kunst. Immerhin aber suchte ich mir überall das künftige Repertoir zusammen, das meinen Ausdrucksmöglichkeiten entsprach. Es sollte sehr mannigfaltig und umfassend sein und von der Farce bis zum Tragischen reichen, ich wollte viele Farben auf meiner Palette haben.

Schriftsteller und Künstler wußten aus Erfahrung, im Café-Concert mußte man vor allem das Publikum zum Lachen bringen, um Erfolg zu haben. Da alle mir das immer wiederholten, paßte ich mich dieser Idee an. Schön, ich werde also zunächst fürs Gelächter sorgen, und nachher wird man ja sehn; allein für mich gab es verschiedene Arten von Gelächter ... ich träumte von einer Heiterkeit und Tränen neuer Art. Ich stöberte

in den Buchauslagen herum, nichts fand ich, das mich befriedigte; aber ich gab es nicht auf zu suchen, schließlich würde ich schon finden.

Einstweilen hatte ich im Eden vor allem Erfolg als komisches junges Mädchen, groß und sehr, sehr mager; man nannte mich das *Kastenmänneken* wegen meiner Art, den Hals vorzustrecken und einzuziehn.

Polin war im Eden-Concert der ‚große Erfolg'. Sein hervorragendes Talent, den Kommisrekruten von damals zu parodieren, entzückte das Publikum des Eden, in welches einmal in der Woche das Personal des großen Lebensmittelmagazins Potin strömte, das in nächster Nähe lag. Das nannten wir den „Gurkenabend".

Im Juni ging die Saison zu Ende, und Eden schloß wie alljährlich seine Pforten, um sie am ersten September wieder zu öffnen. Ich wollte den Sommer nutzen und bat einen Agenten, mir irgendein Engagement zu verschaffen.

Ich bekam ein Angebot aus Lüttich für den August. Das nahm ich an. Zwölfhundert Franken für einen Monat: ich war begeistert.

Von Juni bis August beschäftigte ich mich mit meinem Repertoir, das heißt mit dem, das ich gern kreieren wollte; aber wo die Chansons finden, die meinen Erfolg zur Entfaltung bringen sollten?... Wo? Wo?

Eines Tages wühlte ich in den vielerlei antiquarischen Büchern der hundert kleinen Auslagen am Seinequai, da gerieten mir die *Chansons sans gêne* von Xanrof in die Hand. Ich öffnete das Buch und las im Stehen den ganzen Band in einem Zuge durch. War das drollig, amüsant, jung, und die Satire echtes *Quartier Latin!* Wenn ich dazu noch einige ‚natu-

ralistische' Lieder fände, welche die Misere, die ich so gut kannte, darstellten, so war mein Weg mir vorgezeichnet. Ach dieser kleine Schmöker von Xanrof ... er zitterte in meinen Händen. Ich fragte den Händler nach dem Preis. „Sechzig Centimes." Ich kaufte den Band, auch die Musik zu den Couplets war darin; ich war ganz atemlos vor Freude, endlich hatte ich die ersten Stückchen Holz für die Hütte meines Lebens gefunden.

Jetzt hieß es, die Lieder lernen, um sie im August in Lüttich zu singen. Es waren:

Der Fiaker
Ballade der vier Studenten
Das Bad des Modells
Das Haus Nr. 3
Es war im Lenz
Das arme Kind, sie tat's für ihre Mutter
De Profundis
Die Kneipe des Paschah

und viele andre muntere Couplets. Das war Paris, gesehn von einem Studenten, einem Studenten, der im Chat-Noir, dem geistsprühenden Kabarett, verkehrte. Xanrof war vierundzwanzig Jahre alt, und es lag schon sein ganzer junger satirischer Schwung in diesem ersten Buch, das niemand kannte, denn niemand sang seine Lieder. Auch er wartete noch ... hoffte wie ich und sah nichts kommen. Nun sollten wir uns gegenseitig helfen.

Den ganzen Juli studierte ich Xanrofs Lieder. Für den Anfang hatte ich drei ausgewählt: *Den Fiaker, Die vier Studenten, Das Haus Nr. 3,* und da ich im Eldorado Couplets gesungen hatte, deren Musik von einem Komponisten Namens Byrec stammte, schrieb

ich diesem, er möge mir doch das Lied, das ich in Lyon gemacht hatte, *Die Beschwipste,* in Musik setzen. Er ging darauf ein.

Im Eden-Concert habe ich den Gedanken gefaßt, mir eine Silhouette zu erfinden, die von allem abstach, was man damals zu sehen bekam. Ich fand sie schnell. Sie mußte ein Unikum und ... billig herzustellen sein. Das gelang. Diese Silhouette sollte unvergessen bleiben. Nach fünfunddreißig Jahren sprechen die Leute immer noch von ihr.

Noch heute, so oft ich ins Ausland gehe, erinnern die Zeitungen an „die rotblonde Dame mit schwarzen Handschuhen und in grüner Seide". Ich will versuchen, mein Porträt von damals zu skizzieren, und mich dabei von zeitgenössischer Malerei inspirieren lassen, denn mein Spiegel kann mir nicht mehr helfen.

MEINE ENDGÜLTIGE SILHOUETTE
für mein Debüt im Eden-Konzert komponiert

MEINE Silhouette? Ein großes junges Mädchen, ihr Teint blaß, sehr blaß. Ein kleiner Kopf, rotblondes, ins Goldne spielendes Haar, von einer nicht eben hohen Stirn zurückfrisiert und im Nacken in einen artigen kleinen griechischen Knoten geschlungen. Kleine goldbraune Augen, „geschmolzene Achate", wie die Maler sagten. Durch Schminken machte ich sie mir rund, weil damals alle Frauen vom Theater sie lang und ‚mandelförmig' hatten, und ich wollte den andern um keinen Preis gleichen.

Meine mächtige Nase war ein Glück für die Karikaturisten! Sie kamen darauf, sie in eine kleine Kugel enden zu lassen, es sah aus, als steckten zwei Kirschkerne unten drin. Ich hatte eine burleske Nase: das machte die kleine Schlußrundung, das bißchen Überschuß an Fleisch. Als ich meine zweite Karriere begann, ließ ich mir diese Rundung wegmassieren. Meine Nase ist stark geblieben, aber ‚ausgeglichen'. Damals, als ich anfing aufzutreten, hätte ich um nichts in der Welt versucht, meine Nasenspitze reparieren zu lassen! Sie regte berühmte Zeichner zu derben Grotesken an, und deren Bekanntwerden war für die Sängerin ebenso nützlich wie für den Karikaturisten. Es ist nicht auszudenken, was man mit meiner dicken Nase und meinem langen Hals alles angestellt hat. Mein Mund war von Natur schmal und groß, und ich weigerte mich, ihn durch Schminken kleiner zu machen, weil da-

mals alle Frauen vom Theater kleine herzförmige Münder hatten. Meiner war reich gezeichnet, kräftige Lippen öffneten sich über zwei Reihen von zweiunddreißig herrlichen Zähnen, die meinem strahlenden Lächeln den Ehrenplatz in meinem Gesicht gaben. Dieser strahlende schmelzende Mund war mit einem sonnigwarmen Geranium-Rot geschminkt, das sich schreiend abhob von meinem bleichen Gesicht, einem Totengesicht, einer Maske.

Den Goldschatten meiner Augen brachte ich auf folgende Art heraus:

Ich steckte eine Kerze an, fuhr mit der Flamme über weißes Porzellan, es bildete sich ein hellbrauner Ruß, den ich mir über die Lider strich –, weiter nichts, keine Grenzberichtigungen der Augenkontur. So vermied ich die ‚Brillenaugen' der damaligen Schauspielerinnen. Den Schimmer meiner Zähne erhöhte ich dadurch, daß ich kohlensaures Natron kaute. Mein Mund, ich wiederhole es, war die Hauptsache in meinem Bühnengesicht und ist es bis auf den heutigen Tag geblieben.

Im Ruhezustand ist mein Gesicht ausdruckslos; es wird energisch, hart, streng, tragisch, es klärt sich auf, verjüngt sich, wird hübscher, zärtlicher, sobald ich mir von meinem Munde helfen lasse.

Überall, wohin ich gekommen bin, hat man mich gefragt, wie ich es fertig bringe, mich so natürlich zu schminken. Als ich bei meiner ‚zweiten Karriere' meine spezielle Maske von früher nicht mehr nötig hatte, wandte ich gar keine Untermalung an; selbst heute im sechzigsten Lebensjahr verwende ich keins von den Fetten, keine der üblichen Flüssigkeiten, deren sich alle Schauspieler bedienen.

Nur ein bißchen rosa Puder auf die Backen, mit der Fingerspitze aufgestrichen, ein bißchen Schatten um die Augen und viel Rot auf die Lippen. In fünf Minuten ist mein Gesicht ‚gemacht'. In meiner Jugend habe ich auf Hals, Brust und Arme niemals weiße Schminke aufgelegt; bei der natürlichen Blässe meiner Haut genügte etwas Puder. Der durchdachten Silhouette meiner Anfänge verdanke ich es, daß die französischen und ausländischen Schriftsteller, soweit sie sich mit mir befaßten, mich immer ein *lebendiges Todesplakat* nannten. Das wollte ich sein. Der Hals ganz schmal und lang, rund und biegsam, die Schultern abfallend, grazil, kein Busen, dreiundfünfzig Zentimeter Taillenumfang; Hüften, sehr lange Beine, die man (sehr mit Unrecht!) für mager hielt, – ich war eine sogenannte ‚falsche Magere'; lange Arme, die noch schlanker erschienen durch meine endlosen schwarzen Handschuhe, welche bis zu den Schultern reichten.

Meine Hände waren verhältnismäßig zu klein, ich trug Handschuhe Nr. $6\,^3/_4$ und Schuhe Nr. 36! Erst mit fünfunddreißig Jahren, als ich zunahm, brauchte ich die Handschuhgröße 7 und Schuhgröße 37. Im Winter trug ich fast ausschließlich nilgrüne, im Sommer weiße Kleider aus glatter Seide. Anfangs machte ich sie mir selbst in einem halben Tag. Die Bluse schnitt ich nach einem Hemdenmuster und zog sie über den Kopf (ohne Knöpfe, ohne Fischbein), ganz einfach wie ein vorn und hinten keck ausgeschnittenes Hemd; denn ich war stolz auf meinen Rücken, den die Künstler priesen. O Eitelkeit! ... aus den Bändern der Blumenkörbe, die ich täglich von liebenswürdigen Bewunderern geschickt bekam, machte ich mir Gürtel. Ein netter Bandfabrikant, Herr Maller, der das wußte, bat

seine Blumenhändlerin, die zehn Meter, die sie von ihm bezog, nicht zu zerknittern, wenn sie den Korb den er mir senden wollte, band, damit Yvette sie frisch und schön bekam; ich schmückte mich gar zu gern mit solchen Beweisen der Zuneigung.

War ich dann mit den ‚Freundesbändern' gegürtet, so vollendete eine Rose an der Taille meine ‚Silhouette'. Kein einziges Schmuckstück: auch darin wollte ich mich von dem ganzen zeitgenössischen Tingeltangel unterscheiden, welches rieselte und flimmerte von modischen Türkisen, Halbmonden und Pfeilen im Haar! Und was für Haar! Kraus, gelockt, onduliert, ‚à la chien' gefranst, und darin Kämme und edelsteinbesetzte Nadeln, ein Haufen komplizierter Seltsamkeiten, die ich geschmacklos fand. Ich suchte den Eindruck äußerster Einfachheit hervorzurufen, wie er am besten mit den Linien meines schmalen Körpers und kleinen Kopfes zusammenklang.

Der Wachskopf im Museum zu Lille, von dem ich Kopien gesehen hatte, inspirierte mich; seine Blässe, sein rotblonder Haarkranz war mir wesensverwandt. Seine ungesuchte Distinktion beruhte, meines Erachtens, auf vollkommener Einfachheit. Und darauf kam es mir ganz besonders an: ich wollte vor allem distingiert wirken, um in einem Repertoir, das absichtlich schlüpfrig, mit verschleierter Satire vermengt und dabei doch direkt sein sollte, mir alles Gewagte erlauben zu können. Aus all den Schamlosigkeiten, Exzessen und Lastern meiner Zeitgenossen eine Ausstellung gesungener humoristischer Skizzen zu machen und die Leute über sich selbst lachen zu lassen (denn weinen wird keiner): das war meine Entdeckung, war das Neue, das ich brachte.

O Juvenal! Du ahntest nicht, daß du durch mich im *Chantant* aus der Asche auferstehn solltest; meine schwarzen Handschuhe waren ja aus dem antiken Leder deiner berühmten Peitsche gemacht. In einer tugendsamen Epoche wäre ich verloren gewesen. Was hätte ich angefangen ohne die lasterhaften Zeitgenossen?

Was aber dem Witzigen meines Abenteuers erst die rechte Würze gab, war, daß die Leute aus meinen Couplets, die nur von ihrer Schmach und Schande berichteten, auf meine eigne Liederlichkeit schlossen!

Man verwechselte den Maler mit dem Modell, den Zuschauer mit dem Schauspieler! Keiner meiner Zuhörer und Zuhörerinnen wollte sich in den alten Herren, den ehebrecherischen Frauen, den liebestollen Jungfern, den ‚Mädchen für alles', Kupplerinnen aller Art, wurmstichigen Geschäftsleuten wiedererkennen, niemand in dem ‚Schweinchen', das dem Gatten die Hand drückt, welchem es die Frau und die halbe Kasse stiehlt, in der Liebesverkäuferin, dem jungen Mädchen, das heiraten soll, dem Pensionatsfräulein. Und die Kunden der Kliniken und Schenken? der Gefängnisse? Und die Richter? Die Advokaten? Die Staatsmänner? Und die Art, wie diese Leute die Liebe machten und wie sie sich die Liebe abgewöhnten. Verrat, Misere, Fehlgeburt... Wie gesagt, in einer tugendhaften Zeit wäre ich verloren gewesen.

MEINE SCHWARZEN HANDSCHUHE

DA die ganze Welt von meinen schwarzen Handschuhen gesprochen hat, will ich auch von ihnen sprechen.

Die ersten schwarzen Handschuhe, die mir Eindruck

machten, waren die einer Lehrerin, Fräulein Laboulaye, die mich im Jahre 1872 unterrichtete.

Ich war sieben Jahre alt, ich sehe sie deutlich vor mir, als wäre die Erinnerung von gestern.

Rue de Turenne, Ecke Rue de Saintonge das Lyzeum Archaimbaut. Cortambert gab uns Geographie, Duruy französische Geschichte!

Das aristokratische Fräulein Laboulaye kaufte das Lyzeum der Frau Archaimbaut, einer kleinen rosigen fetten Bourgeoise mit Schleifchen im Haar.

Ich war noch zu jung und frech, um die „Opfer" zu begreifen, von denen Vater und Mutter beständig bei Tisch sprachen (sie hatten sich's ‚vom Munde abgespart', um mich in das schickste Pensionat des Quartier Marais zu tun), und ich war dort ebenso unglücklich, wie ich in der gewöhnlichsten Volksschule gewesen wäre. Um mich zu trösten, trank ich sämtliche Tintenfässer in der Klasse der ‚Kleinen', zu denen ich gehörte, aus.

Frau Archaimbaut schickte mich täglich ein halbes Dutzend mal hinaus, mir Gesicht, Hände und Zunge zu waschen; und kaum war ich gesäubert, so fing ich von neuem an... Dann aber kam Fräulein Laboulaye, und alle Schulsitten erfuhren eine große Umwälzung, die meinen inbegriffen. Sie war imposant, Fräulein Laboulaye! Klein, schlank, ein Kameenprofil, das Haar glatt gescheitelt mit langen Seitenlocken ‚aus schwarzem Atlas', wie die Mädels sagten, so sehr glänzte ihr Haar; sie trug ein langes, eng anliegendes Kleid aus schwarzem Samt, das durch die schlecht gebohnten Klassen fegte; in den Ohren und um den Hals hatte sie rosa Korallen. Immer und ewig steckten ihre Hände in schwarzen Handschuhen, glänzend schwarzen, die bis zum Ellenbogen reichten.

Eines Tages hatte ich statt Tinte zu trinken, ‚der Abwechslung halber' all die schmutzigen Tintenfässer meiner Kameradinnen durch meine Schulmädchenschürze gefiltert, da ekelte sie sich so vor mir, daß sie die Handschuhe auszog, um mich anzufassen, mir die Bluse abzuziehen und mich in ein Ankleidezimmer zu schieben, wo eine Bonne mich schimpfend und stupsend fertig machte, um mich zu meiner Mutter heimzubringen. Aber ich hatte die Hände, die bloßen Hände von Fräulein Laboulaye gesehn! Ich als erste und einzige hatte ‚die Hände von Mademoiselle' gesehn!

Das waren wunderbare Hände, die Nägel rosa Korallen, wie die Brosche von Mademoiselle. Und nun fing sie meinen starr auf sie gehefteten Blick ab, der jede Bewegung ihrer Finger verfolgte. Dann, während sie ihre Handschuhe wieder anzog, kam ihr der Gedanke, zu mir zu sagen: „Da schau her, kleiner Schmutzfink, so müssen die Hände eines netten kleinen Mädchens aussehn." Ich brach in Schluchzen aus, ich begriff meine Schmach, ich warf mich ‚Mademoiselle' an den Hals und flehte sie an, mich nicht durch die Bonne zu den Eltern heimbringen zu lassen, die mir auch immer meine ewigen „Schmierereien" vorwarfen! Und Wunder! mit dem nächsten Tage begann für mich ein neues Leben: keine Tinte mehr auf der Nasenspitze, saubere Hefte, die Hände nur so ehrenhaft schmutzig, wie Kinderhände eben sind, und tiefe andächtige Ehrfurcht vor den Handschuhen, den schwarzen Handschuhen, die der ‚Mademoiselle' Jungfrau-Marien-Hände, Hände aus Kirchenbildern gaben!

Wer weiß? Vielleicht haben diese langen schwarzen Handschuhe, die meiner Kindheit solchen Eindruck machten, meine Wahl heimlich beeinflußt, als ich mir

eine ungewöhnliche ... und nicht zu teure Silhouette erfinden mußte. Ich war anfangs so arm, und da schwarze Handschuhe sparsam sind, wählte ich schwarze Handschuhe. Aber ich trug sie nach Möglichkeit zu hellen Kleidern und trug sie so hoch hinauf, daß sie die Schlankheit meiner Arme übertrieben und meinen Schultern und der Haltung meines langen dünnen Halses Eleganz gaben.

Seither bin ich im Privatleben sehr einfach geblieben. Als ausgezeichnete Hausfrau hat meine Mutter mir geholfen und in unserm Haus, dem in Vaux und dem in Paris, hat immer ungewöhnliche Ordnung geherrscht.

Mein Haus am Boulevard Berthier war geräumig und hatte einen herrlichen Garten. Dort lebte ich ebenso glänzend wie einfach. Ich träumte von einem großen soliden Komfort, da brach der Krieg aus. Ich mußte später mein Haus verkaufen, eine charmante Frau wurde Besitzerin dessen, was ich in vierunddreißig Jahren voll Kampf und Mühe erworben hatte. Sie war reich, ich war wieder arm geworden. Ich mußte mich dem Willen des Schicksals beugen.

LÜTTICH UND DIE „BESCHWIPSTE"

ICH übte also die ‚Beschwipste' ein, um sie bei meinem Sommergastspiel in Lüttich vorzutragen. Dort debütierte ich im Pavillon de Flore (Direktor M. Raskin) im August 1892.

Wie meine Chansons im Eden-Concert wurden auch die von Xanrof für Orchester gesetzt und ich nahm alles mit nebst meiner ‚Beschwipsten', von deren armen Reimen der große Dichter Catulle Mendès sagte, sie seien „ein kleines Wunder", denn ein Wunder sei es, daß ich mit ihnen solch einen Triumph davontrug.

Ich sang in Lüttich:

Mit fünfunddreißig Jahren
Im Jägerregiment
Josephine, die ist krank
Der Fiaker
Die vier Studenten
Das Haus Nr. 3
Die Beschwipste

und wer beschreibt mein Staunen, als schon nach den ersten Couplets der ganze Saal mir zujubelte! Man klatschte, lärmte, rief nach mir. Ich wurde mehr als zehnmal herausgerufen und mußte acht Chansons singen, als letztes meine *Beschwipste*. Und so unvorstellbar es ist, mein armes kleines Liedchen brachte mir Glück, den großen Erfolg, einen kleinen Ruhm!

Ich war ganz zerbrochen vor Freude und Überraschung, und diesmal weinte ich vor Glück. Am näch-

sten Tag widmeten mir die belgischen Zeitungen lange Lobesspalten.

Der Ruf von meinem Erfolg drang bis nach Brüssel, und eines Abends erschien Herr Malpertuis, der Direktor des Brüsseler ‚Alcazar' und bot mir an, für hundert Franken den Abend vierzehn Tage bei ihm zu singen. Das war eine Freude! Allein, die ersten, die mich verstanden haben, waren die Lütticher: dafür bewahre ich ihnen liebevolle Dankbarkeit.

Mein guter alter Freund Luc Malpertuis hat nie unsre erste Begegnung vergessen. Als er mir eine Riesenreklame versprach, um mich in Brüssel zu ‚lancieren', sträubte ich mich so energisch dagegen, daß er mich für unaufrichtig hielt; als ich ihm dann aber klar machte, wie sehr mir davor bangte, das Brüsseler Publikum werde sich am Ende dem Urteil der Lütticher Kritiker nicht anschließen, da versprach er mir, nicht zu viel zu unternehmen. Ich hatte solche Furcht vor einer neuen Entäuschung. Aber der Erfolg blieb mir in Brüssel treu, ich wurde sehr beliebt und konnte einen Kontrakt zu dreihundert Franken täglich unterzeichnen, und zwar für den nächsten Sommer, denn für den Winter war ich noch auf zwei Jahre am Eden-Concert engagiert.

In Brüssel hatte ich eine ebenso glänzende Presse wie in Lüttich; kurz, als ich nach Paris zurückkam, war mir ruhig und glücklich, endlich einmal glücklich zu Mute! Jetzt, sagte ich mir, heißt es, Paris erobern!

Am 15. September trat ich wieder im Eden-Concert auf. Inzwischen hatte ich alle meine glänzenden Kritiken meiner Direktorin, Frau Saint-Ange, geschickt, aber zu meiner Überraschung empfing sie mich mit ihrer gewohnten kaltblütigen Ruhe.

„Sie können uns die berühmten neuen Lieder mal vorsingen, Fräulein Yvette, und der alte Baillet und ich, wir werden sehn, ob sie sich für unser Haus eignen."

Ich ließ eine Spezialprobe veranstalten; der Erfolg war ungünstig, nur die *Beschwipste* wurde mir zugestanden.

„Die Couplets dieses Xanrof wird in Paris das Publikum nirgends fünf Minuten lang anhören", meinte Frau Saint-Ange. „Heben Sie sich das für die Provinz auf, liebes Fräulein. Die *Beschwipste* gestatte ich Ihnen."

Ich kreierte also im Eden meine *Beschwipste*, und da meine Couplets sehr gefielen, durfte ich um 10 Uhr singen. Das war die Stunde der ‚Stars'. Mitten in der Soiree um 10 Uhr zu singen, das war der Traum aller Künstler des Eden; einen ganzen Monat durfte ich mein Lied auf dem Programm behalten; das war eine Vergünstigung, denn in der Regel wechselte das Programm alle vierzehn Tage.

Ich hoffte immer, Sarcey oder sonst einer der Journalisten, die in unser Konzert kamen, würde von mir sprechen, aber alles blieb still wie zuvor, und außer der kleinen Kundschaft bescheidener Bürger des Quartiers beachtete mich kein Mensch, ich bekam nun wieder meine armen zwanzig Franken täglich und ich raste innerlich, wenn ich bedachte, daß mein Vertrag mit dem Eden auf drei Jahre lautete.

Einmal ging ich zur Direktorin und bat um eine Gehaltserhöhung; ich war nun doch schon acht Monate bei ihr, und der Erfolg meiner *Beschwipsten* ließ mich auf eine schöne Geste von seiten der Frau Saint-Ange hoffen. Aber gleich nach den ersten Wor-

ten lehnte sie ab. Mich packte der Trotz, ich vergaß alle Vorsicht, dachte nicht daran, daß ich vielleicht nichts zu essen haben würde, ich beschloß, das Eden zu verlassen.

Wohin ich gehn würde, wußte ich nicht. Aber mein Eifer war stärker als meine Vernunft, und das war mein Glück, diese plötzliche Nervosität hat das Schicksal forciert.

„Ich wußte es ja, Sie würden sich den Kopf verdrehn lassen", sagte Frau Saint-Ange, „von diesem kleinen Erfolg, den Sie mit Ihrer ‚Beschwipsten' gehabt haben. Deshalb können Sie sich aber noch nicht mit einer Duparc vergleichen und wollen doch soviel Honorar haben wie die." Ich hatte nun nicht gerade viel für Frau Duparc übrig. Ich fand sie schmierig und roh.

„Frau Duparc bekommt im Eldorado mindestens hundert Franken täglich," antwortete ich, „und am Ende habe ich vielleicht ebensoviel Talent wie sie ... man kann nicht wisen."

Bei diesen Worten brach meine Direktorin in ein Gelächter aus. Es war das erste und einzige Mal, daß ich diese Frau richtig lustig gesehn habe. (Wie oft habe ich lachend an diese Szene denken müssen!) Ich wurde ärgerlich und sagte: „Gnädige Frau, wenn Sie meinen, ich habe nicht soviel Talent wie Frau Duparc, dann ahnen Sie eben nicht, was ich kann; in diesem Fall ist es besser, wir trennen uns." Schöne Jugend! Ich war ganz außer mir in meiner dummen Eitelkeit und merkte gar nicht, was für törichtes Zeug ich redete.

„In diesem Fall, liebes Fräulein, da Sie selbst unsern Kontrakt brechen wollen, dürfen Sie nicht ver-

gessen, daß Sie mir eine Abstandssumme von zehntausend Franken zu zahlen haben!"

Mir wurde ganz kalt .... aber von plötzlicher Verwegenheit gepackt, rief ich:

„Gut! Einverstanden! Ich werde Ihnen Ihre zehntausend Franken zahlen."

Und ich ging, fest überzeugt, ich sei auf dem Weg nach oben. Diese schrecklichen zehntausend Franken zu zahlen, schien mir mit einmal das Einfachste von der Welt. Ich schwamm in Hoffnung. Ich verließ also Frau Saint-Ange und habe ihr ein sehr respektvolles Andenken bewahrt. Sie gehört zu den wenigen ehrenwerten Persönlichkeiten, die mir in der Welt, die mit Kunst Handel treibt, begegnet sind. Sie besaß keinerlei Kultur, hatte keine Ahnung von Kunst, aber als alte Butterhändlerin aus den *Hallen* hatte sie die Redlichkeit tüchtiger Kaufleute und wir hatten alle vor ihrem würdigen Leben große Achtung.

MOULIN ROUGE
(1890)

UM mich von den Fesseln des Eden-Konzerts endgültig zu befreien, bat ich meinen Freund Zidler, der gerade das Moulin-Rouge kreiert hatte, mich dort singen zu lassen, aber mit der Bedingung, daß ich in der Wahl meiner Lieder freie Hand habe.

„Alles was du tun willst, mein Kind, wird dir gelingen, unter der Voraussetzung, daß du es bedächtig tust... Man darf das Publikum nicht brüskieren; aber du weißt, bei mir ist die Hauptsache der Ball, das Concert ist nur Zubehör, und ich kann dir auch nur die 600 Franken anbieten, die du monatlich im Eden-Concert bekommen hast. Aber wenn du gleichzeitig anderswo etwas findest, so nimm es an."

Ich war einverstanden.

Wie ich sah, war das Publikum dieses *Concerts* vor allem der gewöhnlichen Farce, der derben Komik zugänglich, und da ich doch leben mußte, lernte ich für die Kundschaft des Moulin-Rouge ein parodistisches Chanson von einer englischen *Nurse*, einem ‚Mädchen für alles' bei kranken Herrn, die sich ihrer Pflege anvertrauen. Das Haar glatt anliegend unter dem traditionellen blaßblauen Schleier, weiße Haubenbänder unterm Kinn, das Abendkleid verdeckt vom langen grauen festzugeknöpften Mantel, war ich bei meiner damaligen Schlankheit eine erstaunliche Karikatur der ‚Nurse', wie sie die verliebten Anträge ihrer gutzahlenden Auftraggeber kalt annimmt. Es machte mir gro-

ßen Spaß, diese Couplets in ausgesprochen englischem Akzent zu singen. Maurice Donnay erinnert sich noch daran und spricht manchmal mit mir davon. Der Text meines Liedes war idiotisch, aber dem ‚kleinen Publikum', das von acht bis neun im Moulin-Rouge saß, machte ‚Miß Valérie' viel Vergnügen. Das ‚große Publikum' kam erst, wenn die Quadrillen getanzt wurden, um neuneinhalb. Das war schick. Pittoresk war damals das Moulin-Rouge! Mit seinem Garten, wo im Sommer gesungen wurde, und dem Riesenelefanten, in den man hineinstieg, um ‚Attraktionen' zu sehn.

Dann der große Ballsaal mit der Rückwand ganz aus Glas, vor der um Mitternacht, wenn das Publikum den Saal verlassen hatte, die berühmten Tänzerinnen der Zeit unter sich und für sich unerhörte, phantastisch akrobatische Tanzfiguren erfanden. Zidler gestattete, daß das Orchester nach dem Abgang des Publikums noch eine Viertelstunde spielte, und dann konnten die näheren Freunde des Hauses die Tänzerinnen in eifrigster Berufstätigkeit sehn.

Die ‚Goulue' in schwarzen Seidenstrümpfen nahm ihren schwarzen Atlasfuß in die Hand und ließ die sechzig Meter Spitzen ihrer Jupons hin- und herkreisen; sie zeigte ihr Höschen, dem drollig ein Herz aufgestickt war, das sich kurios über ihr kleines Hinterteil spannte, wenn sie ihre unehrerbietigen Reverenzen machte; rosa schimmerte die Rosette des Strumpfbands, und bis auf die feinen Knöchel sank ein köstlicher Spitzenschaum und ließ ihre herrlichen, gelenkigen, geistvollen und aufreizenden Beine erscheinen und verschwinden. Mit einem Schwung des Fußes nahm die Tänzerin ihrem Kavalier den Hut ab und setzte sich in die Grätsche, mit starraufrechtem Oberkörper, die

schmale Taille in himmelblauer Seidenbluse; ihr schwarzer Atlasrock war zugeschnitten in Form eines Regenschirms und breitete sich sechs Meter weit aus.

Großartig war das! Die Goulue war reizend anzusehn und hatte dabei etwas spitzbübisch Geistvolles ... eine gestutzte Franse ihres blonden Haars fiel in die Stirn und reichte genau bis zu den Augenbrauen. Der Knoten, der helmhaft auf dem Kopf thronte, begann mit einer Locke, die vom Nacken ganz fest heraufgedreht war, um beim Tanzen nicht aufzugehn. Von den Schläfen fiel die klassische ‚Rouflaquette' in Löckchen über die Ohren, und von Paris über die Kneipen von Whitechapel zu London bis in die Bowery von New-York trugen damals alle Kokotten diese Frisur und auch das bunte Ami-Band um den Hals.

Die Goulue spazierte auf Montmartre mit einer Ziege umher, die sie in die Proben der Moulin-Rouge-Quadrillen mitnahm. Eine Zeitlang lebte sie mit einer seltsamen kleinen Tänzerin zusammen, die wie ein Abwaschmädchen aussah, der ‚Môme Fromage'. Einmal wollte ein Neugieriger Näheres über ihre Beziehungen wissen ... In einem Anfall von Schamhaftigkeit leugnete die Goulue, eine Lesbierin zu sein. Was darauf die Môme Fromage rief, das sprach sich in ganz Paris herum:

„Was, du willst nicht zugeben, daß du mich liebst, Louise? Na, öden tust du dich doch gerade nicht, wenn du dich an mir delektierst!"

Die Môme Fromage war eine Art weibgewordener Dackel, kurzbeinig mit langem Oberkörper, dabei nudelrund und mit einem Dienstmädchengesicht, eine Kasernen-Venus; wo sie ihren Beinamen her hatte, weiß ich nicht. Der berühmte Partner der Goulue war

‚Valentin der Kautschukmann', er tanzte in Gehrock und Zylinder, aber was für einem Gehrock und was für einem Zylinder! Er hatte den langen knochigen Typus schlecht genährter Akrobaten vom Dorfzirkus. Kein Pariser hat jemals Valentin den Kautschukmann barhäuptig gesehn; immer trug er zu seinem Vorstadt-‚schniepel' die schmierige verbeulte ‚Angströhre' tief in die Stirn gedrückt.

Er wohnte wie die Goulue auf Montmartre und hatte sich schließlich Pferdchen und Wägelchen angeschafft; und da sah man denn die beiden manchmal durch den Bois de Boulogne fahren, um irgendwo in der Umgegend von Paris gebackne Fische zu „angeln".

Valentin kutschierte, immer in Gehrock und Zylinder, während die Goulue ohne Hut neben ihm saß. Als die Goulue etwas Geld zusammen hatte, kaufte sie sich ein Häuschen auf dem Montmartre. Und im nächsten Sommer beschäftigte sie sich eifrig mit ihrem kleinen Garten, und Valentin der Kautschukmann half ihr Blumen pflegen.

Als sie sich einmal über die Rosenstöcke ärgerte, die ihr nicht schnell genug die Mauer hinauf gediehen, fluchte sie eine Stunde lang in den derbsten Ausdrücken, bis schließlich aus dem Nachbargarten eine Stimme sich vernehmen ließ: „Liebes Kind, fluchen Sie nicht so fürchterlich, Sie lästern den Himmel..."

„Was? Was hast denn du dich hier einzumischen, alter Kürbis, alter Kohlkopf, laß doch mal deine Visage sehn!"

Und die Goulue nahm eine Leiter und kletterte hinauf, um zu sehn, wer der Ratgeber von drüben sei. Dasselbe tat seinerseits der gewiß ebenso verdrossene

Nachbar, und die Goulue fand sich mit einmal Nase an Nase mit einem Pfarrer.

„Uije!" rief sie und lächelte und fing, mit einmal ganz ehrerbietig, eine Unterhaltung an, die sich dann täglich wiederholte. Von nun an, erzählte sie, reichte ihr der Pfarrer Trauben über die Mauer und sie schnitt ein paarmal in der Woche ihm von ihren Blumen ab zum Schmuck seiner Tafel.

Neben der Goulue, die der Star unter den Tänzerinnen war, gab es noch eine ehemalige Lehrerin mit dem schrecklichen Spitznamen *Grille d'égout* (Gossengitter); so hieß sie wegen ihrer auseinanderstehenden Zähne.

Dann *Rayon d'Or* (Sonnenstrahl), das lange geschmeidige Wesen mit dem roten Schopf, *Jane Avril*, die tanztolle Sekretärin von Arsène Houssaye, die war, glaube ich, sehr gebildet, künstlerisch veranlagt, distingiert und dabei zart wie eine Narzisse, blaß im langen schmiegsamen roten Kleid und schwarzen Hut, und dann Zidler selbst, der dies Bataillon törichter Jungfrauen kommandierte, Zidler, der früher Gerber gewesen und stolz auf sein Selfmademan-Leben war. „Siehst du, meine kleine Yvette, ich bin ganz wie du, ein Kind meiner Arbeit... hab mich selbst zu was gemacht. Mit zehn Jahren stak ich mit beiden Armen in dem Mischmasch aus Rinnsteinschmutz und Gerberlohe, der ‚Bièvre' heißt. In dem stinkenden Wasser dieses Baches mußte ich die Kuhhäute gerben, mit denen sich mein Meister nicht abgeben wollte; dann hab ich mit vierzehn schreiben und lesen gelernt, und darin bin ich immer noch nicht sehr fest... Aber bei mir hat der Mutterwitz die Bildung ersetzt. Ich hatte das Zeug zu einem ganzen Kerl in mir, nur keinen

roten Heller dazu ... Doch besaß ich eine Witterung dafür, wie man das Amüsement organisieren müßte, eines Tages machte ich die Bekanntschaft von Oller, wir assoziierten uns und haben dann in der ‚Olympia' die Rutschbahn, und nahe bei der rue François I. das Große Hippodrom mit Platz für 3000 Personen geschaffen, danach das Moulin-Rouge, das jetzt in der ganzen Welt berühmt ist, schließlich den Jardin de Paris, das Sommerrendezvous der Clubmen. Zidler, weißt du, Yvette, Zidler ist ein alter Brummbär, der den Leuten die Zähne zeigt ... aber niemand kann behaupten, daß er jemals sein Wort nicht gehalten hat. Gesprochen oder geschrieben, mein Wort ist mein Wort!"

Daß er obendrein ein Herz von Gold hatte, das sagte der Brummbär nicht. Furcht flößte er nur denen ein, die ihn nicht kannten. Vor allen, die ehrsam und eifrig arbeiteten, hatte er den größten Respekt; zu Auguste Vacquerie, dem früheren Direktor des Théâtre-Français sagte er einmal im Gespräch über mich: „Sie, Herr Vacquerie, Sie sind natürlich ausgenommen ... Das Théâtre-Français leiten, ist eine Ehrensache ... aber als Sie noch dabei waren, werden Sie gewiß gemerkt haben, wie unmöglich es für Ihre Kollegen von andern Bühnen ist, anständig zu bleiben; und jetzt muß die arme Yvette Guilbert sich mit Individuen herumschlagen, die noch unter den Theaterdirektoren stehn; ach, im Grunde sind wir mehr oder weniger alle Strizzis ...; und die Stars sind einträgliche Dämchen, wir leben davon ..."

Als Zidler den Jardin de Paris einweihte, fiel ihm auf, das Publikum kam erst gegen 11 Uhr hin, wenn die Quadrillen im Moulin-Rouge vorüber waren; er ließ

also große Omnibusse mit Verdeck bauen, um die Kundschaft des Moulin in die Champs-Elysées zu transportieren. Kutscher in Postillonstracht klatschten mit ihren Peitschen, wenn sie durch die Stadt karriolten. Am Tage des *Grand Prix* dachten Zidlers Freunde alle an ihn. Man wußte, an diesem Tage verdiente ‚Charles' 30000 Franken oder verlor sie, je nach dem Stand des Barometers... und wir wußten alle, um sechs Uhr abends kam er ein Jahr wie das andre die Avenue des Champs-Elysées herauf und forschte in den Wolken. War der Himmel regendunkel, dann konnte man sehn, wie Zidler mit drohend erhobenem Stock in den Jardin de Paris lief, den Barometer einschlug und, den Hut in den Nacken geschoben, dazu schimpfte: „Schweinehund verfluchter, da hast du eins, du Schweinehund!" und dann regneten die Hiebe auf das arme Instrument, das in tausend Stücke brach.

Die paar Tapfern, die trotz des Regens in den Jardin de Paris kamen (da es schick war, sich hier sehn zu lassen), erhielten als Antwort auf ihr „Guten Tag, Zidler" nur jenes kurze Wort, das General Cambronne berühmt gemacht hat. Die Leute lachten, aber Zidler schäumte vor Wut! Er war damals der Freund von ‚Tout Paris', alle aristokratischen Klubs wandten sich an ihn, wenn sie Feste organisieren wollten.

Die Stadt Paris machte ihn zu dem großen Festordner ihrer Volksbelustigungen, er hatte geniale Einfälle, um die Masse zu amüsieren, und zwar alle Arten von Masse. Niemand hat Zidler ersetzen können. Er hatte etwas Kräftig-Gesundes in seiner Art, im besten Sinne des Wortes ‚volkstümliche' Vergnügungen zu schaffen.

Man wußte nicht, ob er eine Geliebte hatte, und das war sonderbar, da er, glaube ich, Witwer war. Aber nach zehnjähriger Bekanntschaft sagte er einmal zu mir: „Du verdienst es, meine Freundin kennen zu lernen ... komm heut abend mit uns essen.“ Da bekam ich eine entzückende junge Frau von ungefähr dreißig Jahren zu sehn (Zidler war fünfundsechzig), die seit langem mit ihm zusammenlebte. Dies sanfte distingierte häusliche Geschöpf versteckte er vor aller Welt, und als er starb, konnte sie den Gram um ihn nicht ertragen; sie folgte ihm nach wenigen Wochen ins Grab! Er war ihre erste und einzige Liebe gewesen, der erstaunliche Alte.

Solche Lachkrämpfe, solche hysterischen Heiterkeitskrisen wie im Moulin-Rouge habe ich nie und nirgends miterlebt. Eines Tages bekam Zidler Besuch von einem magern, blaß und traurig aussehenden Herrn, der ihm anvertraute, er sei ein ‚Phänomen‘ und wolle von seiner Eigenart leben.

„Und worin besteht Ihre Eigenart?“

„Herr Zidler,“ erklärte der Mann in ernstem Ton, „stellen Sie sich vor, ich habe einen Anus, der aspiriert ...“

„Na und wenn schon“, sagte Zidler kalt.

In professoralem Ton fuhr der andre fort:

„Mein Anus ist so elastisch, daß ich ihn nach Belieben öffnen und schließen kann.“

„Nun und?“ ...

„Ich kann durch diese besondre Einrichtung beliebige Mengen Flüssigkeit absorbieren ...“

„Wie? Sie trinken mit dem Hinterteil?“ Zidler wurde neugierig. „Was darf ich Ihnen anbieten?“ sagte er zeremoniös.

„Eine große Schüssel Wasser, wenn Sie so freundlich sein wollen."

„Mineralwasser?"

„Nein, danke, lieber natürliches."

Die Schüssel wurde gebracht, der Mann zog die Hose aus, und wie man sah, war in seiner Unterhose an der entsprechenden Stelle ein Loch. Er setzte sich auf die volle Schüssel und leerte sie im Nu, um sie ebenso schnell wieder zu füllen.

Zidler konstatierte einen leichten Schwefelgeruch im Zimmer und meinte: „Sie fabrizieren wohl Solquelle!"

Der Mann lächelte unmerklich:

„Das ist noch nicht alles, Herr Zidler ... Habe ich auf diese Art, wenn ich so sagen darf, gegurgelt, so kann ich, und das ist meine eigentliche Stärke, unendlicher Mengen geruchlosen Gases austreiben. Denn das Prinzip der Intoxikation ..."

„Wie? – Was?" unterbrach Zidler. „Drücken Sie sich einfacher aus ... Sie wollen sagen, Sie f ..."

„Wenn Sie es so nennen wollen", gestand der andre zu. „Meine Spezialität ist die klangliche Mannigfaltigkeit der hervorgebrachten Geräusche."

„Wie? Singen tun Sie also auch von hinten?"

„Ei, freilich."

„Also los, ich bin ganz Ohr!"

„Erstens – Tenor!

Zweitens – Bariton.

Drittens – Baß.

Viertens – die Chansonette.

Fünftens – die Konzertsängerin."

Vergnügt rief Zidler:

„Und die Schwiegermutter?"

„Da", sagte der ‚Petomane'.

Und daraufhin engagierte ihn Zidler. Auf den Anschlägen las man:

Täglich von 8 bis 9 Uhr abends

DER PETOMANE

Zidler tat den Petomanen in den großen Elefanten im Garten des Moulin-Rouge; man drängte sich, um ihn zu „hören"; hundert Meter weit vernahm man Geschrei, Gelächter, hysterisches Kreischen.

Einmal kam der Direktor des Divan Japonais, der in der Nähe des Moulin-Rouge war, in die Vorstellung, um mich zu hören, und forderte mich dann auf, bei ihm zu singen. Wir kamen überein, wenn ich im Moulin-Rouge mit meiner Nummer fertig sei, sollte ich, wie ich war, in einen Fiaker springen und um $^1/_2$ 10 im Divan Japonais sein.

Köstliche Erinnerungen hab ich an diesen Divan. Weißt du noch, Maurice Donnay? Und du, Henri Dumont, der den Bohèmemaler spielte ... Und du, Xanrof, der ganz in der Nähe wohnte. Und ihr im Himmel droben, Alphonse Allais und Toulouse-Lautrec? O die amüsanten Erinnerungen!

DER DIVAN JAPONAIS

(1890)

STELLT euch vor: In der oberen rue des Martyrs ein Stückchen über den Boulevard Rochechonart hinaus, der kleine niedrige Saal eines Provinzcafés, der, wenn man sie ordentlich zusammenschob, hundertfünfzig bis zweihundert Personen fassen konnte. Da wurde gesungen.

Im Hintergrund war 1,50 Meter über dem Boden eine Estrade, und wenn ich da stand, mußte ich Acht geben, daß ich nicht, außer wenn's sein mußte, die Arme hob, sonst stieß ich mit den Händen an die Decke. Zu der stieg aus den Gaslampen der ‚Rampe' eine furchtbare Backofenhitze auf. Es war zum Ersticken!

Die Sänger, die nur fünf bis zehn Minuten da oben standen, konnten es noch ertragen, aber ich mußte die Qual fünfzig bis sechzig Minuten aushalten, und wenn es dann vorbei war, eine halbe Stunde lang ‚trocknen', ehe ich mich auf die Straße in die kalte Luft wagen konnte, so klebte das Kleid an mir, und meine Haare waren in Schweiß gebadet. Jeden Abend konnte ich mir den Tod holen; aber das alles wurde ausgeglichen durch eine große Künstlerfreude und die Aussicht auf Befreiung von der Misere.

Ich kam zum Divan im offnen Fiaker, geschminkt und angezogen aus dem Moulin-Rouge. Einige Stammgäste des Moulin kamen mir nach, um mich im Divan

in einem ganz andern Repertoir zu hören; denn im Moulin herrschten im Publikum zwischen acht und neun die kleinen Kommis aus dem Quartier vor, und denen wagte ich nicht die Couplets zum Besten zu geben, die ich dem künstlerischen Publikum von Malern, Schriftstellern und Bildhauern bieten konnte, die sich bei Jehan Sarrazin, dem sogenannten ‚Olivenpoeten', versammelten. Im Moulin sang ich anfangs, ohne Freude daran zu haben; das sollte später kommen. Im Divan sang ich wegen des Publikums gleich mit Vergnügen. Sarrazin zahlte mir allabendlich zwanzig Franken. Ich verdiente also im Ganzen vierzig Franken täglich; und das war bei meiner Armut ein Vermögen für mich!

Das Milieu war mir neu, und ich fühlte mich doch so wohl darin, als wäre ich da geboren! Es war die große Bohème: Willette, Pill, Léandre, Forain, Desboutins, Toulouse-Lautrec, Bac, Raffaelli, Duez, Alexandre Bloch, Henri Dumont, Roybet, Rochegrosse, Detaille, Steinlen usw. usw., daß ich die kenne, danke ich dem Montmartre; ferner Maurice Donnay, Emile Goudeau, Mac-Nab, Bruant, Xanrof! Und die Großen des damaligen Journalismus, sie haben mich dort entdeckt, Chincholle, der alte Freund, und Georges Montorgueil und Catulle Mendès und Jacques Saincère, Auguste Vitu, Emile Blavet und Gros-Claude, Raoul Toché und Périvier, Direktor des *Figaro*, Arthur Meyer, Direktor des *Gaulois*, und Maizeroy vom *Gil Blas* und die gefürchteten Kritiker Francisque Sarcey, Henri Bauer, Bisson und Adolphe Bellot, Verfasser des Romans ‚Der Mund der Frau X...', den die Frauen heimlich lasen! Und der witzige Armand Silvestre! Welch ein Glück war es für mich, daß ich vor ihnen

gesungen habe, daß ich durch sie meine Sporen verdiente.

Mein großer Freund, der herrliche Tragöde Sylvain von der Comédie-Française rauchte hier seine Pfeife und brachte ‚Jugend' mit, seine *Schüler,* die an meiner Diktion lernen sollten; Capiello hat damals eine entzückende Statuette von mir gemacht, und Lalou schuf die reizende Statue, die im Festsaal des Rathauses steht, unter dem Eindruck „des grazilen jungen Mädchens mit dem Schwanenhals", dem Hals, von dem der Direktor der Porzellanmanufaktur von Sèvres, Herr Champfleury, als von einer „Rarität" in seinem Brief an den alten Dichter Baillet sprach. Wenn Fräulein Yvette Guilbert in Sèvres Modell stehn wolle, schrieb er, werde man diesen in seinen Proportionen und seiner Form einzigen Hals unsterblich machen. – Aber Fräulein Guilbert war zu jung damals, sie wußte nichts von Champfleury, es lag ihr nichts daran, in Terrakotta verewigt zu werden! Wie dumm ich doch war! Heute, da die Zeit die Anmut, welche ich damals besessen haben soll, bis auf die letzte Spur vernichtet hat, heute bedaure ich, daß ich damals ablehnte; wie ich mich auch schäme, wenn ich denke, daß der göttliche Burne Jones mich bat, ihm Modell zu stehn, und ich ihn fortschickte! Ich war so ahnungslos... Als ich später in London in einer Galerie Werke des großen Verstorbenen ausgestellt sah, habe ich meine Dummheit eingesehn.

Im Divan Japonais veranstaltete Jehan Sarrazin zu meiner Ehre zwei Soireen: eine von 8 bis 10 zusammen mit seinen Künstlern und eine zweite von 10 bis 11 für mich allein. Im Divan habe ich ein Chanson kreiert, das mich in amüsanten Konflikt mit der Zen-

sur brachte: *Die Jungfrauen!* Meine Ruhe, meine langsame Diktion, die kühle Art, wie ich die burlesken Wendungen vorbrachte, verschafften diesem Liede einen wahren Triumph; an manchen Abenden mußte ich es bis dreimal singen! Ich wurde, wie mir später mein guter alter Freund Adrien Bernheim, der Zensor, erzählt hat, von einem eifersüchtigen Kollegen denunziert, und das Lied wurde, obwohl es das erstemal unbeanstandet die Zensur passiert hatte, verboten oder wenigstens beinah verboten.

Ich war auf der Zensur mit meinen Couplets und sagte zu den Zensoren, unter denen Bernheim sich befand: „Aber Sie haben dies Lied doch erlaubt! Ich singe es, wie es Ihnen damals vorlag." „Man hat sich aber beklagt und uns geschrieben", sagte Bernheim. Und schon wollte er mit einem Bleistiftstrich die Autorisation ungültig machen, da rief ich: „Nein, nein, mein Erfolg ist mein Lebensunterhalt; wenn Sie mir den nehmen, nehmen Sie mir mein täglich Brot. Lassen Sie uns doch noch einmal das Lied durchgehn."

Die drei Zensoren, Bernheim, Défossés und Desforges lasen das Lied ein paarmal durch, dann schwiegen sie eine Weile... Plötzlich fing Bernheim, welcher der klügste von den dreien war, zu lachen an, und in der Meinung, mich dadurch davon abzubringen, das Lied vorzutragen, sagte er mit schelmischem Blick: „Also, entweder unterdrücken wir das Lied ganz und gar oder Sie singen es ohne die gesprochenen Worte am Ende jeder Strophe. Die sind wirklich etwas stark."

Diese gesprochenen Worte hatte offenbar der anonyme Brief angegriffen. „Gut," sagte ich zu Bern-

heim, „unterdrücken wir diese Worte bis auf das in der letzten Strophe, mit dem das Lied endet."

„Nein," sagte Bernheim, „auch das darf nicht bleiben." „Aber das Wort ‚méchant' (böse) hat doch wohl nichts Anstößiges!"

Kurz, man machte mir das Zugeständnis, das Wort ‚méchant' dürfe im Text bleiben, und man verfügte schriftlich: „Die gesprochenen Worte sind zu unterdrücken mit Ausnahme des Wortes ‚méchant'." Die Verfügung wurde mit dem Datum des Tages gestempelt. „Und merken Sie sich's," sagte Bernheim, „ich komme hin und höre zu: Wehe Ihnen, wenn Sie schummeln!"

Lustig sprang ich die vier Etagen des Ministeriums in der rue de Valois hinunter, denn augenblicklich war mir klar, die Unterdrückung der gesprochenen Worte werde so, wie ich's anstellen wollte, das Chanson zehnmal amüsanter machen.

Am Abend desselben Tages sah ich, als ich die Estrade des Divan Japonais betrat, Bernheim in der ersten Reihe sitzen, das schüchterte mich im ersten Augenblick ein, dann aber dachte ich an den Schabernack, den ich ihm spielen wollte, sah ihn mit schelmischem Blick an und sagte den Titel meines Liedes: Die Jungfrauen! Er sollte sich wundern. Die verbotenen, verpönten Worte wollte ich auf sehr lustige und dabei jedesmal andre Art (je nach dem Sinn der Strophen) *husten,* dadurch würde das Lied zehnmal so schlüpfrig werden! Bernheim war ganz bestürzt. Wie oft habe ich später mit diesem guten, liebenswürdigen Freund von jenem Abend im Divan gesprochen. Das aber hat er nie erfahren, daß ich mir für fünf Franken Trinkgeld seinen schrecklichen Zensorenstempel

von seinem Bureaudiener verschaffte und selber stempelte. Das war ein Spaß!

Und jahrelang hab ich dies Chanson von den Jungfrauen gesungen und dabei die bewußten Passagen immer gehustet, und wenn andre Sängerinnen zu Bernheim kamen, ihre Couplets zu verteidigen, welche von der Zensur bedroht waren, sagte er immer: „Und eins bitte ich mir aus, daß Sie mir Ihre Couplets nicht *husten* wie Yvette. Der Husten der Yvette ist ein Ausnahmefall!"

Jehan Sarrazin, der Pächter des Divan, war Poet. Er sagte seine Verse selbst auf und hatte dabei ein kleines Fäßchen mit Oliven unterm Arm. „Zwölf Oliven für fünf Sous", rief er und servierte sie auf einem Blatt, auf dem seine Verse standen. Frau Sarrazin hielt an der Kasse die ‚feineren' Getränke feil. Die Brille auf der Nase, überwachte sie den Saal, und der Kellner, der ihrem Gatten beim vorsichtigen Entfernen der Betrunkenen behilflich war, spielte die Rolle des Schutzmanns.

Ach, das war eine lärmende und dabei gutmütige junge Bande... Unvergeßlich das tiefe Schweigen, wenn an manchen Abenden Sarrazin rief: „Der Lärm wird gebeten aufzuhören! Fräulein Yvette Guilbert wird uns einige Lieder vortragen." – Der Saal war wie verzaubert, man hätte eine Fliege summen hören können. Xanrof, dessen erste Lieder ich damals sang, wohnte mit seinem Vater in der rue Tholozé, dicht neben dem Divan; das Stückchen Kragen, das über seiner hochgeschlossenen Weste sichtbar wurde, gab ihm das Aussehen eines Clergyman. Erinnerst du dich noch, Xanrof, der Abende, wenn mein kleiner Fiaker mich in die rue Saint-Lazare heimbrachte und eine

Schar von fünfzig, sechzig Menschen mich begleitete und das Pferd zwang, im Schritt zu gehn? Man fuhr die ganze rue des Martyrs hinunter, und dann zerstreute sich mein Gefolge unter Abschiedsrufen „Guten Abend, Yvette! Auf morgen, Yvette! Bravo Yvette!" Das war alles so lieb und freundlich. Es war, als wolle man mich meine ganze jammervolle Jugend und all meine Tränen vergessen machen und mir Vertrauen auf die Zukunft geben. Ich empfand sehr deutlich Herzenswärme in diesem Beifall. Oft hat Jules Roques, der Direktor des *Courrier Français* sich über meine dankbaren Gefühle lustig gemacht, aber nach allem, was mir Leute aus meiner Jugendzeit, die meine Karriere miterlebt haben, erzählen, bin ich heute noch überzeugt, es mischte sich in diesen unkritischen Applaus wirklich herzliche Sympathie.

Séverine hat mir oft gesagt: „Yvette, Sie waren die Frau, die Paris am meisten liebte." Mit Freuden möchte ich das glauben. Jedenfalls ging meine Künstlerweihe von dem Divan Japonais aus. Und dem Montmartre ist mein Herz treu geblieben. Als ich im Divan die Lieder von Xanrof und Bruant sang, war es für das Publikum eine Offenbarung, denn zum erstenmal kamen diese Lieder aus den Schranken des Chat Noir heraus und wurden dann durch mich in der ganzen Welt populär.

Allein Zidler, mein Dauerberater, sagte mir, ein „Montmartre"-Erfolg bliebe Angelegenheit einer kleinen Kunstclique, richtiger Ruhm käme nur durch die Massen, man müsse also die Chancen eines Abstiegs nach Paris hinunter im Auge behalten. (Der hatte damals für Anfänger viel Schwierigkeiten!) „Und dann, mein Kind, wenn du ‚da unten' Glück gehabt hast, bleib auch da nicht kleben! Zwei Jahre höchstens und

dann mach dich fort und geh auf Reisen. Eine Karriere, weißt du, was man so eine wirkliche Karriere nennt, das kommt nur in der ganzen Welt zustande, nicht in einer einzelnen Stadt, und wäre es auch Paris. Du wirst schon sehn! Du wirst um die Welt reisen ... das sage ich dir ..." Ein Prophet!

DAS CONCERT PARISIEN
(1891)

DAS Concert Parisien: genannt die ‚Bude von Auguste', war die letzte Bühne, auf der die Große Theresa erschien; drei Tage, nachdem sie sie verlassen hatte, debütierte ich dort (1892). Der Direktor, Auguste Musleck, war früher Bademeister in den Samaritainebädern (an der Brücke Henri IV., wenn mein Gedächtnis mich nicht täuscht) gewesen und hatte, wie er behauptete, dem Sohn Napoleons III. das Schwimmen beigebracht.

Er war der echte Typus eines Vorstadtkneipenwirts; eines schönen Tages entschloß er sich, den Ausschank von Absynth und Branntwein mit einem „Kunstbetrieb" zu verbinden. Er kaufte also das Etablissement Concert Parisien, das außer Betrieb und geschlossen war, und bat einen Konzertagenten, ihm eine Truppe zu bilden. Er machte jämmerlich schlechte Geschäfte, denn da er ein Mann war, der seine Kasse selbst verteidigen wollte, widerstrebte es ihm, sich ausschließlich auf den Geschmack des Agenten zu verlassen, und er gedachte seinen eigenen Impulsen zu folgen. Nun war aber der Geschmack von *Auguste*, wie ihn das ganze Quartier Faubourg Saint-Denis nannte, so erbärmlich, daß die kleinen Kaufleute des Faubourg sich nicht von ihm anlocken ließen. Auguste stand bereits vor dem Bankerott, da kam er auf den Gedanken, Theresa, die eigentlich nicht mehr sang, zu bitten, doch noch einmal vierzehn Tage lang aufzutreten ... Theresa soll

erst gezögert haben, dann nahm sie an und die Einnahmen stiegen ein wenig, aber nicht genug, um die Situation zu retten. Nun beschloß er, die Bude zu schließen, sobald die Saison zu Ende sei, und weitere Ereignisse abzuwarten.

Ich besaß damals ein paar hundert Franken Ersparnisse. Als ich vom alten Zidler hörte, das ‚Parisien' werde schließen, kam mir der Gedanke, Auguste aufzusuchen und mich selbst zu lancieren, da es kein anderer tat. Ich kam zu ihm ins Faubourg Saint-Denis in eine mit fürchterlichen Nippessachen gefüllte Wohnung. Eine ganze Skala von Musterbeispielen des spießigsten Geschmacks war da ausgebreitet. Sidonie, seine Frau, empfing mich. Sie war hübsch, etwas nudelig, blond und behäbig und hatte die gezierte Liebenswürdigkeit einer Plätterin, welche die Dame spielt.

Ohne weitere Umschweife sagte ich zu Musleck: „Also ich habe Talent, ich bringe Ihnen hier 1000 Franken, um Paris mit Anschlägen für mich zu überschwemmen. Sie sollen einfach das Datum meines Auftretens in Ihrem Concert anzeigen. Hier sind Dokumente, Artikel, die Ihnen die Wahrheit dessen, was ich sage, bezeugen ... Ich habe zur Zeit einen großen Erfolg im Divan Japonais, im Moulin Rouge ... da ... überzeugen Sie sich selbst ... lesen Sie ..."

Er sah mich erstaunt an.

„Sie kennen meinen Namen nicht?" fragte ich. „Sie lesen wohl nicht die Zeitungen?"...

„Nein," erwiderte Auguste, „da steht ja nur Quatsch drin ... Was singen Sie denn?"

„Den Genre ‚Chat Noir'."

„Ach herrje," entgegnete er, „ich bin einmal im Chat Noir gewesen; was ich mich da geödet habe!"

Mir wurde eiskalt. Gleichwohl sagte ich ihm:

„Das ist der Grund Ihres Bankerotts."

„Na, das müssen Sie mir erklären." Er fuhr in die Höhe.

Nun gab ich ihm eine ganze Theorie des guten und des schlechten Geschmacks zum Besten. Er hörte mir zu und hörte auf, seine großen hellen Augen, die immerzu tränten, zu trocknen. Plötzlich fing er an:

„Es ist ja richtig, ich bin kein gebildeter Mensch. Ich habe mit neun Jahren die Schule verlassen, habe mich viel herumgetrieben und mit allem Möglichen gehandelt. Da ich kein rechtes Gewerbe hatte, hab ich's mit dem Theater versucht, das war doch was Besseres ... mein Kamerad Dufayel, der damals Groom bei der alten Crépin war, hatte mich in den Stallungen untergebracht, die Lieferantenwagen zu überwachen, aber da mußte man um sechs Uhr früh zur Stelle sein ... Das hab ich dann lieber aufgesteckt, Teufel auch," er lachte auf und sagte mit einem Blick auf seine Frau: „Da mußte ich doch Sidonie allein in der Baba lassen!"

Ich sah ihn entsetzt an. Er war dick, hatte einen Schmerbauch, einen schrecklichen Wanst, sein rotes vergnügtes Gesicht platzte aus den Backen vor Gesundheit, die zwinkernden Augen standen immer voll Wasser und waren zärtlich gemein und voll drolliger Gaunerei, wenn er aufrichtig war; hatte er aber Einen zu betrügen, wurden sie mit einmal sehr ehrbar und gingen weit auf, während er eine Hand aufs Herz legte und seine Stummelpfeife in die andre nahm.

Sein dicker breiter Mund mit den massiven gesunden Zähnen ließ Lachraketen los; immerzu leckte er an seinem Schnurrbart, der von Wermut oder Absynth feucht war, oder er trocknete sich die riesigen

Hände, die noch von seinem ersten Beruf her von Seinewasser geschwollen geblieben waren. Er drückte Einem die Hand wie mit einem Fechthandschuh. Seinen Nägeln, die von schlecht abgetrocknetem Wasser gelblich waren, konnte man's ansehn, daß er täglich das Geschirr für den Abend selbst abwusch, während Sidonie an der Kasse herrschte.

Er merkte mir wohl einen gelinden Schrecken an; denn er fuhr fort: „Na ... na ... keine Bange, liebes Kind ... Wenn Sie herkommen und füllen meine Kasse, will ich wie ein Vater für Sie sein. Nun muß ich mich aber mal erst im Moulin-Rouge und im Divan Japonais über Sie erkundigen; kommen Sie übermorgen wieder her." Er begleitete mich bis auf den Absatz der kleinen Treppe und dabei bekam ich zu sehn, was für erstaunliche Fußbekleidung er hatte: Pantoffeln, von Sidonie bestickt, der linke mit einem Tabakstopf, in dem drei weiße Pfeifen staken, der rechte mit einem ausgebreiteten Kartenspiel ... dazu ganz weiße Strümpfe; das Ehepaar war nämlich äußerst säuberlich.

Zwei Tage drauf kam ich wieder. Mein kluger, guter, alter Zidler hatte ebenso wie Jehan Sarrazin, der dichtende Direktor des Divan Japonais, einen sehr komischen Eindruck von Musleck.

Als alter Pariser sagte Zidler von ihm: „Er muß sich da ein Paar nicht mehr gebrauchte Handschellen haben vergolden und daraus die goldne Uhrkette machen lassen, die er auf dem Bauch trägt!"

Als ich bei ‚Auguste' ankam, war er eitel Lächeln, und wenn seine Redeweise sich auch nicht geändert hatte, seine Haltung war ganz anders.

Er hatte „seine Affäre" deutlich und klar im Kopf. Ich sollte ihm eine volle Kasse verschaffen und er

mich „auf dem Boulevard" lancieren; ich hätte immerhin schon eine Art Ruhmesmorgenröte auf dem Montmartre. Also jetzt hieß es für mich arbeiten und für ihn einkassieren.

Von Männern gab es Paulus, der damals noch im Café-Concert herrschte, unter den Frauen aber gab es keine von gleicher ‚Kaufkraft'. Nun und wenn ich wirklich soviel Talent hatte, wie man ihm sagte, ... dann würde auch er eine Nummer werden! Denn der Ruf eines Theater- oder Music-hall-Direktors hängt von der Qualität der Künstler ab, die er engagiert. Ohne die ist er im allgemeinen nichts. Es kam jetzt darauf an, sich zu verständigen. Ich sollte also Musleck meine tausend Franken geben, da er im Ganzen nur siebzig Franken in der Kasse hatte, und er wollte zwanzigtausend ‚Papillons', das sind Papierstreifen von vierzig Zentimeter Länge, überall in Paris ankleben mit einer Inschrift, die ihm nachts eingefallen war:

Am 5. Oktober im Concert Parisien

YVETTE GUILBERT DIE DISEUSE FIN DE SIÈCLE.

Es war Ende September 1892, er schlug mir einen Kontrakt auf drei Jahre vor: hundert Franken allabendlich in der ersten Saison, zweihundert in der zweiten, dreihundert in der dritten. Eine Abstandssumme von zehntausend Franken wurde im Kontrakt für den festgesetzt, der die Abmachungen nicht einhalten würde.

Musleck machte diesen Kontrakt in allem Ernst, übernahm aber damit eine Verantwortung, die wertlos war, denn er war ja gar nicht zahlungsfähig.

Hatte er keine Einnahmen, so würde er mich einfach aufgeben, die Bude schließen – und mein Kontrakt auf drei Jahre war ein Fetzen Papier ... Machte dagegen

er Geld und *ich* wollte ihn verlassen, konnte er mich auf Schadenersatz mit Zinsen verklagen und ich mußte meine zehntausend Franken Abstand zahlen.

Wie er, unterzeichnete ich kaltblütig den Vertrag und amüsierte mich noch über seine Verschlagenheit. Seither habe ich erfahren, jeder Künstler läuft lebenslänglich solches Risiko. Wie auch der Kontrakt und wer auch der Künstler sein mag, der Direktor hat immer das Mittel an der Hand, alle beide loszuwerden. ‚Man kann klagen.' Aber wenn wir mit anständigen Menschen zu tun hätten, brauchten wir dann zu klagen? Warum haben es die ‚Volksbelustiger' beständig oder doch fast immer mit einer Gaunerbande zu tun? Warum ist so oft das Theater ein unsauberes Handelsgeschäft, das sich von der Kunst nicht läutern läßt? Warum sind die Geldgeber des Theaters immer wieder Leute, die sich hineinlegen lassen? Sind die Dummen so zahlreich? Warum mußte mein schöner gesunder Werkeifer, meine Begeisterung, mein redliches Kunststreben, die Gaben, die mir der liebe Gott verliehen, und meine geistige Leidenschaft, warum mußte der schöne Kranz aus alldem in die Hände dieses dicken Ignoranten gelegt werden, der von Haus aus eine Null war, mich weder als Künstlerin noch als Frau begreifen konnte und in der langen Zeit, die ich bei ihm auftrat, immer wieder in gemeiner Art versuchen sollte, mich von dem Ziel, das ich anstrebte, abzubringen? Mein Gefühl und meine Einsicht, mein besondres Lachen, die Eigenart meiner Munterkeit, die Eleganz meiner Auffassung, die Distinktion, durch die ich das Laszive ‚gesellschaftsfähig' machte, ja sogar die Kunst meiner Diktion, all das unterlag seiner ‚Kritik', seinen Ratschlägen... Ratschlägen, bei denen es eine Qual

war, still zu bleiben, um nur gut mit dem Arbeitgeber auszukommen; ich aber war jung und wohlerzogen und hatte mein ganzes Leben vor mir. Ach, es war eine rechte Prostitution. Wann würde der Tag kommen, an dem ich ‚ich selbst' sein konnte, den Händen dieser Menschen entschlüpfen, frei sein!

Allein die Art Kunst, die ich zu bieten hatte, wurde nur in diesen Tingeltangeln ‚gekauft'. Nur dort gab es Chansons. Ich mußte also die Pille schlucken, bis ich endlich einmal mein eignes Concert für mich haben würde und mein Talent nicht mehr den Musleck und Konsorten zu verkaufen brauchte (von denen ich eine hübsche Menge in meinem Leben kennengelernt habe!).

Also am 1. Oktober 1892 gab es, nachdem ich meinen Kontrakt unterzeichnet hatte, Probe für mein Debüt am 5.

Diese erste Probe vor Musleck und seiner Sidonie habe ich niemals vergessen. So oft ich sie später necken wollte, erinnerte ich sie daran. Ich stieg auf die Bühne und reichte den Musikern des Orchesters dritter Klasse, das ‚Auguste' engagiert hatte, meine Noten. Sidonie und Auguste hörten mich zum erstenmal singen und zwar die *Henne mit den goldnen Eiern* (diesen Spitznamen gab mir Sidonie später), die *vier Studenten,* den *Fiaker,* das *Haus Nr. 3,* kurz alles was in meiner Montmartrezeit Künstler und Journalisten usw. ergötzt hatte.

Auguste und Sidonie sahen sich ängstlich und unsicher an, ich konnte es deutlich in ihren Mienen lesen, wie enttäuscht sie waren; das machte mir Spaß, ich sagte ihnen noch obendrein: „Und Sie müssen wissen, ich trage keinen Schmuck ... kein Flitterkleid-

chen bis zum Knie, nein, eine lange ungemusterte Robe und schwarze Handschuhe. Das ist alles." Ich sah Bestürzung in ihren Augen, in denen des Dirigenten, in denen der Musiker, und als ich abging, blieben alle verlegen und benommen zurück. An diesem Tage sagte Musleck mir noch nichts...

Am Nachmittag vor der ersten Vorstellung richtete ich mich in der Garderobe ein, die früher Theresa gehabt hatte, ich fand dort eine Haarnadel der berühmten Sängerin, die bewahrte ich als Fetich. Schüchtern murmelte Musleck: „Ich bin sehr gespannt auf Ihr Debüt heut Abend... ich frage mich, ob mein Publikum aus dem Faubourg Saint-Denis... nun, man wird ja sehn... es ist ein sehr nettes Publikum... gute Leute... man wird sehn, man wird eben sehn..." Er ahnte nicht, daß mir vier Wochen später Frau Allemand Angebote machen würde, ich solle in die Scala kommen, sie sei bereit, mir vierhundert Franken den Abend und meine Abstandssumme, so hoch sie auch sein mochte, zu zahlen. Ich antwortete Frau Allemand zunächst nicht, sondern ging zu Musleck und sagte ihm ganz einfach, sein Concert sei überlaufen von Publikum, es sei angebracht, mein Honorar zu erhöhen. „Morgen bei der Probe zum Programmwechsel werden wir sehn," sagte Auguste, „werde ich sehn... heute kommen soviel Leute, ich hab keine Zeit, über Geschäfte zu sprechen..." Am nächsten Tag, Freitag, bat Musleck mich, erst zu proben, nachher wollten wir reden. „Haben Sie neue Sachen zu singen?" – „Ja..." Auguste hörte sich die nervös an. Plötzlich unterbrach er Gesang und Orchester und schrie: „Wenn man nicht einmal wie alle Welt singen und sich bewegen kann, dann verlangt man keine Gehaltserhöhung, mein

Fräulein! Was? Ich zahle Ihnen täglich hundert Franken, täg–lich hun–dert Fran–ken, und Sie stehn da, hilflos, die Arme vor dem Bauch. Und dann, Lieder s p r i c h t man nicht, Lieder s i n g t man!" Entrüstet rief ich: „Gut, dann geh ich eben. Den Abstand bekommen Sie bezahlt." Und ich verließ die Bühne. Er lief mir nach, erreichte mich vor der Tür seines Bureaus, öffnete mir und erklärte ganz naiv, ich müßte doch seine Überraschung begreifen: „Sie werden das kapieren, Kleine, die ersten Tage ... als ich Sie hörte ... hab ich mir gesagt ... sie macht keine Bewegungen ... aber das wird schon kommen ... sie wird uns Melodien singen ... und nicht so halb gesprochenes Zeug ... das ist ja kein Café-Concert, na? ... singen etwa Ihre Kameraden so, na? ... Sie sagen lauter Sachen, die zum Lachen sind, und lachen nicht dazu! Sehn Sie doch mal Fräulein Bonnaire, was die angibt, wie die sich plustert, und dann, Sie sehn so povlig aus mit Ihrem Kleid ohne einen Volant, ohne Schmuck. Man bekommt doch fabelhaftes falsches Zeug zu kaufen ... wenn Sie sich das echte nicht leisten können, so kaufen Sie doch nachgemachtes ..."

Ich rührte mich nicht, ich war stumm, aber mit einmal verlor ich die Fassung und brach in Tränen aus. Musleck täuschte sich über den Anlaß meiner Tränen und meinte ich sei „vernünftig geworden". „Na also keine Honorarerhöhung, nicht wahr?" sagte er liebevoll. – „Nein," rief ich, „ich gehe!" – „Aber, Herrgottsakrament, warum denn?" brüllte er. – „Weil Sie ein Ignorant und ein Dummkopf sind, Frau Allemand wird Ihnen meinen Abstand zahlen." Dies Wort traf ihn wie ein Dolchstich. Er traute seinen Ohren nicht; erst meinte er, es sei ein ‚Bluff' von mir, er lachte hell

auf, stupste mich frech und sagte: „Na also soll sie zahlen!"

Zu Hause erzählte ich den Auftritt meiner Mutter. Sie sagte: „Es ist verdrießlich, diesen Mann zu verlassen, der schließlich und endlich daran schuld ist, daß die Scala dir den glänzenden Kontrakt anbietet... Du mußt ihm gerichtlich mitteilen lassen, daß du in einem Monat abgehn willst, damit er Zeit hat, sich mit allem abzufinden; so wird er sehn, du sagst ihm die Wahrheit, und zugleich die Möglichkeit haben, zu überlegen, und, wer weiß, ob er dir dann nicht auch vierhundert Franken täglich zahlen wird?... Laß ihm eine Chance." – „Aber denk doch, Mutter, wenn er mir mehr zahlt, wird er noch tyrannischer werden, wird mir seine Vorlieben, seinen Geschmack aufzwingen... ich werde Qualen ausstehn in dieser Atmospäre..." Meine Mutter hob die Arme zum Himmel. „Wir wollen einen Advokaten bitten, deinen Kontrakt umzuarbeiten und du wirst absolute Bewegungsfreiheit haben usw. usw."

Kurz, Musleck erhielt das Gerichtspapier und kam zu mir, bestürzt und ‚bieder'... sein dicker Bauch half dieser scheinbaren ‚Biederkeit' nach. „Na aber, Yvette, was ist denn das, wir wollen Auguste verlassen? Auguste ist doch ein braver Kerl, nicht?... ein bißchen aufbrausend... aber doch ein Goldherz... Er will nichts wissen von Ihrem Abstand, Kind... womit wollen Sie den denn bezahlen?... denn die Geschichte mit Frau Allemand und der Scala, das ist doch Schwindel, darauf fall ich nicht rein... na, wie ist es denn mit 'ner Zulage von...? Wieviel wollen Sie denn mehr haben?"

„Vierhundert pro Tag", sagte ich.

„Was? Also im Ganzen fünfhundert?"

„Ja, Musleck, Frau Allemand bietet mir vierhundert. Für fünfhundert bleib ich bei Ihnen."

Er grinste und setzte schon wieder seinen Hut auf. Da legte ich ihm das schriftliche Angebot von Frau Allemand vor. Sidonie die mitgekommen war, sagte in schlichtem Ton: „Siehst du... ich hab's dir gesagt, dies Mädchen ist außer stande zu mogeln... dazu hat sie den Schick nicht weg... du begreifst ihren Erfolg nicht... na gut... aber sie hat ihn doch... wir sind vielleicht nicht auf der Höhe."

Musleck schwitzte fürchterlich, er las wieder und wieder das Schriftstück und schließlich entschied er ganz ruhig: „Gut, wir werden den bisherigen Vertrag zerreißen. Ich geb Ihnen dies Jahr 500 Franken, 1893 600, 1894 700, und diesmal mit einem Abstand von 100000."

Man setzte den Kontrakt regelrecht auf, ich bekam volle Freiheit in der Wahl meines Repertoirs, meiner Kostüme usw. zugesichert, auch die Möglichkeit nach meiner Arbeit im Concert noch in einem Theater aufzutreten (falls ich für eine Revue oder sonst irgendeine Vorführung aufgefordert werden sollte). So stieg also mein Gehalt nach einundzwanzig Tagen von 3000 auf 15000 im Monat. Und die guten Einnahmen sorgten dafür, daß Musleck richtig Respekt vor mir bekam. Eines Tages sagte er vertraulich zu Oller, dem Direktor des Jardin de Paris, der mich zur Sommersaison für die Bühne in den Champs-Elysées engagierte, ich könnte ihm nicht ‚durch die Binsen gehn'... Er wollte in zwei Saisons Geld machen und das werde er auch, denn nachher werde Yvette Guilbert sicher an Wert verlieren. Niemand werde mehr zu solchen Prei-

sen etwas von ihr wissen wollen! ... und dann werde er sie schon los werden. „Es gibt immer Tricks, um die Leute loszuwerden", versicherte Auguste. „Dreißig Monate geb ich ihr noch, Sie werden schon sehn ..."

Frau Allemand erhielt von mir die Antwort, da Musleck mir gebe, was sie mir anbiete, habe ich keinen Grund, ihn zu verlassen, um an die Scala zu gehn.

Sie erwiderte in trocknem Ton, und drei Monate später lancierte sie den Sänger Kam-Hill im Eldorado, das ihr auch gehörte. ‚Mondäner Sänger im roten Rock', sagten die Anschläge.

Kam-Hill war ein reizender Bursche, der einen angenehmen Vortrag und distingierte Allüren hatte. Er hatte viel Erfolg. Sein Repertoir kam dem meinen im Genre ziemlich nah. Dann kamen Sängerinnen auf, die mich nachmachten und in Ermangelung von Yvette an der Scala und am Eldorado engagiert wurden.

Musleck hatte Glück! Im Laufe von sechs Monaten kaufte er sich drei kleine Häuser in Paris und noch irgendwo eine Villa; jeder Kauf wurde mit einem Monstre-Frühstück im Concert Parisien gefeiert! Bei einem dieser Frühstücke lernte ich Jean Lorrain kennen, seinen alten Badekameraden, wie Musleck sagte, von dem Dampfbad im Faubourg Saint-Denis her. Diese Bäder standen damals in verdächtigem Ruf: Auguste pflegte zu sagen, dahin könne er Sidonie ganz nackt mitnehmen ohne jede Gefahr ... diese Herren interessierten sich nur für einander! ...

Jean Lorrain duzte Musleck, er fand, er sei ein „niedlicher Lude", und nannte ihn Mufleleck.

Musleck hatte eine köstliche Angewohnheit, die Lorrain entzückte. Jeden Abend standen vor der Tür des Concerts eine Reihe von fünfzehn bis zwanzig Wagen,

und die Kutscher in schöner Livree nannten sich bei den Namen ihrer Herren. Da hörte man „Heda, Uzès, kommst du einen Tarock machen? De Luynes paßt auf meine Pferde auf...“ Und Musleck ging in die Kneipe und lud die Kutscher zum Trinken ein, und wenn er dann wieder ins Concert kam, sagte er: „Diesem Mottenkopp, dem Larochefoucauld, hab ich zehn Sous im Tarock abgeknöpft!“

Eine drollige Nummer dieser Musleck. Freitags war immer Probe des neuen Programms. Einmal kam in diese Probe ein Adjutant des Großfürsten Alexis. Der Großfürst hatte London um sechs Uhr verlassen und nach Paris telegraphiert, man solle ihm vier Logen im ‚Parisien‘ reservieren. Musleck, der in Hemdsärmeln mitten im Saal stand, genierte sich vor dem distingierten Adjutanten und, um sich ein Ansehn zu geben, redete er ihn immer wieder mit Hoheit hier und Hoheit da an. Schließlich erklärte der Adjutant: „Aber ich bin doch nicht der Großfürst... Sie irren sich... Übrigens eine Bitte, sehn Sie doch zu, daß man nicht an dem Abend die Russische Hymne spielt, nicht wahr? Davor hat Seine Hoheit ein Grauen.“ Musleck stand da in seinen Pantinen und antwortete schnarrend: „Versteht sich... unter der Bedingung, daß man mir nicht die Marseillaise spielt, wenn ich nach Petersburg komme!“

Am Abend kam nach meiner Nummer der Großfürst mit seinen Freunden in meine Garderobe, und man sprach von Muslecks schneidiger Antwort. „Was ist das denn für ein Mensch?“ fragte der Großfürst lachend, „er muß ja sehr drollig sein...“ „Wollen Sie ihn sehn?“ – „O nein! O nein!“ Plötzlich fragte er: „Auf welchem Wege gehn Sie eigentlich auf die Bühne,

mein Fräulein?" Ich öffnete die Tür zu dem langen unterirdischen Gang, durch den ich mußte. „Das ist ja schauderhaft!" meinte der Großfürst. „Das sieht ja aus wie unsre Gefängnisse!" – „Dann will ich hoffen, sie sind leer, Hoheit", sagte ich. Es trat ein Schweigen ein in der ganzen Gruppe. Wie lang das alles her ist!

Im Hintergrund des Saals war eine Stelle, da standen Stühle und kleine Guéridons für die Freunde des Hauses. Dieser Winkel hieß das ‚Pökelfaß', „denn," sagte Auguste, „hier lassen sich die Schweinchen meiner Bekanntschaft nieder."

Lange Zeit hindurch sah ich dort jeden Abend die schwarze Silhouette einer großen weißhaarigen Frau, die sich da wärmte und zerstreute. Es war die berühmte Tänzerin vom Bal Mabille, Mogador, die Nadaud besungen hat! Pomaré, Mogador und Clara, drei Königinnen des Cancans zur Zeit des Kaiserreichs! Mogador hatte einen Grafen von C... geheiratet, war nun Witwe und verarmt; wie eine Königin im Exil saß sie da, und wenn sie mich vorüberkommen sah, las ich eine Menge guter Ratschläge in ihren Augen... Ich verstand alles, was sie nicht aussprach. Musleck hatte Erbarmen mit ihr, ein gutes warmes Getränk erwartete sie im Winter allabendlich bei ihm. Dort saß auch zwei-, dreimal in der Woche Dufayel, er war damals dreißig Jahre alt und träumte davon, seine steinreiche alte Patronin, die sechzig war, zu heiraten; daraufhin sagte Musleck: „Das ist ein kluger Bursche! Mit seinen Ersparnissen, seinen Gaben und seiner Jugend wird er, wenn er dann Witwer geworden ist, eine Braganza heiraten! Den hab ich gekannt, wie er als kleiner Junge Wagenschläge aufmachte... Nicht wahr, mein Alter, und als du Pferde vermietetest..." Und Dufayel, der

Geck, war ganz geschwollen vor Glück, ihm lächelte ja das Leben, er gab Auguste Börsentips und verschaffte ihm Geschäfte. Einmal ärgerte er sich sehr über Auguste, der hatte zu gut gespeist und rief immer: „Na, daß du reich bist, das verdankst du deiner hübschen Fratze, alter Knabe, du kennst die Weiber, die jungen wie die alten! Ohne dein Frätzchen und deine breiten Schultern ...“ Und in zärtlicher Betrunkenheit umarmte ihn Auguste. Nervös sein Stöckchen wirbelnd, flüchtete Dufayel sich in meine Garderobe, um dem allzu überströmenden Freunde zu entkommen.

Ein paar Jahre später, als er sein Ziel erreicht hatte, reich war und in der Politik und Finanz eine große Rolle spielte, mußte ich ihn einmal in Sachen einer Wohltätigkeitsmatinee in seinem Bureau im ‚Warenhaus Dufayel‘ aufsuchen. Gelassen wie ein Grandseigneur empfing er mich in einer Atmosphäre von fertiggekauftem Luxus zwischen Mahagonimöbeln und Bronzen, die serienweise hergestellt werden. Seine ganze ästhetische Unbildung, seine ganze ‚Echtheit‘ wurde sichtbar in Stil und Ausschmückung des Hauses, das er sich in der Avenue des Champs-Elysées hatte erbauen lassen. Es ist vor kurzem abgerissen worden.

Musleck und Dufayel blieben lange intime Freunde, und als es Musleck nach dem Verfall des Concert Parisien schlecht ging, hat ihn, glaube ich, Dufayel unterstützt.

Im ‚Pökelfaß‘ erschienen auch Künstler, Maler und Zeichner von Talent. Sinet, der mein erstes Plakat gemacht hat, Bac, der dann mehrere machte, Toulouse-Lautrec, Steinlen, Jules Roques, der Direktor des *Courrier Français* mit all seinen berühmten Mitarbeitern; Willette, Heidbrienk, Wiedhoff, Léandre, Ibels, die

Chansonniers vom Café-Concert, Jules Jouy, Delormel, Daleroy, Byrec, Poncin usw. Journalisten, Zeichner, Kabarettdichter kamen in der Stunde, in der ich sang, und drückten mir die Hand, sie hatten für mich einen Artikel im Kopf, eine Karikatur in der Tasche, ein Chanson, das eine Gebärde von mir inspiriert hatte.

Vierzehn Monate sang ich im ‚Parisien', da wurde ich aufgefordert, in einer Revue aufzutreten, die Xanrof für das Théâtre des Nouveautés auf den Großen Boulevards geschrieben hatte. Dazu autorisierte mich mein Kontrakt mit Musleck. Da ich um 11 1/4 im ‚Parisien' fertig war, nahm ich das Engagement bei den Nouveautés an und erschien dort um 11 Uhr 45 in Xanrofs Revue. Zu meinem großen Erstaunen verlangte nun Musleck gerichtlich 100000 Franken Abstand. Es gab einen großen Prozeß, Geschwätz in den Zeitungen, gemeine Insinuationen, mit meinem Talent sei es zu Ende, die Einnahmen im Parisien seien gleich null... Mit mir sei es vorbei. Der Anwalt erklärte, Fräulein Yvette Guilbert habe Herrn Musleck ruiniert, indem sie die geringe Anziehungskraft, die sie noch auf ein Publikum, das ihrer müde sei, ausübte, anderswohin verlegte, und das, trotzdem sie allabendlich 500 Franken bezog usw. usw. Ich mußte sogar zu dem Polizeipräfekten meine Zuflucht nehmen, um durchzusetzen, daß mich beständig ein Schutzmann begleite, da Musleck gedroht hatte, ich werde in dem unterirdischen Gang von meiner Garderobe zur Bühne „dran glauben müssen!" Man gab mir einen Mann von der Eisernen Brigade! Jeden Abend begleitete er mich bis auf die Bühne, er hatte bald festgestellt, daß meine Befürchtungen begründet waren. Zweimal streifte der schwere Vorhang meinen Kopf; ohne meine Gewandt-

C. Léandre.

heit im Ausweichen wäre ich erschlagen worden! Eines Abends tobt und trampelte der ganze Saal und schrie nach mir, ich sollte nach Schluß meines Programms etwas zugeben. Der Vorhang, der nach meinem letzten Couplet gefallen war, ging nicht mehr in die Höhe. Umsonst, daß ich dem Machinisten zurief: „Vorhang hoch!“ Er sah mich an, wurde rot und rührte sich nicht. Ich merkte den Trick von Auguste, ging durch den unterirdischen Gang in meine Garderobe und von da in den Saal, wo ich plötzlich mitten unter den Zuschauern erschien und ihnen die Wahrheit zurief. Das hatte Musleck nicht vorhergesehn, er war bleich und gebrochen.

„Meine Damen und Herren,“ sagte ich, „Sie lesen täglich in den Zeitungen die Phasen des Prozesses, der zwischen Herrn Musleck und mir schwebt; heute sind Sie meine Zeugen, daß er mich am Weitersingen hat verhindern wollen, damit der hier anwesende Polizeikommissar konstatiere, ich verweigere die Arbeit. Der Maschinist hatte Auftrag, den Vorhang nicht aufzuziehn...“

Der ganze Saal brach in Beifallsrufe aus.

Musleck verlor natürlich seinen Prozeß, und ich wurde von ihm befreit.

DIE ‚BODINIERE'

AUS einem Saal für Bilderausstellungen, der seit 1892 bestand, wurde die ‚Versuchsbühne'. Diese Theaterschule gründete Herr Bodinier für Schüler, deren Karriere das Konservatorium zu fördern ablehnte. Derartige kleine Unternehmungen hatten in Paris nie Erfolg, da die Mäzene unserer Bühnen im allgemeinen Leute sind, für die das Theater eine Art Harem bedeutet; was es sonst noch sein kann, läßt sie kalt. Charles Bodinier, der Gründer dieser Versuchsbühne, war, wenn mein Gedächtnis mich nicht trügt, lange Zeit bei der Comédie-Française und zwar, wie ich glaube, als Lektor angestellt gewesen.

Die Lehrer vom Konservatorium, Schauspieler an der Comédie, schickten ihm Anfänger, es wurde im Hintergrund der langen Galerie eine Bühne errichtet, dort lief die Galerie in viereckige Säle aus, in denen man ein Parkett, einen Balkon und fünf Logen einrichten konnte. Bodinier war ein reizender, gebildeter, wohlerzogener Mann, er gehörte zur besten Gesellschaft und empfing die Abonnenten seiner Versuchsbühne mit der Distinktion eines Weltmannes, der das Tor eines Tempels geheimen glühenden Anhängern öffnet. Dozenten, Schauspieler, Dichter, Schriftsteller, Journalisten, Leute der Gesellschaft, auch Maler und Bildhauer verkehrten hier, denn der lange schmale Gang, der in den neuen Theatersaal führte, diente weiterhin für Ausstellungen von Bildern und Skulpturen.

Der kleine Theatersaal faßte ungefähr fünfhundert

Plätze. Hier fanden Vorlesungen unveröffentlichter Werke statt, manche lasen die Autoren selbst, und die Herausgeber der literarischen Zeitschriften trafen sich hier, um vielleicht das neueste Meisterwerk zu entdecken.

Kurz, ein sehr distingiertes Milieu. Eines Tages erschien Herr Bodinier bei mir (er war mein Nachbar, die Versuchsbühne lag 50 Meter von meiner Wohnung) und sagte:

„Fräulein Guilbert, wären Sie geneigt, bei mir aufzutreten, und zwar in speziell organisierten Matineen, die den Leuten der Gesellschaft, denen der Besuch des Café-Concerts widersteht, Gelegenheit geben sollen, Sie zu bewundern?"

„Und wie würden Sie das arrangieren?"

„Ein Conférencier hat sich erboten, Sie meinem Publikum vorzustellen; einen Vortrag mit den Darbietungen einer Künstlerin zu verbinden, würde eine große Neuheit sein, wie sie bisher in Paris noch nie dagewesen ist, Sie wären die erste . . ."

„Wer ist dieser Conférencier?"

„Hugues le Roux."

Wir kamen überein, Le Roux solle mit Bodinier und mir diesen Plan besprechen.

Ich kannte Hugues le Roux nur als Journalisten.

Er kam allein ohne Bodinier zu mir.

Ich gewann einen sehr angenehmen Eindruck von ihm. Ein feiner, aristokratischer Mann mit kleinem schmalen Gesicht und so schlank gewachsen, daß er größer erschien, als er tatsächlich war. Er trug den Gesellschaftsanzug, wie nur wenige es verstehn, es war eine Mischung von Engländer und Normannen in ihm. Seine Beredtsamkeit war geradezu unglaublich. Le

Roux konnte einen Vortrag von zwei Stunden ‚improvisieren', ohne daß eine Silbe stockend herauskam oder ein Bild auf sich warten ließ. Er war bei Diners und Banketten phänomenal! Dabei hatte er aber auch im Freundeskreise derartig die Gewohnheit angenommen, wann und wo immer er erschien, zu sprechen und zu sprechen, daß außer ihm niemand zu Worte kam. Er war der Schrecken seiner Freunde geworden. Allerdings, das muß man zugeben, waren seine Erinnerungen an Forschungsreisen in Afrika und anderwärts sehr unterhaltende Themen.

Als Conférencier mußte er jedesmal von Bodinier in die Wirklichkeit zurückgerufen und gebeten werden, seinen Vortrag abzukürzen, damit für das Lied und die Sängerin etwas mehr Zeit übrig blieb.

Ich taufte einmal in munterer Laune Bodiniers Haus die *Bodiniere*, und dieser Name ist ihm lange geblieben, nämlich, bis es geschlossen wurde. Sogar die Zeitungen annoncierten die Vorstellungen „In der Bodiniere". Ich habe dem Hause Glück gebracht. Da großer Andrang war und die Equipagen den Verkehr auf der Straße hinderten, wollte der damalige Polizeipräfekt, daß die Wagen in einer Nebenstraße warten sollten. Ich suchte den Präfekten auf und setzte durch, daß die Wagen, die in geordneter Reihenfolge hintereinander vorfuhren, ihre Besitzer nach Schluß der Matinee ebenso wieder abholen durften. Jeden Donnerstag bildete sich von der Trinité bis zur Bodiniere eine endlose Equipagenreihe! Man veranstaltete nun zwei Matineen in der Woche und schließlich drei. Anfangs zahlte mir Bodinier 150 Franken für die Matinee und Hugues Le Roux ebensoviel. Aber in der zweiten Saison erklärte mir Le Roux, wenn unsre Honorare

nicht verdoppelt würden, dürften wir nicht an der Bodiniere bleiben.

Bodinier, der bei all seinen guten Manieren in Geschäften sehr geizig war, jammerte und erklärte mir, es sei ihm unmöglich, uns mehr zu geben. Hugues Le Roux ließ sich das nicht gefallen und kündete ihm an, er könne nicht mehr auf uns rechnen.

Die Saison ging zu Ende, und Bodinier hoffte immer noch, wir würden uns fügen, aber Le Roux blieb fest, und schließlich bat mich Bodinier zu vermitteln.

Es wurde ein Kontrakt entworfen, nach dem Le Roux und ich je 300 Franken erhalten und uns auf zwei Jahre verpflichten sollten. Bodinier machte enorme Reklame, es gab einen gewaltigen Zustrom von Abonnements, und um meine Vorstellungen im Concert Parisien zu schützen, in dem ich abends sang, mußte ich mich auf eine Matinee wöchentlich in der Bodiniere beschränken.

Hier ersticke man nicht im Rauch, hier sei keine ‚Café-chantant'-Atmosphäre, fanden die Damen der großen Welt; in der ultra-mondänen Gesellschaft, welche sich für zwei Stunden einfand, lernte man schließlich einander kennen wie in einem Salon. Zwischen den Zuschauern und mir hatte sich bald eine Art Intimität gebildet, und wenn zum Beispiel die Schwestern des Maëstro Gounod nicht pünktlich eintrafen, so warteten wir auf sie!

Als Le Roux das erstemal mich diesem Publikum vorstellte, war er so beredt, daß bei meinem Erscheinen auf der Bühne der Applaus mich minutenlang am Reden verhinderte.

Dann hörte das Klatschen auf, und das Publikum begann laut zu plaudern; von einer Sitzreihe zur an-

dern stellten die Leute ihre Betrachtungen an. Das nahm gar kein Ende. Ganz eingeschüchtert sah ich Le Roux an, der über meine Verlegenheit lächelte ... und dann verließ ich die Bühne! Das Publikum begriff und lärmte begeistert. Ich erschien wieder, und Hugues Le Roux fragte mich ganz laut: „Aber Yvette, warum laufen Sie davon?"

„Weil," sagte ich sehr zaghaft, „weil ... ich nicht wußte, was ich mit mir anfangen sollte, ... wenn ich nicht singe ..., weiß ich nichts mit mir anzufangen ..."

Das Publikum lachte laut auf ... Das Eis war gebrochen.

In einer dieser Matineen ließen mich die Schwestern Gounods im Namen des Maëstro bitten, ihn in seinem Haus, Place Malesherbes, zu besuchen.

‚Ich Gounod vorsingen? Ich mit meinen vier Noten? Er wird mich auslachen!' sagte ich mir. Mein Herz schlug heftig, als ich die große mit Gemälden und Fresken geschmückte Treppe hinaufstieg; dann wurde ich von den beiden liebenswürdigen alten Damen eingeführt. Erst war ich ganz benommen von der Gegenwart des Maëstro und sah ihn so groß an, daß er ausrief: „Na, mein Töchterchen, seh ich meinen Porträts ähnlich?"....

„Nein, Meister."

„So? Warum denn nicht?"

„Auf Ihren Porträts haben Sie Augen, die wie auf Befehl des Photographen erstarrt sind, und hier sind Ihre Augen ... so sanft!"

Zufrieden strich Gounod seinen schönen Bart. Er setzte sich ans Klavier und sagte: „Jetzt müssen Sie mir eine große Freude machen ... und mir den *König von Thule* singen."

„O Himmel!“ rief ich, „den kann ich nicht... Ich kann ihn wie alle jungen Mädchen die Melodien aus *Faust* können... ich kann ja gar nicht singen. Ich werde ihn nicht richtig im Takt singen, Ihren *König von Thule*. Ich kann ihn nach dem Gehör... hab ihn nie gelernt...“

Das machte ihm Spaß. „So singen Sie ihn mir doch nach dem Gehör, ich werde Sie auf dem Klavier begleiten.“

Mir kam in den Sinn, daß Margarete am Spinnrad sitzt, wenn sie die Ballade singt, und so sang ich den König von Thule auf meine Art.

Der Maëstro sah mich an und schüttelte langsam den Kopf.

„Wissen Sie auch, was Sie da gemacht haben?“ fragte er.

„Ja... eine Dummheit!“

„Eine Dummheit, Kind, eine Dummheit? Ganz wun–der–voll haben Sie das gesungen. Ganz wun–der–voll, mit dem Gedanken, der die Sage beherrscht, vor allem aber mit dem gewollt Unbestimmten in der Diktion; so wie Sie es getan haben, muß man das singen, so wie es in Wirklichkeit eine Frau singen würde, die dabei ihre Hausarbeit macht; aber das begreifen meine Sängerinnen nicht, keine! keine! ...seit Frau Miolan-Carvalho. Ja, mein Kind, die Miolan-Carvalho, das war eine Künstlerin! Die hat meine Margarete kreiert.“

„Ich habe sie gekannt, Meister.“

„Wo denn?“

„Im ‚Printemps‘.“

„Was tat sie denn im Printemps?“

„Sie kaufte dort Kleider... das war mein Rayon... sie war meine ‚Kundin‘.“

„Nein sowas!"

Er konnte sich gar nicht darüber beruhigen, der große Gounod. Väterlich liebevoll nahm er mich am Arm und sagte:

„Ich verbiete Ihnen, verstehn Sie wohl, ich verbiete Ihnen, je eine Gesangsstunde zu nehmen! Keinen Lehrer, Kind, verstanden!"

„Warum denn nicht, Meister? Es täte mir so not!"

„Nein, nein! Man wird Ihnen eine ‚Stimme' fabrizieren, eine Tonlage, und die werden Sie dann nicht mehr los. Sie haben alle Stimmen (und keine); nein, fahren Sie fort, beim Singen zu sprechen, wie Sie es tun, das ist Ihr ‚Wunder', dieser gesprochene Gesang, dieses rhythmische Wort!"

Ganz stolz war ich, als ich Gounod verließ. Am nächsten Tag berichteten die Zeitungen diesen Besuch mit allen Einzelheiten, und von nun an wandten sich die Leute der Gesellschaft an mich mit der Aufforderung, bei ihnen zu singen. Frau Heine schickte mir eine Dame, die mir erzählte, die Verwandte des berühmten Dichters Heinrich Heine wolle mir behilflich sein, in den Pariser Salons bekannt zu werden. Aber Frau ‚Heinrich Heine' erkrankte, mußte das Bett hüten, und ich hörte nichts mehr von ihr. Sie schickte mir 500 Franken, „um mir Blumen zu kaufen", wie sie auf ihre Karte schrieb.

In der Bodiniere wollte einmal ein Herr durchaus hinter den Kulissen von mir empfangen werden, was ich nie tat. Ich ließ ihn bitten, nach der Matinee zu mir zu kommen, da ich nebenan wohnte. Es handelte sich, wie die Karte des Grafen Guy de Kerveguen besagte, um einen dringenden Rat, den er mir zu geben habe. Der Herr wartete das Ende der Matinee ab und eilte

dann zu mir, begleitet von seiner Schwester, einer Dame, die mich mit ihren Blicken verschlang; ich wußte nicht, wohin ich sehen sollte, um ihren Augen zu entgehn.

Graf Guy de Kerveguen war ungefähr vierzig Jahre alt; seine Schwester schien mir älter zu sein. Er war dick, trug altertümliche Koteletten, sein einfaches munteres Benehmen überraschte mich. In meiner Naivität schien es mir ‚unlogisch', daß ein Aristokrat so entgegenkommend sei. Später hat er mich belehrt: wenn es Leute von Welt an Schlichtheit und Höflichkeit fehlen ließen, könne ich sicher sein, daß es ihnen auch an alten Ahnen fehle.

Bei jenem ersten Besuch wollte sich Kerveguen nur anerbieten, mich in den geschlossensten Salons der Hauptstadt vorzustellen, in die, wie er sagte, noch nie eine Schauspielerin gekommen sei.

„Und wie wollen Sie das anfangen?"

„Zunächst wird meine Schwester den großen Damen zureden, Soireen bei sich zu veranstalten; ich gehöre den vier großen Klubs von Paris an, es wird mir leicht sein, Sie überall als Sängerin einzuführen; und dann vor allem eins, liebes Fräulein, verlangen Sie hohe Preise, singen Sie nicht billig, verlangen Sie jedesmal 500 Franken."

„500 Franken! Die wird man mir nicht geben —"

„Liebes Fräulein, wenn Sie Ihr Schifflein recht zu steuern verstehn, werden Sie tausend Franken am Tag verdienen, und wenn Sie dann eine kleine Börse voll haben, lassen Sie das Café-Concert und spielen Sie wieder Theater."

Fünf Jahre später hat er mir das Gegenteil gesagt...

Ihm danke ich's, daß alle Pariser Salons sich mir öffneten.

Jahraus jahrein hat er mir seine unschätzbare Freundschaft bewiesen; er nahm innigsten Anteil an meiner Karriere, ich erzählte ihm von all meinen kleinen Sorgen und auch von all meinen Hoffnungen.

„Kerveguen, Sie sind doch Bildhauer, möchten Sie all Ihre Lebenstage immer wieder unermüdlich dieselbe Statuette machen? Kann eine Künstlerin, ich sage nicht ‚Sängerin', ich sage ‚Künstlerin', die Lust an ihrer Kunst einschränken und nur auf ihren Erfolg bedacht sein? Seit fünf Jahren habe ich Erfolg mit meinen schlüpfrigen Chansons, fünf Jahre, lieber Freund, fünf Jahre spiele ich immer dieselbe Rolle! dieselbe kitzlig sexuelle Person! ich habe es satt... Ihre Damen der großen Welt sind versessen auf Sachen, die ich in meinem Salon nicht mehr singen würde... Sie haben doch von dem kleinen Zwischenfall vorgestern bei Ihrer Freundin, der spanischen Herzogin, 120 Avenue des Champs-Elysées, gehört, die mich bat, — zur Ergötzung der alten verwitterten Herzogin von Pomar, die verspätet ankam, mit Schmuck beladen wie ein Ikon —, *Heloise und Abälard* zu singen. — „Nein, gnädige Frau," sagte ich zur Dame des Hauses, „es wäre mir sehr unangenehm, in Ihrem Hause einen Taktfehler zu begehn, ich bitte meine abschlägige Antwort zu entschuldigen, aber sie ist endgültig."

Die Herzogin kniff die Lippen und erklärte dann ihren Gästen, Fräulein Guilbert finde dieses Chanson nicht schicklich für einen *Salon*...

Man nahm diese Worte mit bezeichnender Ironie auf; ich fühlte mich verletzt und erklärte ruhig und kühl:

„Meine Damen und Herren, ich bitte mir den Respekt, den ich Ihnen zu schulden glaubte, zu verzeihen."

„Und dann, Yvette," fragte Kerveguen, „dann haben Sie *Heloise und Abälard* gesungen?"

„Ich? Nicht für ein Königreich!"

Kerveguen freute sich unbändig über meine kecke Laune, noch am selben Abend wußte sie das ‚Tout-Paris' der Klubs. In solchen Momenten rief Kerveguen mit seiner hohen nasalen Stimme:

„Sie sind hinreißend, Yvette, hinreißend!" O wie amüsant er sein konnte und wie gut er mein wahres Wesen erriet!

„Liebe Freundin," sagte er, „Ihr großes Glück ist Ihr Talent, Ihr großes Unglück ist der Ort, wo Sie es produzieren müssen, und dagegen gibt's kein Mittel. Als Sie noch debütierten, habe ich Ihnen gesagt: bleiben Sie nicht im ‚Chantant', Ihr Platz ist im Theater. Ich habe meine Meinung geändert, denn ... ich muß es Ihnen gestehn auf die Gefahr hin, Ihnen wehe zu tun, was die Menge, die Masse zu Ihnen lockt, das sind Ihre Chansons mit den gewagten Texten; damit ergötzen Sie sie ungeheuer; ändern Sie Ihr Repertoir und Sie werden sehn, die große Masse wird ausbleiben. Die Künstler lieben Ihr Programm aus ganz andern Gründen; sie entdecken darin Ihr Talent, Ihre eigenartige Intelligenz, Ihre Ausdrucksmöglichkeiten. Singen Sie vor Intellektuellen und alle werden die Erbärmlichkeit der Texte Ihrer Chansons, werden Ihr Talent beklagen, das sich in dieser Form kundgeben muß... Aber wenn Sie wieder ans Theater wollen, jetzt, da die Menge aus Ihnen das Idol einer Kunstart gemacht hat, wenn Sie jetzt diesen Genre ändern wollen, werden Ihnen Publikum, Presse, Direktoren feind-

lich sein. Durch ihre erstaunliche Pariser Karriere sind Sie ein gebrandmarktes Opfer, gefangen, eingemauert in Ihre grüne Robe und Ihre schwarzen Handschuhe, davon werden Sie leben, daran werden Sie sterben! So ist Paris, Liebe! Sie können schon von Glück sagen, daß man Ihnen, der Königin des schlüpfrigen Genres, gestattet, bisweilen ein tragisches oder sonst andres Couplet einzuschieben, aber gehn Sie darin nicht zu weit... Das Café-Concert hat nicht das Publikum der Comédie-Française, mein Kind... Sind Sie erst reich, dann können Sie sich ja eine Bühne bauen, wo man Sie in Sachen bewundern wird, die Ihnen Freude machen, Sie werden immer eine Elite finden, welche Ihr Talent anzieht, aber für den Augenblick dürfen Sie sich keine Illusionen machen, die Masse fliegt nur auf Ihr Repertoir, die Art des Vortrags kommt für diese Leute erst in zweiter Linie, von Ihrer Kunst merken sie nicht viel. Wollen Sie durchaus, daß man ausschließlich Ihrem Talent huldige, so wechseln Sie den Rahmen, aber dann heißt's resignieren und auf den Reichtum verzichten. Das sage ich Ihnen, Yvette.“

„Dann hat mein Instinkt mich wunderbar geleitet, Kerveguen, ich bin so durchdrungen von der Wahrheit dessen, was Sie sagen, daß ich bereits seit anderthalb Jahren eine herrliche Sammlung von Meisterwerken mir angelegt habe, und zwar noch ohne die Absicht, sie vorzutragen; eines Tages, glaube ich, werde ich mich frei machen können von diesen allzu leichten Erfolgen und dann dem Publikum mein Talent aufzwingen!“

„Bravo!“ rief er.

Gab es nicht Mißerfolge, die stolzer waren als meine Erfolge? Diesen Mißerfolgen würde ich nachgehn und dann würde man schon sehn...!

Schade, daß dieser treffliche Freund gestorben ist, ehe er die Verwirklichung meines tapfern, schönen Ehrgeizes erleben konnte und seinen Triumph rund um die Welt seit nunmehr sechsundzwanzig Jahren!

Rahmen und Repertoir wechseln, darauf kam es an. Ich hab's getan. Nach zehn Jahren eines lüsternen Boulevard-Programms sechsundzwanzig Jahre schöner altfranzösischer Lieder. Das ist heut meine Bilanz. Erleichtert haben mir dies Programm, wie man sehn wird, die Konzertsäle. Aber noch ist es mir nicht gelungen, im Theater zu verwirklichen, was ich möchte und müßte, da ist die Mitarbeit der Direktoren, das Durchbrechen mannigfacher Schranken unumgänglich. Da gibt's verdächtige Kombinationen, käufliche Rollen, schlechten Geschmack; viele Theater sind kurzfristiger Pacht ausgeliefert, die Autoren lassen sich ausplündern, damit ihre Stücke angenommen werden, Direktoren teilen die Autorenrechte, Kunstmakler machen moderne Schiebungen, Schauspieler, Schauspielerinnen und Kommanditäre werden betrogen, genarrt, die dramatische Kunst liegt in den letzten Zügen, Mittelmäßigkeiten drängen sich vor, Sarah Bernhardt und Réjane sind tot, Coquelin, Guitry, Mounet sind tot. Die großen literarischen und lyrischen Dramen meidet das Publikum, man liebt Lärm, Flitter und Plunder, Jahrmarktsstil, aufgeputzte verbrämte Albernheiten, kindische Talmiware, damit wird heut die Menge geblendet, die Menge, welche nur noch die ‚Music-halls' füllt.

Ganz zu schweigen von den Kinos von 1926!

Nein, man muß sich nicht herablassen zu diesen Hanswurstiaden; aufhängen kann man sich ebensogut am höchsten Ast des Baumes wie am tiefsten, und da oben ist wenigstens die Luft rein.

DER NOUVEAU CIRQUE

WOHIN ist die Zeit, da Donval, Theresas Gatte, über seinen imposanten Bauch hin diesen Zirkus leitete, den die schicken Kinder von Paris zu „ihrem Club" machten. Allabendlich war der Zirkus voller Fräcke, die großen Clubs hatten ihre Logen, der Jockey-Club, der Épatant, die Union, der Volney präsidierten und waren tonangebend. Die Frauen kamen im Décolleté, die Premieren waren ultra-pariserisch; mit heiterer Milde machte Donval die Honneurs seiner ‚Marställe', wie der Kammerherr eines Kaisers den Thronsaal zeigt.

Schöne Zeit, da die ‚Managers' nur den einen Ehrgeiz hegten, die aristokratischste Kundschaft von Paris zu haben.

Als Donval zu mir kam und mich aufforderte, bei ihm zu singen, belustigte ihn mein Erschrecken, meine Angst, wegen der Architektur des Saals nicht verstanden zu werden; dreimal lehnte ich ab. Aber dann gab er eine Farce und dafür wurde eine Bühne in der Arena errichtet, da entschloß ich mich.

Garden Party war der Titel des kleinen Stücks. Ich kam auf einem Eselchen hereingeritten, das der brave Clown Footit am Zügel führte. Jeden Abend machte er sich den Spaß, den Esel an ein kleines Wasserbassin zu führen, damit ich Furcht bekäme zu fallen. Das amüsierte ihn köstlich und erst recht das Publikum! Footit stachelte das Tier, das bäumte sich, und ich, an seinen Rücken geklammert, wurde so rot wie die Kirschen an meinem Hut! Schließlich stieg ich

eine Freitreppe hinunter — und sang. Im Zwischenakt defilierten die Clubmen, und Donval erklärte: „Ich werde mich der Ehre rühmen können, zwei Leuchten des Chansons gekannt zu haben: Theresa und Fräulein Yvette Guilbert."

Es war eine Zeit, in der gute Manieren soviel galten wie ein Adelsbrief. Man drückte Donval die Hand, weil er, wie seine aristokratischen Besucher sagten, *comme il faut* aussah.

Footit und Chocolat, das Forum eurer feierlichen Ansprachen wird bald in Trümmer fallen, man wird nichts mehr wissen von euren ‚Sarah Bernhardt'-Parodien. Damals ergötzte sich die Satire an Sarahs Magerkeit, aber in dieser liebenswürdigen Epoche blieb der französische Esprit elegant; Verleumdung hätte, selbst mit den Allüren der Harmlosigkeit, das Lächeln auf den Lippen der Zuhörer erstarren lassen! Es herrschte das schöne gütige Lachen eines Maurice Donnay, Goudeau, Mac-Nab usw. Die Raketen des Witzes und Gefühls sprühten ein Bukett, das den Duft Frankreichs hatte und dabei doch pariserisch blieb. Was ist geblieben von all dem? Nur ein Plakat von Chéret läßt es noch in meinem Gedächtnis fortdauern.

AN DER SCALA

DAS ‚Parisien' verließ ich also.

Die Neuigkeit wurde durch die Zeitungen bekannt. Frau Allemand suchte mich wiederum auf. Mit zurechtgelegter Miene drückte sie mir ihre Bewunderung für meine Wohnung, rue de Portalis, aus: „Ach, das reizende Zimmer... Wie originell die weiße Seidenbespannung." Dann kam sie zur Sache: „Nun... es heißt, Muslecks Einnahmen waren in letzter Zeit nicht berühmt... Gleichviel, ich glaube mit guter Reklame... Wollen Sie zu mir kommen, das erste Jahr für 500 Franken täglich..." Ich unterbrach mit einem kategorischen „Nein, Frau Allemand." — „Warum nicht?" — „Als Sie mich fortjagten zu einer Zeit, da ich 600 Franken im Monat hatte, habe ich Ihnen gesagt, ich würde nur für 600 Franken täglich wiederkommen." — „Oh! Das war eine Kindergrille!" — „Möglich, gnädige Frau, hindert aber nicht, daß ich nur für 600 täglich wieder bei Ihnen singe..." — „Aber Ihr Erfolg, meine Liebe, ist doch nicht das, was er war..., hat man im Prozeß Musleck gesagt."

„Also bin ich nicht die 500 Franken wert, die Sie mir bieten? ... 500 Franken sind eine enorme Summe, niemand verdient soviel in Paris." — „Also nehmen Sie an, liebe Kleine. Meinen Sie, ein Erfolg, der zu Ende geht, darf sich zum selben Preis bezahlen lassen wie ein...?" — „Gnädige Frau, ein Erfolg, der zu Ende geht, darf sich überhaupt nicht bezahlen lassen." — „O doch, liebes Fräulein, denn schließlich... Sie ha-

ben ja vielleicht noch ... na ... nehmen Sie die 500 an?" — „Nein, ich habe gesagt 600 und bleibe bei 600."

Nach zwei Stunden nahm sie meine Bedingungen an, und ein Kontrakt auf drei Jahre verpflichtete mich der Scala. Und zwar auf vier Monate im Jahr, in Serien von je zwei Monaten, damit ich die großen Reisen, die ich erträumte, machen könne, und mit der Erlaubnis, im Sommer zwei Monate in den Champs-Elysées aufzutreten. Wie plump doch ihre List war!

Ich trat nun in der Scala auf und hatte ein ‚volles Haus', von 1892 bis 1895, das heißt, solange der erste dreijährige Kontrakt dauerte. *Tout-Paris* kam. Und doch verabschiedete Marchand (der Schwiegersohn von Frau Allemand und eigentliche Direktor der Scala) am letzten, allerletzten Tages meines Auftretens sich nicht von mir, wie er es sonst immer, wenn meine Vorstellungsserie zu Ende ging, getan hatte: und da ich keinen Brief erhalten hatte, der um Erneuerung meines Kontraktes bat, nahm ich an, es sei ‚mein letzter Abend an der Scala'. Diese Art, mich zu behandeln, kränkte mich, ich habe mich nie an die Manieren dieser Leute gewöhnen können. Man packte also meine Sachen, — da erschien Paulus, der Sänger, gegen halb zwölf Uhr bei mir. Es war das erste und einzige Mal, daß er mich aufsuchte. Ich empfing ihn freundlich. „Nun?" sagte er, „man packt? ... Der Kontrakt ist wohl nicht erneuert, wie?" — „Nein, der Kontrakt ist nicht erneuert." — „Ja ... ich weiß ... Marchand hat sich bei mir beklagt, daß Ihre Einnahmen sinken, Yvette, und, Teufel auch, Ihr Gehalt ist hoch ..." — „Werden Sie mein Nachfolger, Paulus, man muß hier unbedingt einen Star haben." Er sah mich an, ganz

verwundert über das, was ich ihm da suggerierte, und erwiderte: „Marchand hat mir keinen Vorschlag gemacht... er will keinen Star zu Ihrem Preis, dabei verliert er Geld... Wieviel verdienen Sie, Yvette?" — „700 Franken am Tag." — „Oh, das ist teuer... Solch einen Preis hat man mir nie gezahlt... das ist sehr teuer!" — „Ja, sehr teuer, Herr Paulus." Wir drückten uns die Hände und er ging. Meine Zofe räumte die kleine Garderobe gänzlich aus.

Ganz ruhig ging ich nach Hause. Ich sage das ohne falsche Bescheidenheit und ohne Heuchelei; das Talent war mir wichtiger als der Erfolg; ich wußte mein Leben gesichert, wenn nicht in Paris, dann anderswo. Aber ‚Marchands Coup' verdroß mich, denn ich war überzeugt, er habe mir Paulus geschickt.

Und richtig: sechs Tage danach kam Herr Marchand zu mir. Augenblicklich faßte ich einen blitzschnellen Entschluß. „Nun, meine liebe Yvette, Sie sind doch nächste Saison wieder bei mir?" — „Nein, lieber Freund." — „Wie?" — „Paulus hat mir gesagt, daß Sie im letzten Jahr mit mir zugesetzt haben, ich will nicht, daß Sie durch mich Geld verlieren." — „Aber!" „Kein Aber! Paulus ist doch in dieser Sache Ihr Vertrauter gewesen. Wenn es soweit kam, daß Sie ihm so etwas anvertrauten, müssen Ihre Verluste recht groß gewesen sein. Sie sind weder dumm noch böse! ... Einem Paulus legt man nicht in den Mund und läßt ihn vor ganz Paris weitersagen, daß ‚Ihr' Star Sie ruiniert, wenn es nicht wahr ist. Nein, Marchand, ich gebe nicht klein bei. Es tut mir leid, lieber Freund, glauben Sie mir, es ist mein eigner Schaden!" — „Was wollen Sie?" meinte Marchand. „Die Geschäfte gingen nicht so gut, wie ich hoffte; nehmen Sie ein klei-

neres Honorar, Yvette, ich biete Ihnen 500 statt 700 . . ."

„Nein, mein Talent hat nichts mit Ihren Einnahmen zu tun. Ich verkaufe nur mein Talent, es hat seinen alten Wert." Marchand zog ganz gedrückt ab. Und in der nächsten Woche kam er wieder.

„Hören Sie, ich biete Ihnen 600 statt 700." — „Ich zeichne nur zu 800." Drei Stunden schimpfte er auf die anspruchsvollen Künstler und die schwierigen Geschäfte. „So bleiben wir doch endlich bei Ihren 700, wenn Sie schon so hart sind", seufzte er matt. „700, abgemacht?"

„Nein", sagte ich. „Ich will 800." Kurzum, er gab sie mir unter der Bedingung, daß der Preis der gleiche bleiben sollte für eine neue Serie von drei Jahren. Dieser Kontrakt wurde bei mir, rue Portalis 2, abgeschlossen.

Als ich ihn in Händen hatte, faltete ich ihn langsam und sagte: „Das haben Sie sich recht töricht 72000 Franken kosten lassen, Herr Marchand. Wären Sie ein braver Mann geblieben, ohne List und ohne Paulus, so hätte ich den zweiten Kontrakt ebenfalls zu 700 Franken gezeichnet. Wahrhaftig, lieber Freund, solche Finten habe ich nicht verdient! . . . Unsre Beziehungen waren immer ausgezeichnet . . . Warum also dies unelegante Vorgehn? Verdienen Sie viel an mir?"

Marchand lächelte etwas beklommen und ging. Eine Viertelstunde später bekam ich einen herrlichen Blumenkorb.

Zur Zeit, als ich in der Scala sang, sahen die Pariser über die Boulevards eine Prozession Sandwichmänner mit riesigen Annoncen auf dem Rücken gehn: „Täglich zehn Uhr abends, YVETTE GUILBERT in der Scala."

Das verbitterte den Künstlern, welche das Programm vor einem beinahe leeren Saal beginnen mußten, das Leben. Aber was konnte ich dazu tun? Immerhin wurde der Groll meiner Kameraden nicht laut, gegen mich blieben sie reizend. Während meiner ganzen Café-Concert-Laufbahn habe ich nie einen Streit, mich nie über einen von ihnen zu beklagen gehabt. Das damalige Café-Concert war eine Stätte ehrenhafter Arbeit, voll braver Menschen, in der Luft lag etwas von Exaktheit und Präzision, das Publikum kam ausschließlich, um Chansons zu hören, hin — zu keinem andern Zweck —, man sang von acht bis halb zwölf Uhr und jeder bemühte sich, sein Bestes zu geben, denn er war für seinen Erfolg verantwortlich. Monotonie gab es nicht, jeder Sänger hatte seinen Genre, führte ein besonderes Repertoir vor, und das bisweilen auch in einem Kostüm, das ihn von den andern unterschied. Da gab es den Soldaten, den Trunkenbold, den Zerlumpten, den dicken reichen Bourgeois, den Bauern, den Arbeiter, den sentimentalen Tenor, den Sänger ‚mit Stimme', den Jodler, den dramatischen Bariton, den komischen Monologisten, den Imitator bekannter Künstler, den Gliederverrenker, wie Paulus einer war, Duettsänger usw.

Zu meiner Zeit feierten Polin, Maurel, Dranem, Reschal, Claudius, Marius Richard, Plebius an der Scala ihre Triumphe und andre, die mir jetzt nicht einfallen. Weiblicherseits war die Auswahl nicht so groß: Mealy, die große ‚Gommeuse' im kurzen Röckchen mit viel Froufrou darunter und auf dem Kopf einen Riesenhut, Anna Thibault, eine distingierte Diseuse, die wunderschöne Anna Held, Polaire, die Ägypterin mit der Wespentaille, die ihren Gürtel als Halsband tragen

konnte, Paulette Darty, die Walzersängerin, und andre, die ich vergessen habe.

Ich sang ungefähr vierzig Minuten, ohne mich zu beeilen und verließ die Bühne nach jedem Lied, das etwa vier bis fünf Minuten dauerte. Ich ließ dem Beifallsklatschen Zeit, mich ‚aufrichtig' zu rufen. Es verletzte mich immer, wenn ich sah, wie Künstler in die Kulissen stürzen und gleich wieder zurück an die Rampen; noch heute ärgert mich das!

Für mich war die Bühne ein Salon, und ich war bestrebt, diesen Salon zu betreten wie eine große Dame; sodann produzierte ich meine Kunst mit allem, was sie an Varianten mit sich brachte, ich wurde eine Montmartrehure und wenn's sein mußte, ein Apache mit Mütze und Halstuch usw. usw., meine Stimme wurde rauh und gemein; war aber mein Lied zu Ende, verließ ich die Bühne wieder möglichst distingiert und elegant, mein Lächeln sollte sagen: „Dies alles, nur um uns zu amüsieren, nicht wahr?"

Ich hatte in der Zeit meines zweiten dreijährigen Kontraktes mit der Scala so großen Erfolg, daß Herr Marchand mich einen dritten zeichnen ließ, der bis 1901 reichen sollte; aber eine furchtbare Nierenentzündung unterbrach ihn im Jahre 1900, dem Jahr der Weltausstellung. Nach meiner schrecklichen Operation hat Marchand mich nicht einmal besucht... Ein einziges Mal ließ seine Frau sich nach mir erkundigen. Wunderliche Leute, wunderliche Seelen. In den achtzehn Monaten, während ich tötlich krank darniederlag, hatte ich Zeit, über den Sinn des Wortes ‚Berühmtheit' nachzudenken; enttäuscht und verbittert bat ich meine Ärzte, mir behilflich zu sein, um die Lösung meines Kontraktes mit Marchand und mit den ‚Ambassadeurs'

durchzusetzen, das bedeutete, 244000 Franken opfern. Ich ließ mich auf der Ausstellung im Rollstuhl mit Krücken neben mir sehn; der Journalist Serge Basset vom *Matin* nahm meine ‚vertrauliche Mitteilung' entgegen, ich werde vermutlich lahm bleiben, und mit Hilfe meines Chirurgen Albaran setzte ich die Lösung meiner Kontrakte durch.

Uff! Ich war frei! frei! Nun würde ich die Welt durchstreifen können, befreit von Limonade- und Bierverkäufern, frei vor allem, zu entwickeln und kundzutun, was ich in der Kunst anstrebte. Ich würde ich selbst sein können! Meine Flucht habe ich mich gern 244000 Franken kosten lassen. Und damit begann die zweite, die große und herrliche Periode meines Lebens!

ICH LERNE BRUANT BEGREIFEN

VIEL von meinem Erfolg an der Scala verdanke ich Bruant. Aber anfangs haben mich seine Lieder sehr eingeschüchtert. Ich war nie sicher, ob es mir gegeben sei, sie richtig zum Ausdruck zu bringen. Es war soviel Tiefe unter der ironischen Form seiner Verse. Ich habe Bruant sehr geliebt! Sein enormes Talent und seine Barmherzigkeit!

Ich sehe ihn vor mir, wie er bei Léon Sari, dem letzten ‚d'Artagnan' des Boulevards (vor nunmehr achtunddreißig Jahren) auf Schloß Fortvaches zu Besuch war. Die Dorfbewohner erschraken vor Aristide Bruants Silhouette. Ich junges Ding sah ihn an und ahnte nicht, daß ich eines Tages seine Lieder vortragen würde. Später als ich bereits ‚Yvette mit den schwarzen Handschuhen' war, nahm Hugues Le Roux mich mit in Bruants Kabarett, und da gab es eine große innere Umwälzung in mir ... Ich wollte durchaus wissen, ob du wirklich die Wahrheit sangst, Bruant, ob wirklich das Elend soviel seelischen Selbstmord anrichten, das Laster solches Erbarmen anregen könne! Ich war so jung damals, noch war mir alles neu an dem ganz besondern Hundeelend der Prostituierten, wie du es beschreibst. Und einmal sind wir dann mit Hugues Le Roux in das berühmte Château- Rouge (einstmals das Haus der Schönen Gabriele!), rue Galande, gegangen; der bekannte Geheimpolizist Jaume begleitete uns.

Das war ein unvergeßlicher Abend. Die Spelunke war übervoll. Paris war seit mehreren Tagen ganz weiß von

Schnee, und um zwei Uhr morgens mußten all diese Unglücklichen in die Kälte hinaus, die die Armen mordet! Polizeiverordnung! Und wohin sollten sie gehn? ... Der Wirt der Spelunke steht mit umgegürteter Pistole hinter dem hohen Schanktisch verschanzt und schenkt den Frauen und Männern, die hergekommen sind, um sich zu wärmen und zu schlafen, Wein und Schnaps ein. Hugues Le Roux wird der wimmelnden Horde angekündigt und mit Sympathie empfangen, denn er hat einem der „ihren" aus dem Gefängnis verholfen; dafür sind sie ihm dankbar. Mich sieht man feindselig an...

Ein Weib, entstellt durch einen roten Fleck, der das Gesicht in zwei Teile zu zerschneiden scheint, kommt mit zahnlosem Lächeln auf uns zu. Hugues Le Roux stellt sie mir vor. „*Lie-de-Vin* (Weinhefe), die Freundin von Gamahut!" Ich starre sie an. (Damals gingen die Verbrechen von Gamahut durch alle Zeitungen.) Als sie mein Staunen bemerkt, sagt Lie-de-Vin mit schluckender Stimme: „Ja ... ich bin Lie-de-Vin, die ihn geliebt hat... O die Polypen! ...sie haben ihn mir einen Kopf kürzer gemacht... aber man sagt, man wird im Panoptikum seinen Kopf aus Wachs machen. Da geh ich hin und werde ihn küssen, und weh dem Bürger, der mich hindern will!" Und damit ging Lie-de-Vin wieder zu ihrer Bank und zu ihrem Glas... Es kam eine Hexe aus ‚Macbeth', sie mochte siebzig Jahre alt sein, die Augen schuppig glasig, der Mund von der Nase bis zum Kinn ganz lila von dem ‚gefärbten' Wein, den sie wie ein Hund schleckte; dabei hielt sie ihr Glas nicht in der Hand, sondern in der Beuge des gekrümmten Arms; uns streckte sie die offne Hand hin, man gab ihr Geld. Dann kam ein riesiger Bursche,

mit Löckchen an den Schläfen, er roch sehr nach Patschuli; den suchte die Polizei wegen Einbruchdiebstahls und Mordes an drei Dirnen. Er war nackt bis zum Gürtel und ganz tätowiert; für zwei Franken wollte er uns vormachen, wie die Königin von England (Viktoria damals) sich amüsiert; wir gingen darauf ein, und da wurde es recht peinlich für mich und auch für Le Roux, denn der Kerl ließ mit einem Griff die Hosen hinunter und rief: „Meine Damen und Herren, da überm ‚Liebeshahn' können Sie sehn, wie Viktoria sich amüsiert!"

Er packte mit beiden Händen seinen Bauch und knetete die Haut, und wir sahen ‚Viktoria sich amüsieren', ich war ganz starr... verschüchtert... geniert...

Zuletzt stiegen wir in die erste Etage hinauf. Da habe ich die Hölle gesehn! Altes und junges Volk durcheinander auf dem Boden schlafend, schmutzstarrende Lumpen, Hüte, Mützen, Röcke und Hosen ringsumher, und das alles – für alle Fälle – schwach beleuchtet von einer winzigen Gasflamme, und ein Geruch, ein fürchterlicher Geruch! Besonders erschütterte mich ein alter Mann, dem langes weißes Haar bis über die Schultern fiel... seine Arme waren ausgebreitet und wie an den Boden genagelt, der Mund stand offen, die Augen waren verdreht, er war wie ein Christus des Elends. Ich leerte mein ganzes Portemonnaie in seine Hände; die Kühle der Geldstücke weckte ihn auf. O dieser Blick! Dies trauervolle Staunen eines ewig Verlassenen! Im Hinuntergehn bemerkten wir lange Tische, auf denen kleine Kinder lagen und schliefen. „Die Mütter," sagte uns der Wirt, „geben sie ‚ihren Freunden', wenn sie zwei Uhr nachts aus der warmen Spelunke herausmüssen und ‚eine Tour

nach den Hallen' machen." Wochenlang war ich besessen von diesem Anblick und ich begriff Bruant:

Un jour qui faisait pas beau
Pas ben loin du bord de l'eau
Près d'la Seine
La ousqu'il pousse des moissons
De culs d'bouteilles et d' tessons
Dans la plaine
Ma mère m'a fait – dans un coin –
A Saint-Ouen! ...

's war ein trüber Tag wie heut
Als im Winkel gar nicht weit
Vom Seinestrande,
Wo nichts blüht und wuchert als
Scherbenkrug und Flaschenhals,
An der Kante
Mutter mich zur Welt gebracht
In Saint-Ouen ...

Und die ganze Tonleiter der Miseren zieht in dem Liede vorüber, der Miseren, die erst zur Ruhe kommen im

„Kirchhof, der gleich nebenan ...
In Saint-Ouen."

Einmal erklärte er mir an vielen Beispielen die ‚Ritterschaft' seiner ‚Louis'.

„Es sind die letzten Ritter, die sich für ihre Dame schlagen", sagte Bruant, erklärte mir ihren Ehrenkodex, ihre besondre Art Verantwortung und Verantwortungslosigkeit; und als ich ihn mit der Schüchternheit in Kunstdingen, die mich auch heut noch nicht verlassen hat und nie verlassen wird, fragte: „Sag

mir, Bruant, meinst du, ich würde deine Lieder singen können?" packte er mich an den Schultern und küßte mich. Seine Stimme zitterte: „Du bist gut mit deiner Bescheidenheit! Bei deiner Begabung und mit deinem blutenden Herzen! Nur zu, mein großes Mädchen!" Und ich bekam Mut. Die Worte hab ich nie vergessen ... sein Herz hat auch geblutet, darum sang seine rote Muse so schön von Gerechtigkeit und Mitleid.

Sein Werk ist im Ausland so populär wie bei uns. In den Bibliotheken zu New-York, Boston und Philadelphia gibt es zahlreiche amerikanische, englische, deutsche, italienische Werke, die das ‚Oeuvre' des großen Sängers vom Montmartre analysieren.

Für die Fremden repräsentiert er mit Salis zusammen den Montmartre. Man versteht die Maske seiner Muse. Sein ‚Argot' gibt den Zeichnungen seiner hochherzigen Gedankenwelt scharfe Konturen. Er liebte die Verkommenen, wie Franziskus von Assisi die Aussätzigen geliebt hat.

Wer kann sein ‚Saint-Lazare' singen, ohne zu schluchzen? Muß man nicht alle liebkosen, die geschlagen worden sind? Er hat mich nachdenklich gemacht, der geliebte verehrte Bruant. Gott, der ihn vor kurzem zu sich gerufen hat, möge ihn voll Liebe aufnehmen. Sein Herz und seine Börse standen dem Unglück offen, manchen Montmartrekünstlern hat er ein ruhiges Alter verschafft, das sie sich nicht träumen ließen. Im Leben wie im Schaffen war er rauh und gütig. Ich habe ihn geliebt.

DIE ‚HORLOGE'

DIES Champs-Élysées-Café-Concert lag 1892 neben der Stelle, an der sich heute der kleine Kiosk befindet, der vom Jardin de Paris übriggeblieben ist. Es war die ‚schlechte Seite' der Champs-Élysées, wie die Pariser sagten, die verlassene Seite, denn niemand wollte die Avenue überschreiten. Die ‚gute Seite' war die mit den Cafés Ambassadeurs und Alcazar.

Nun hatte, weil es da nur wenig Spaziergänger gab und der kleine Pavillon, der die Wanduhr (Horloge) genannt wurde, bezaubernd in tiefer Stille gelegen war, eine reiche Getreidehändlerfamilie aus Wien das Grundstück der Stadt Paris abgekauft, um sich dort niederzulassen. Zu der Wiener Familie gehörte ein kränkliches kleines Mädchen, das nur in freier Luft sich wohl fühlte. Ihre Gesundheit war der entscheidende Grund, den Pavillon zu mieten; es befand sich in dem großen Garten, wie ich glaube, schon damals eine Art Bühne, auf der im Sommer gesungen wurde, und die Stadt Paris verlangte von dem Mieter, dies Etablissement bestehn zu lassen. An diese Forderung der Stadt hielt sich die Familie Stein, und es wurden Attraktionen ausgesucht, nicht mit der Absicht, ‚Kasse zu machen', sondern um das kranke Kind zu amüsieren; das saß jeden Sommerabend auf dem Balkon seines Zimmers und sah von acht bis neun hinüber zu den musikalischen Clowns und Gesangskomikern, deren eigentlich einzige Aufgabe es war, die Kleine zu unterhalten. Ein kleines Orchester spielte Weisen, die

das Mädchen liebte. Kurz, einen geschäftlichen Zweck verfolgte die sehr reiche Familie nicht, als sie dem Publikum die Tore der Horloge offenstehn ließ.

Einige Bürgerfamilien mit ihren Kindern verirrten sich hierher, aber die Zahl der Besucher war sehr klein; als ‚Geschirr' gab es nur ein paar Dutzend Gläser. Ich war noch Debütantin und hatte im ‚Trocadero' auf einem Wohltätigkeitsfest gesungen, da erschien hinter den Kulissen eine feine, ehrwürdige alte Dame in Begleitung ihres etwa dreißigjährigen Sohnes. Das waren Steins. Sie luden mich für den nächsten Tag zum Frühstück in der Horloge ein. Ich war erstaunt; ich kannte sie nicht; die Einladung kam ganz überraschend (ich wußte ja nicht, daß es die Besitzer der Horloge waren). Als sie mich zaudern sahen, sagte die alte Dame: „Eine kleine Kranke, meine Tochter, bewundert Sie, ich sähe es gern, daß sie Sie kennen lernt, liebes Fräulein . . ."

Die beiden Leute machten mir einen reizenden Eindruck, ich sagte für den nächsten Mittag zu. Als ich dann in der Horloge erschien, wunderte ich mich, in ein Familieneßzimmer und nicht in ein Restaurant eingelassen zu werden. Diese Steins waren also hier zu Hause! Es waren die Besitzer der Horloge selbst, mit denen ich dejeunierte.

Das kranke Töchterchen, das auf einem Ruhebett lag, begrüßte mich mit echt kindlicher Freude. Das Kind war in der Vorstellung im Trocadero gewesen, hatte sich dort „glücklich" gefühlt, gut amüsiert, die unerklärliche Sympathie und Begeisterung eines kranken Kindes empfunden, und da hatte die Familie sofort beschlossen, mich zu engagieren! Ich sollte alle Abend „hübsche Lieder" singen, aber nicht spät, damit

die Kleine früh ins Bett kam. Verdrießlich war nach der Meinung von Herrn Stein, daß nun vielleicht das Publikum den Garten überschwemmen würde, der bisher so köstlich ruhig war ... aber im Grunde des Herzens rechnete er auf das Renommee der ‚schlechten Seite' und hoffte, die Menge werde drüben auf der anderen bleiben. Ich sollte lustige amüsante Liedchen singen und täglich dreihundert Franken bekommen. Ich traute meinen Ohren nicht. Drei Monate später begann die Saison. Während es Frühling wurde, besuchte ich noch mehrere Male die Familie Stein, das Töchterchen lebte jetzt im Freien, die ganze Familie verbrachte den Tag in milder Aprilsonne. Man richtete mir eine frisch gestrichene hübsche Garderobe ein, und im Juni sollte ich debütieren.

Man zeigte in den Zeitungen an, ich werde in der Horloge singen. Mein alter Freund Zidler bekam beinah einen Schlaganfall. „Du bist verrückt, armes Kind! In diesem Sarg zu singen! Auf der schlechten Seite der Champs-Elysées, wo kein Mensch hinkommt. Wie kannst du dich auf etwas so Idiotisches einlassen und gleich einen Kontrakt auf zwei Jahre schließen!" ... Er war fest überzeugt von dem, was er sagte: ich kam ganz aus der Fassung; alle andern Freunde bejammerten mich ebenso.

„Aber das sind entzückende Leute," wandte ich ein, „mal was andres als der Direktor des Parisien ... Sie sind so feinfühlig und haben Lebensart."

„Wenn du Leute mit Lebensart und Feingefühl brauchst, so laß sie dir sauer kochen," brüllte Zidler, „und wenn du gern auf Kirchhöfen singst, na ... das kannst du da ja haben."

Die Vorstellungen begannen, und schon am ersten

Abend verlor die Familie Stein erst die Geduld und dann den Kopf, soviel Volk strömte in den Garten; es waren nicht genug Stühle da, und um jedem Gast sein Getränk zu servieren, mußte man in die nächsten Restaurants laufen und Gläser leihen! Das kleine kranke Mädchen auf seinem Balkon war ganz außer sich vor Vergnügen über das Tohuwabohu, so etwas sah es zum erstenmal im Leben! Am nächsten Tag wurde das nötige Material angefahren; denn das Publikum hatte die Avenue überschritten und strömte in die Horloge.

Der liebe Zidler sah gütig und glücklich auf seine kleine Yvette...

„Du hast wieder einmal deine Kraft bewiesen. Mein großes Kind, du hast einfach ein Wunder getan."

Die Einnahmen waren so glänzend, daß Herr Stein mir schon nach ein paar Tagen bei einem Frühstück im Familienkreise sagte: „Ihr Kontrakt beschämt mich... wir wollen ihn zerreißen und das Honorar verdoppeln", und ohne weitere Erklärung brachte er mir ein bereits fertiggestelltes neues Engagement. Ein Jahr später zwang der Getreidehandel die Steins, Paris zu verlassen, und sie traten ihr Concert an Herrn und Frau Debasta ab.

Das neue Paar hatte nichts, aber auch gar nichts von dem vorigen. Von Montmartre kamen sie, wo sie in einem Etablissement – ich weiß nicht recht, war es in der Gaîté-Rochechouart oder im Concert Européen – Geld gemacht hatten; ein Benehmen und ein Ton war ihnen eigen, an den ich mich nicht gewöhnen konnte. Die Frau, eine hübsche Blondine, fett und rosig, hatte einen Spitznamen, unter dem ganz Paris von den äußeren Boulevards bis zur Allée des Acacias sie kannte, aber woher sie ihn hatte, weiß ich nicht: die *Môme Kaka*.

Übertrieben elegant gekleidet, fuhren die beiden steif in ihrer Victoria in den Bois de Boulogne, und die Stammgäste der Allée des Acacias nannten sie nie anders als den Môme und die Môme Kaka, wie sie ein andres Pariser Paar die Laus und die Spinne nannten.

Debasta war der typische ‚Amant de cœur' aus den Stücken im ‚Ambigu', der ‚schöne Mann' mit schwarzgekräuseltem Haar, hochgezwirbeltem Schnurrbart, mit dem dunkelglänzenden Auge eines Don Juan, der sich vor den vielen Frauen nicht zu helfen weiß. Er trug viel Schmuck, war geschniegelt und gebügelt, hatte schicke Schuhe und gelbe Handschuhe; ich konnte nicht nett zu ihm sein, so unsympathisch war er mir.

Von ‚Madame' behauptete Busnac als alter Montmartrebewohner, er habe sie als Wäscherin gekannt. „Das ist meine *Nana*, wie sie leibt und lebt; wäre sie Schauspielerin gewesen, ich hätte ihr die Rolle in meinem Stück anvertraut", meinte er. Debasta und Môme Kaka waren mit mir korrekt und kalt, ich bekam sie übrigens kaum zu sehn, denn sie empfanden das Bedürfnis, sich in Respekt zu setzen, und dazu hatten sie Grund, fanden aber nicht die Mittel und Wege, welche im allgemeinen die wirklich respektablen Leute anwenden. Sie hatten umständliche Allüren, und ihre alberne Steifheit erleichterte es mir, sie so wenig wie möglich zu sehn. Im übrigen ging mein Vertrag mit der Horloge bald zu Ende, und so geduldete ich mich. Kurz vor meiner letzten Soiree erschien Herr Debasta in meiner Garderobe mit einem neuen Kontrakt in der Hand. Ich wollte nicht unhöflich sein, da die Leute doch immerhin höflich blieben, wenn sie auch nicht eben liebenswürdig waren.

„Herr Debasta," sagte ich, „geben Sie mir Bedenkzeit ... in einigen Tagen sprechen wir uns wieder ..."

„Fräulein Yvette, überzeugen Sie sich, ich erhöhe das Honorar ..."

Ich sah in den Kontrakt, das Honorar erhöhte sich tatsächlich um vierhundert Franken täglich!

Ich sah ihn fragend an.

„Ja," sagte er, „Sie kommen auf tausend Franken täglich im nächsten Jahr und in den beiden folgenden Saisons."

Es trat ein kurzes Schweigen ein. Mit einmal begriff ich den Sinn der enormen Zulage. Sehr entschieden wiederholte ich, ich werde ihm in einigen Tagen meine Antwort zukommen lassen.

Da wurde sein Blick hart, seine Bewegungen heftig und mit gekrampftem Munde hämmerte er seine Worte: „Nein ... jetzt gleich, heut Abend oder nie." Ich wußte, woran ich war, und antwortete: „Also, dann nie."

Am nächsten Tag saß ich im Restaurant der Ambassadeurs beim Frühstück, da geschah, was ich vorausgesehn hatte. Der Direktor der Ambassadeurs, Herr Ducarre, hatte durch Debastas Agenten erfahren, daß mein Kontrakt bei seinem Kollegen von gegenüber zu Ende ging, und beim Plaudern hingeworfen: „Wenn Debasta Yvette nicht wieder engagiert, werde ich ihr 25 000 Franken im Monat bieten (800 Franken täglich)."

Sofort hatte der Agent Debasta unterrichtet, und der überbot nun, um mich zu behalten, und bot mir tausend Franken. Ich hatte das alles erraten, und da kam auch schon Ducarre an meinen Tisch und sagte: „Oh, ich bin glücklich, Sie zu treffen ... Sie haben ja

einen fabelhaften Erfolg an der Horloge ... Sind Sie dort noch für lange?"...

„Nein, wenn die Saison zu Ende ist, bin ich frei."

„Werden Sie nachher wieder dahin zurückkehren?" – „Vielleicht ... man bietet mir tausend Franken ..." – „Wie? Tausend Franken? Dreißigtausend im Monat?" – „Ja." – „Aber das ist ja enorm! Sechzigtausend Franken für die beiden Monate, die die Saison dauert. Das ist toll!"

Ich lachte und dann fragte ich ihn geradezu: „Wieviel würden denn Sie mir bieten, wenn ich zu Ihnen käme?" Ducarre reagierte sofort: „Fünfzigtausend für die Saison. Gilt's?"

In diesem Augenblick trat Oller ein. Noch ganz außer sich, rief Ducarre ihm zu: „Wissen Sie, was Debasta Fräulein Yvette Guilbert bietet? Sechzigtausend für die beiden Monate Saison!"

„Na wenn schon," sagte Oller, „das bringt sie ihm eben dreifach ein."

Jetzt kam Zidler hinzu, setzte sich mit Oller an meinen Tisch, und beim Essen sagte Zidler: „Mein Kind, ... ich an deiner Stelle würde lieber Ducarres Angebot annehmen, es ist ein braver Mann, hier bei ihm würdest du dich glücklich fühlen, ich kenne ihn ... Soll ich das für dich vereinbaren?"

„Ja, tu es."

Er rief Ducarre und sagte zu ihm: „Setzen Sie einen Vertrag auf, auf fünfzigtausend wird Yvette eingehn, schon um des Vergnügens willen, sich nicht mehr bei Debasta öden zu müssen."

Ducarre war froh und ganz bestürzt, er verfaßte gleich den Vertrag, und dann bin ich neun Jahre bei ihm geblieben. Er war charmant und im Geschäft-

lichen exakt und sauber. Und da ist mir eine Geschichte passiert, die einzig dasteht in den Annalen des Theaters: Debasta erfuhr von meinem Vertrag, begriff sofort ‚meine Antipathie' gegen ihn, und konnte (da ich für weniger Geld zu seinem Konkurrenten ging) sich's nicht verkneifen, mir das Angebot zu machen, ich solle m i c h a u s r u h e n und in den Champs-Élysées n i c h t s i n g e n, er sei bereit mein Schweigen mit fünfzigtausend Franken zu erkaufen!

Natürlich nahm ich diese Bezahlung ‚des goldnen Schweigens' nicht an. Aber im Buch meines stürmereichen Lebens stand, es sollte bei meinem ersten Auftreten in den Ambassadeurs, gerade als ich die Bühne betrat, eine fürchterliche Waldhornfanfare durch die Champs-Élysées donnern; sie klang bis zum Palais de l'Industrie und ihr Echo erschütterte die Bureaus meines Freundes, des Polizeikommissärs Benaguet; er kam in meine Garderobe gestürzt, er vermutete, „ich sei das Opfer" eines Scherzes oder einer Rache.

Wo kam die Fanfare her? Man kann sich denken, meine Stimme wurde übertönt von dem Lärm der vielen Hörner, das Publikum wurde nervös und ungeduldig... man schickte Schutzleute hinaus, die Avenue zu durchsuchen, da kam es heraus, die Musik war in der Horloge. Drei Tage brauchte der Polizeikommissar, um die Angelegenheit zu regeln, drei Tage mußten die Besucher der Ambassadeurs, die sich im Saale drängten, mit mir das Gedröhne von fünfzehn Waldhörnern ertragen; die Trompeter bliesen sich die Lungen aus, um mich zu ärgern und meinen Erfolg zu untergraben. Dank Benaguet und der Polizeipräfektur konnte ich dann wieder in Ruhe singen.

Kreuzten Debasta und die Môme Kaka im Bois mei-

nen Wagen, so sahen sie starr auf den Hintern ihres Kutschers, um mich nicht grüßen zu müssen. Sie waren trist und lächerlich, aber nicht bösartig, behaupteten Leute, die sie kannten; sie ist gestorben, und mit ihm ist, als er alt wurde, das Leben recht unbarmherzig gewesen. Ich habe ihm, als es nottat, mein Scherflein gegeben, denn angesichts des Mißgeschicks, und eigentlich auch ohne Mißgeschick, vergißt man, was einem Erbärmliches und Dummes angetan worden ist, während man bis zum Tode sich an die schönen Wesen und Dinge des Lebens erinnert.

DIE AMBASSADEURS

DIE Ambassadeurs muß man vor 1892 gekannt haben, um sich eine Vorstellung davon zu machen, wie stürmisch es da bei den Aufführungen zuging.

Man kam hin, um ‚Ulk' zu treiben; das wußten die Künstler, hatten ihren Spaß daran und ließen sich Lärm und Geschrei gefallen, ohne aus der Fassung zu geraten. Man kam hin, um zu ‚spektakeln'; und so wurden denn auch Sängerinnen mit recht kräftigem Organ engagiert, um das tägliche Getobe damit zu übertäuben.

Elise Faure beherrschte Orchester, Geschrei und Heulen der Menge, Geklapper der Untersätze und Löffel und das Gepolter der im Chor mitgesungenen Refrains; wenn die Tänzerin Violette auf die Bühne kam, rief man ihr zu: „Runter mit der Hose! ... Höher! ... Versteck's ... Laß sehn ..."

Und Paulus! Einmal wurde er von dem Lärm so nervös, daß er wütend schrie: „Wenn ihr mitsingen wollt, so singt wenigstens im Takt, Kreuzdonnerwetter!"

Der Saal brüllte Beifall, und Paulus machte den Kapellmeister und dirigierte den Rhythmus der Menge.

Die einzige Frau, die damals vor der tollen Jugend Gnade fand, war Fräulein Demay, eine dicke talentvolle Brünette; wenn sie in ihrer drolligen Art auf die Bühne ‚gekugelt' kam, war sofort alles still. Im Mund einer andern wären ihre Chansons trist gewesen; von ihr gesprochen, sprühten sie von Munterkeit.

Geist hatte sie, und welch ein Talent! Diese Frau, die früher Wäscherin gewesen war, besaß drei Gaben: Artikulation und Aussprache (was nicht dasselbe ist) und einen erstaunlichen Wohlklang der Stimme. In ihrem Blick wohnte Geist; Güte lag um die schönen vollen Lippen, und ihre kurzen Ärmchen und die von alten Waschwassern geschwollenen Hände machten spaßige, neuartige Gesten. *‚Hab ich Nüsse zu knacken, dann setz ich mich drauf!'* Und ihre *Rutschbahn!*

Sie ist plötzlich gestorben; von einem Eisgetränk, das sie an einem heißen Abend nahm, bekam sie eine tödliche Kongestion.

Als ich zu den Ambassadeurs kam, hatte die ‚Saison' noch nicht angefangen; die begann erst im Juni. Man eröffnete aber schon im Mai mit einem Vorprogramm. Und von heute auf morgen änderte sich alles. Das Publikum schien nicht mehr dasselbe. Nun sollten die Künstler endlich in Frieden singen können. Elise Faure würde sich nicht mehr die Lunge ausschreien müssen, um das Getobe zu übertäuben. Violette sollte tanzen, ohne durch Zurufe gestört zu werden. Kurzum, eine neue Ära begann für den ‚Refrain-Garten'.

Nur am Tage des Grand Prix, besonders wenn ihn ein Franzose gewonnen hatte, gab es das alte Lärmen und Toben und Fräulein Duclerc entfesselte mit ihren spanischen Weisen (sie war die Raquel Meller von damals) trunkenes Geheul.

Bei schlechtem Wetter spielte der Regen oft Schellentrommel auf der Leinwand, die über den Köpfen der Zuschauer ausgespannt war. Da tat ich die nötigen Schritte, um durchzusetzen, was man während drei Saisons meinem Direktor abgeschlagen hatte: die Erlaubnis, ein richtiges Dach zu bauen, das den Garten

bedeckte und die Akustik verbesserte. Zum Dank dafür überraschte mich Herr Ducarre mit zwei von Carpeaux entworfenen Vasen, die ich in meinem Garten in Vaux aufstellte.

Im Jahre 1900 habe ich die Ambassadeurs verlassen und erst achtzehn Jahre später wiedergesehn. Aber wie waren sie heruntergekommen! ... Der Zuschauerraum war häßlich geworden, ganz buntscheckig von Reklamen ... eine Ausstattung wie in einem Vorstadtkino, eine gemeine Atmosphäre ... und ein Publikum! ... Und dann habe ich vor zwei Jahren wieder dort gesungen. Es war im Mai. Man erstarrte natürlich vor Kälte. Mein Direktor hatte mir geraten, mich mit einem guten Bühnenmantel zu versehn. Da fror ein tristes, gewöhnliches Publikum, verstimmt durch die dauernde Feuchtigkeit des aufgeweichten Bodens ... Einige Pariser aus alter Zeit waren gekommen, um mich wiederzusehn, ich erhielt entzückende Briefe von Leuten, die mir bekannten, sie seien zum erstenmal seit zwanzig Jahren wieder hier, sie waren ganz gerührt. Warum hatten sie die Stätte die ganze Zeit gemieden? ... Ich will den Grund nicht angeben, man errät ihn: heut wie ehedem kommt alles auf den Manager an, durch die Auswahl seiner Vorführungen zieht er die Kundschaft an oder vertreibt sie.

Oh, wie ich den beglückwünschen würde, der uns die Ambassadeurs mit ihrer eleganten Kundschaft von einstmals und mit ihrer bezaubernden Atmosphäre wieder gäbe! Aber wo sind die Fürsten Sagan, die Marquis von Massa, die Herzöge von Modena? Alle Ausländer, die ich kenne, haben, wenn sie zur Zeit, als ich in den Ambassadeurs sang, in Paris waren, mich dort gesehn. In der ganzen Welt sprach man mir von mei-

nem weißen Kleid unter den grünen Bäumen, und in der Erinnerung sind meine Refrains noch lebendig und vermengen sich mit dem entzückenden Rahmen von damals. Der berühmte englische Dichter Arthur Symons machte ein Gedicht über mich in seinen ‚Nächten von Paris'. Damals fand der Fremde in Paris, was er suchte: den Pariser ‚Esprit'. Unser Programm in den ‚Ambass' bestand aus Chansons, nur aus Chansons. Da gab es keine nackten Mädchen und keine Revuen, sondern Künstler, richtige Künstler; die Säle waren übervoll von Leuten aus aller Herren Ländern, und im Zuschauerraum war ebenso viel Stimmung wie auf der Bühne; die Fremden nahmen ein speziell pariserisches Bild mit nach Hause, während sie sich jetzt in Aufführungen langweilen, die genau so sind wie die bei ihnen daheim. Neger und wieder Neger, das ist der Esprit des Paris von 1926. Pariser aus der Zeit meiner dreißig Jahre, wenn ihr an unsre schönen Abende damals zurückdenkt, tut euch nicht auch das Herz ein bißchen weh? . . .

Als ich den alten Ducarre, den Direktor der Ambassadeurs, kennenlernte, mochte er sechzig Jahre alt sein. Der Konzertsaal und das Restaurant gehörten ihm. Jeden Morgen um fünf Uhr kaufte er persönlich in den Hallen ein. Man speiste ausgezeichnet bei ihm für zwanzig Franken. Einmal kam der Prinz von Wales zum Dejeuner. Der spätere König von England aß sehr gern Pfirsiche, er sah einen Korb voll schönster ‚Montreuil' und ließ sich davon servieren. Als man ihm die Rechnung brachte, fand er jeden Pfirsich mit fünfundzwanzig Franken berechnet . . . Ducarre wurde gerufen; er ahnte alles und kam lächelnd an den Tisch. „Die Pfirsiche sind heuer wohl sehr selten," sagte der

spätere Eduard VII., „... fünfundzwanzig Franken das Stück! ... Ich werde keine mehr essen ...“ – „Hoheit,“ antwortete Ducarre, „die Pfirsiche sind durchaus nicht selten ... aber die Prinzen werden es ...“ Diese Antwort ergötzte den Prinzen von Wales so sehr, daß er gutwillig zahlte.

Ducarre war ein altes ungebildetes Männchen, immer stak er in einem schwarzen Gehrock und trug eine weiße Krawatte; er sah aus wie ein Hochzeitsgast bei armen Leuten.

Er war äußerst zuvorkommend; seine Höflichkeit hatte etwas natürlich Liebenswürdiges, die Künstler hatten ihn gern. Da er wußte, wie schüchtern ich war, setzte er sich zum Essen an meinen Tisch, ich nahm nämlich jeden Abend im Sommer meine Mahlzeiten in den Ambassadeurs, um rechtzeitig an meiner Arbeitsstätte zu sein. Da ich von Juni ab in Vaux (Seine et Oise) ein hübsches Häuschen, das ich mir hatte bauen lassen, bewohnte, kam ich erst gegen sechs in die Stadt. Im Juni und Juli war das Restaurant der Ambassadeurs der anziehendste Winkel von Paris. Hier trafen sich Journalisten, Sportsleute, Schauspielerinnen und Demimondänen.

Meine Garderobe war ein Holzkäfig, nicht größer als eine Badekabine, kein elektrisches Licht drin, sondern vier Gasflammen. Man kam um vor Hitze; der Réjane ist, als sie mich einmal besuchte, schlecht geworden. Dieser Vorfall bestimmte dann den alten Ducarre, mir eine geräumigere Garderobe aus Mauerwerk mit Fenster und Tür bauen zu lassen.

Die Fünfzigtausend, welche Ducarre mir für die beiden Monate der Sommersaison zahlte, waren für damalige Verhältnisse eine enorme Summe. Aber der

Saal war auch allabendlich überfüllt, und Ducarre machte gute Geschäfte mit mir.

Acht Jahre habe ich in diesem reizenden Winkel der Welt gesungen. Ich bewahre dem alten Ducarre, der nun schon lange tot ist, ein liebevolles Andenken. Nie hab ich ihn etwas Mesquines tun sehn; er war nie gewöhnlich, und wenn er auch aus einer kleinbürgerlichen Familie kam, man fühlte doch, das mußten brave Leute gewesen sein. Mit ihm wie mit Marchand habe ich nie den geringsten Streit gehabt, unsere Beziehungen blieben ungetrübt, und als einmal mein Kontrakt erneuert werden mußte, schrieb er mir, er habe soviel Vertrauen zu mir, schätze mich so hoch, daß er sich mit meinem Wort ohne Unterschrift begnüge, „aber," fügte er hinzu, „die Künstler sind so mißtrauisch, daß ich mich verpflichtet fühle, Ihnen einen regelrechten Kontrakt zu schicken." Ich schickte ihm seinen Kontrakt zurück und begnügte mich mit seinem Wort; das rührte ihn tief, er kam in meine Garderobe und küßte mich.

Einmal habe ich ihn wütend gesehn! ... Eine Frau ließ es sich einfallen, auf der Probe ein Lied aus meinem Repertoir zu singen. Ducarre unterbrach sie gleich bei der ersten Strophe. „Das geht nicht, Madame, das ist aus dem Repertoir von Fräulein Yvette Guilbert, das darf hier niemand außer ihr singen, es ist ihr kontraktlich vorbehalten." – „Ach," seufzte das arme Mädchen, „ich habe überall solchen Erfolg mit diesem Chanson gehabt!" – „Schon möglich," sagte Ducarre, „aber dies Chanson gehört Yvette, da ist nichts zu machen!" – „Aber, Herr Ducarre, wenn Fräulein Yvette Guilbert es mir erlaubte? ..." – „Ja, das ist etwas andres, suchen Sie sie auf ..."

Wie man sich denken kann, habe ich dem jungen Geschöpf gern erlaubt, mein Chanson zu singen.

Aber das Publikum erlaubte es nicht. Kaum hatte sie angefangen, ging das Pfeifen los, sie mußte abbrechen und etwas andres singen. Hinter den Kulissen war man unruhig geworden, und Ducarre, aufgeschreckt durch das Pfeifen, kam in die Garderoben gestürzt und hörte gerade noch, wie man sagte: „Na ... das hat die Yvette doch absichtlich getan ...“ Das genügte für ihn, er griff nach dem nächsten besten Stuhl, schmiß ihn gegen die Wand und schrie: „Schweinebande! Schweinebande! Yvette tut etwas Großmütiges, und ihr dreht ihr daraus eine Gemeinheit zurecht, ihr seid und bleibt neidische Schweine!“ Niemals hatte man den alten Ducarre in solch einem Zustand gesehn. Es gab eine Todesstille. An allen Gliedern zitternd ging er hinaus und warf die Tür hinter sich zu. Es war das einzige Mal, daß er vor meinen Augen die Haltung verlor und sich ungeschliffen benahm.

EINE SOIREE BEI DEM VERLEGER CHARPENTIER

(1895 oder 1896)

DIE Charpentier sahen viel Gäste in ihrem Verlagshaus, rue de Grenelle.

Mein Ruf war durch Literaten begründet worden und hatte mir bewundernde Sympathie von seiten einiger Schriftsteller, die bei Charpentier verlegt wurden, verschafft; so ergab es sich, daß sie von mir sprachen und bewirkten, daß ich eingeladen wurde. Zuerst kam ich zum Diner. Zugegen waren Fräulein Gouzien (Tochter von Armand Gouzien), die hinreißend sang, ferner der Dichter Montesqieu und Verwandte der Charpentier. Ich wurde mit herzlicher Liebenswürdigkeit empfangen. Es erhob sich eine Diskussion über Bruants Talent, das ich zu erläutern suchte. „Wozu das Leben dieser Leute von den äußeren Boulevards verherrlichen," meinte Montesqieu, „wo es doch soviel andre großartige Erscheinungen gibt?"... Worauf ich Bruant mit wildem Eifer verteidigte; mein letztes Argument war: „Bruant läßt sich nicht erklären, er ist etwas, das man singen und sprechen und weinen muß! Das ‚Großartige', von dem Herr von Montesqieu sprach, ist Bruants Seele mit allen ihren Spiegelungen!" Und dann ergab sich's, daß ich gewisse Couplets zu trällern begann, andre aufsagte und, als das Diner zu Ende war, erklärte ich Frau Charpentier, wenn ihr das Freude machte, würde ich gern ein-

mal alles, was ich von Bruant könne und was ihr sonst dazu passe, bei ihr singen. Man verabredete einen Tag, und da ich diese einzigartige Gelegenheit nicht ungenützt vorübergehn lassen wollte, bat ich sie, einige von den großen zeitgenössischen Schriftstellern einzuladen.

„Machen Sie mir bitte diese Freude, gnädige Frau, nur solche Leute könnten mich über meinen tatsächlichen Wert belehren, das große Publikum kann ich nur unterhalten; aber Intellektuelle – wenn ich deren Anteil gewönne, denken Sie doch, was für Energie und Mut mir das geben würde!" Frau Charpentier in ihrer schlichten gütigen Art und ihr Gatte kamen meinem Wunsch entgegen.

Und zwei Wochen später sang ich vor Zola, Daudet, Hervieu, Octave Mirbeau, Pierre Loti, Marcel Prévost usw., usw.

Was sollte ich singen, um Zola zu gefallen? ... Ich schwankte zwischen der *Roten Rosa* von Bruant und der *Säuferin* von Jules Jouy ... dann bedachte ich, daß Zola mehr der Mann der ‚Faubourgs' als der äußeren Boulevards war, und entschied mich für die *Säuferin*. Mit seinen runden starren Augen verfolgte Zola alle meine Bewegungen, und ich fühlte mich schrecklich streng geprüft ... Von Zeit zu Zeit neigte er sich zu Daudet, beide tauschten ihre Reflexionen aus, und ich gewann den Eindruck, ich erscheine ihnen ‚tragisch'; und das war meine Absicht gewesen. Darauf fing ich aus Koketterie an, eine Farce von Xanrof zu singen: *Sie war sehr fein*. Ich sah, wie Zola verwundert die Brauen hochzog und Daudet sehr vergnügt lachte; dann kam *Blume am Abhang* von Jean Lorrain; gleich rückte Zola nach und nach näher an mich heran, seine Augen fixierten die Maske meines Gesichts. Bei den

lasziven Strophen der Gossenbraut regte mein Leib sich katzenhaft, wand und schlängelte sich, und bei der letzten Strophe, wenn die Dirne das Geschick lästert, weil es sie in der Stunde sterben läßt, da sie in der Liebe ihre Erlösung gefunden hat, wurde meine bisher klagende Stimme rauh und drohend. Zuletzt brach sie in einen Schrei schmerzlicher Empörung aus, und das entfesselte Daudets und Zolas lebhaftesten Beifall.

Daudet, der leidend war und sich nicht von seinem Sessel rühren konnte, ließ mich zu sich heran bitten und sagte mir: „Herrlich, liebes Fräulein!“... Und Zola sagte: „Wie lebenswahr Sie vortragen, Sie sind eine große Schauspielerin!“

Mein Herz schlug zum Zerspringen... denn nun scharten sich all die andern Schriftsteller um mich und drückten mir ihre Begeisterung aus. Zwei Stunden lang mußte ich singen.

Zunächst hatte ich es auf Zola abgesehn, er war für mich der Prophet des Realismus in der Kunst, der Wahrheit im Ausdruck, und meine unverbildete Natur entsprach seiner „Manier“. Auch ich war erdnah.

Dann wollte ich in Daudet den Romantiker verführen und sang ihm eine Art Idylle von dem, was gut tut im Leben: Kinderreinheit, erste Liebe, erster Kuß, erstes Kind, glückliches Altwerden und endlich Sterben nach erfüllter Pflicht. Das Lied hatte etwas vom sanften gesunden Dorfleben und ich hatte das Gefühl, dem herrlichen Poeten ein wenig Sonne seiner Provence zu spenden.

„Verlassen Sie das Tingeltangel, liebes Fräulein! Es ist ja ein Jammer um Sie! ... Bei solch einem Temperament... solcher Mannigfaltigkeit... Sie müssen

Theater spielen. Ach wenn ich jung und wohlauf wäre, ich würde Ihnen ein Stück schreiben . . . !"

Ich sah ihn ganz erschüttert an, er fühlte meine Bewegtheit und griff nach meiner Hand . . . Mir waren die Tränen nah, es preßte mir die Kehle. „Also habe ich wirklich Talent, Meister?" fragte ich. – „Talent? Sie haben mehr als Talent!" Dieser Abend hat mir vollends den Glauben an mich selbst gegeben.

Emile Zolas Gesicht war mir damals eine Enttäuschung. Das also war der berühmte Schriftsteller? Kalte Miene, ein flaches Gesicht, die Haare zurückgebürstet, ein schmaler, trockner, gepreßter Mund, große Brillengläser über den regungslosen, glanzlosen Augen; ein schrecklicher Eigensinn schien das Wesentliche an diesem Gesicht zu sein; ich las in ihm den Ausdruck harter Halsstarrigkeit; es spiegelte nicht, was das Innere bewegte, es war verschlossen.

Als er später in Médan mein Nachbar wurde, hatte ich oft Gelegenheit, ihn zu sehn, wenn er auf seinem Rade hockend die Landstraße hinauf fuhr mit demselben starren kalten Blick, mit denselben Allüren, die an einen armen Advokaten gemahnten. Sein Besitz in Médan war eine Ansammlung kleiner Schweizerhäuschen, von denen jedes den Namen eines seiner Werke trug.

Bei einem Bankett, das ihm zu Ehren im Chalet Azaïs im Bois de Boulogne gegeben wurde, sah ich ihn zu meiner großen Verwunderung ganz verlegen, als er auf die Toaste antworten sollte. Er stotterte, verwirrte sich und gestand mit charmanter Offenheit, er könne nicht Reden halten. Seine Freunde bestätigten, er sei kein Redner, es sei eine Qual für ihn, in der Öffentlichkeit sich äußern zu müssen.

Fand ich, daß Zola im Aussehn etwas von einem

armen Advokaten hatte, so enthüllte mir der Abend bei Charpentier einen Daudet, wie ich ihn nicht erwartete. Eine herrliche Erscheinung: schwarzflammendes Haar über Feueraugen. Schon krank damals, saß er in einem tiefen Sessel, die Beine mit einem Schal zugedeckt. Frau Charpentier hatte ihn nah an den Kamin gesetzt, und der Widerschein der Flammen spielte auf dem Gesicht des großen Mannes in Rot und Gold. Hinter der Lorgnette glühten die wunderbaren Augen, und seine beweglichen Finger ‚erzählten' mir den Eindruck, den ihm meine Lieder machten; die Beredsamkeit seiner Hände ist mir unvergeßlich geblieben.

Und Paul Hervieu mit den traurigen hellblauen Augen, dem vorspringenden Kinn, welches das blasse Gesicht älter machte, wie herzlich drückte er mir die Hand und sagte: „Eine große Tragödin sind Sie und zugleich ein unerhörter Komiker... Sie dürfen nicht im Café-Concert bleiben!"

Und Octave Mirbeau, der mir Worte sagte, mit denen ich mich noch heute tröste, wenn ich enttäuscht werde in meinen Bemühungen, Mitarbeiter heranzuziehn und auf Taubheit und Gleichgültigkeit stoße. „Liebes Kind," sagte er damals, „Ihre ‚geniale' Inspiration werden Sie nicht bei vielen andern wiederfinden! Man muß schon selbst ein ganz gehöriges Talent haben, um sich dem Ihren anzupassen... Sie jagen den Leuten Schrecken ein!" Und als ich ihn mit offnem Munde verwundert ansah, erklärte er: „Ja, ja! Sie müssen es wissen, daß Sie Genie haben, sonst verdienen Sie es nicht!"

Und Pierre Loti! Marcel Prévost, Lavedan. Und Jean Richepin, dem ich *La Glu* verdanke. Und der liebe

Catulle Mendès, der mir dann einmal im Nouveau Cirque (wo ich mich dazu hergegeben hatte, in einer Revue mein Repertoir zu singen) so harte Vorwürfe machte, daß ich eine halbe Stunde weinte: ich respektiere mein Talent nicht, ich ‚prostituiere' es in unwürdiger Atmosphäre.

An diesem Abend bei Charpentier lächelte mir das Leben, und ich fühlte neue Kräfte, als nach zwei schön versungenen Stunden, die mich vor Freude fiebern machten, ich alle auf mich zukommen, mir die Hände entgegenstrecken sah und Worte zu hören bekam, die mich überglücklich machten. Einstimmig riet man mir, das Tingeltangel zu verlassen. „So singt man nicht, wenn man nicht gleichzeitig eine sehr große Komödiantin und eine sehr große Tragödin ist... Spielen Sie Theater! Sie sind mehr Schauspielerin als Sängerin... Sie werden aufs Theater dieselbe eigene Note bringen, die ganz neu ist," sagte Hervieu, „spielen Sie Theater. Ich schreibe Ihnen ein Stück!"

„Nein," sagte ich, „ich muß warten, ich fühle, daß ich warten muß", und während nun der Lärm um mich kein Ende nahm, sagte hinter mir eine Dame, die ich noch nicht bemerkt hatte, mit verärgerter harter Stimme: „Dies Fräulein Guilbert hat mir mal Kleider gemacht. Damals war sie nicht so glänzend ... ich kann's verstehn, daß sie mich nicht wiedererkennt..."

Ich drehte mich um. Himmel! Vor mir stand die schöne Frau X..., der ich in meiner Schneiderinnenzeit fürchterliche schlaflose Nächte verdankte! Trocken sagte ich: „O doch, gnädige Frau, ich erkenne Sie wieder, ich werde nicht vergessen, wie schwierig es war, meine Rechnungen von Ihnen bezahlt zu bekommen... Ich war so arm damals, mußte Sie immer wieder damit

belästigen ... ich wiederhole Ihnen heut meine Entschuldigungen von damals, gnädige Frau.“ Die schöne Frau X..., die unter dem Ministerium Grévy Modekönigin gewesen war, saß wie angenagelt auf ihrem Fauteuil. Es war die, welche mich immer die Etiketten der großen Modehäuser abtrennen und an die Kleider nähen ließ, die meine Mutter und ich ihr in langen Nächten billig machten und nur mühsam brockenweise bezahlt bekamen.

MEIN REPERTOIR

DAS frivole Repertoir, mit dem ich debütierte, hat mir Ruhm gebracht, den besondern künstlichen Ruhm der Rampe, der seinen Hof, seine Könige, Königinnen und Prinzessen ohne Nachkommenschaft hat. Wenn ich in Frankreich in den Music-halls der Provinz sang, lauschten so manche Ohren meinen Liedern mit derselben Sensation, die gewisse Augen haben, wenn sie verbotene teuer bezahlte Bücher lesen. Aber das Possierlichste bei alldem war, ich wiederhole es: machte ich die Männer wild und die Frauen toll, ich selbst blieb unbewegt und beobachtete kühl die Wirkung meiner Rauschmittel, ich kam mir vor wie ein Landapotheker, der mit einer einzigen Droge alle seine Kranken heilt.

Darüber habe ich einen langen Briefwechsel mit Francis Jammes gehabt. Es war auffallend wie das Publikum den Sinn meiner *Satiren* entstellte, um nur immer wieder dieselben Zoten auszukosten. Meine Peitsche wurde zum ‚Stachel' für unnormale alte Herren, und wenn ich im Sybillenton mit verstellt rauher Stimme und Miene bestimmte Verse von Donnay deklamierte, hatte mein Publikum nur die Vision antiker Szenen und seine Freude daran..., während doch meine einzige Freude dabei war: die gelästerte Liebe zu rächen, die Liebe, welche den echten Liebenden meiner Zeit edelster Genuß und tiefster Schmerz war.

„Der welke Eros" (Eros Vanné), ein Gedicht, das

Donnay selbst im Chat Noir vortrug, ist durch mich in die ‚Massen' gedrungen. Es beginnt:

Ich bin ja nicht der Siegergott,
Geboren unter Hellas Sonne,
der auf die Menschenherzen zielt
mit seinen Pfeilen voller Wonne.
Bin nicht der Sohn vom Kriegergott
und Venus mit den Ruhmskandalen,
noch von Zephir im Goldgelock
und Iris mit den Lichtsandalen.
Ich bin von einem Stelldichein
im Ladenhintergrund die Frucht.
Ein Rennbahnschieber hat dort ein
bleichsüchtiges Straßenkind besucht.
Sehr alt trotz meiner zwanzig Jahr,
Verbraucht, blasiert, denn ich entstand
auf abgeblühtem Rosenbett.
Der welke Eros bin ich genannt.

In der vierten Strophe heißt es:

Und meine Bünde bleiben oft
steril, wie sollt es anders sein.
Saphischen Gluten wohn ich bei
von Frauen, die die Männer scheu'n.

Das konnte ich in literarischem Kreis, in der Bodinière singen, aber im Café-Concert mußte ich's unterdrücken. Auguste Musleck, mein Direktor vom Concert Parisien, bekam Briefe mit der Bitte, ich sollte doch dem Publikum die Worte *steril* und *saphisch* erklären; statt zu ‚erklären', unterdrückte ich lieber die Strophe. Das trug mir von Seiten Muslecks den Verweis ein: „Du kannst nicht verlangen, schönes Kind,

daß alle Leute ‚Argot' verstehn; ich kenn mich doch, weiß Gott, darin aus. Und dabei versteh ich auch nicht, was du da meinst." Und als ich ihm dann dies ‚Argot' erklärte, hob er die Arme zum Himmel und rief: „Also nun soll man gar noch Professoren-Griechisch verstehn!"

In einem andern Liede meines Repertoirs, den *Jungfrauen*, erblickte das Publikum nur eine erhitzende Zote, ich aber eine schaurige Züchtigung des hysterischen Geistes; man verstand sich eben nicht. Kam aber das Lied vom *Schweinchen* an die Reihe, das war die Höhe, dann ging's über alle Grenzen. Zwanzig, fünfundzwanzig Jahre hindurch hat man sich des Titels und der Strophen dieses Chansons bedient, um mich zu lästern. Kleine Zeilenschinder, bornierte Journalisten benutzten das Schweinchen, um mich zu beschimpfen. Unter dem Eindruck des Wortes Schweinchen schrieben sie dem Liede absichtliche Schweinerei zu. Und worum handelte sich's in dem Chanson? Um dasselbe wie in fünfhundert Theaterstücken. Es war eine blutige Satire gegen die ‚Ehe zu dreien', die Pariser Ehe, die damals auf allen Bühnen ihr Wesen trieb, als bestünde Frankreich nur aus Huren und Hahnreien.

Das Schweinchen meines Chansons war der diebische Dritte in der Ehefarce, das Publikum aber sah nicht die Idee, sondern das Bild:

Das kleine Schwein
mit seinem Ringelschwänzelein...

Mir schauerte immer davor, dies Lied zu singen, mir bangte, weil es wie eine Ohrfeige war, die ich tausenden unter meinen Zuhörern gab. Werden sie sich

das gefallen lassen? Jedes Chanson hat verschiedene Ausdrucksmöglichkeiten. Das ‚*Schweinchen*' ließ sich auch leicht umgestalten. Das tat ich. Der Text blieb, was er schien: eine Farce, und meine Mimik und Betonung war bemüht, aus der Ehetragödie, die auf dem klassischen und sonstigen Theater oft mit Schüssen und Dutzenden von Leichen endet, eine komische Mißbildung zu machen.

Hatte ich neue Lieder zu singen, so probierte ich sie erst bei meinen Freunden. Das *Schweinchen* wurde geprobt vor Alfred Capus und Catulle Mendès. Mendès fürchtete, das Publikum würde sich dagegen empören. Capus meinte: „Wo denken Sie hin? Das Hahnreitum ist gang und gäbe. Man hat sich damit abgefunden, alles arrangiert sich."

Eine Art Witze, die bei einem bestimmten Publikum gerade ‚schick' wurde, erregte im Café-Concert Mißbehagen; es waren die kalten Späße der Medizinstudenten an den Kliniken.

Der Totentanz der Embryos zum Beispiel, mit dem Mac-Nab, der Dichter und Chansonnier, im Chat Noir sein Publikum entzückte, wirkte auf das meine beklemmend! Kaum hatte ich den Titel, kaum die ersten Worte hingeworfen, hörten mir die Frauen mit Grausen, die Männer eisig und starr zu. Erinnerungen an Karbol, Hebammen, allerlei Hoffnungen und Verzweiflungen waren auf den Gesichtern zu lesen.

In diesem Fall hatte ich meinen Spaß an den Bildern, und mein Publikum erlag den Worten! Ja die Leute hatten es nicht leicht mit einer Yvette, die oft ernst war, wenn sie lachte, und innerlich lachte, wenn sie weinte. Wie sollte man sich da zurecht finden? Mit den Embryonen erzielte ich einen (begreiflicherweise)

unausgereiften Beifall; die Frauen dämpften ihn, indem sie beim Klatschen die behandschuhten Hände hohl machten, die Männer klatschten ganz munter, – was hatten sie auch zu riskieren –, und die jungen Mädchen drückten instinktiv die Hände schützend vor den Schoß...

Unvergeßlich diese Schauerbilder, diese schrecklich spaßige Gnomenfreske! Groteske Liebesprodukte unterm Laub der schönen Bäume der Champs-Elysées beschworen, dessen grüne Reflexe auf meinem Gesicht zum Widerschein von Apothekergläsern wurden, – es war phantastisch!

Wohlverstanden, ich hatte auch Lieder, die immer und überall am Platze waren wie etwa der *Fiaker mit den heruntergelassenen Vorhängen:* der wirkte damals unerhört kühn! ... heut könnte man ihn auf der Hochzeit einer modernen ‚Garçonne' singen. Und die Ballade von den *vier Studenten,* die mir den Zorn der verehrten Frau Séverine zuzog, der großen berühmten polemischen Journalistin meiner Zeit. Sie erklärte gemeinsamen Freunden, die es mir dann eiligst hinterbrachten, sie werde einen bösen Artikel über mich schreiben. Und zwar wegen einer Strophe, die sie wütend machte, es waren die vier Verse:

Wofür das hübsche blonde Kind
ihm etwas hergegeben hat.
Das schönste Mädchen von der Welt
kann nicht mehr geben als es hat.

Aber dann suchten meine Freunde die vortreffliche Frau auf, und es kam zu einer Verständigung. Und einige Jahre später ließ Séverine sich dazu bewegen, mit ihrer großen Beredsamkeit einleitende Worte zu den Vorträgen der schrecklichen Yvette zu sprechen,

meinen Donnerstags-Matineen am Gymnase, an denen ich für ein Publikum, welches das Café-Concert mied und Geschmack an dem Repertoir meiner ‚zweiten Periode' fand, altfranzösische Chansons sang.

Meinen ersten Erfolg aber hatte ich dem ersten Repertoir zu verdanken, das ich mich hier und da ein wenig literarisch zu gestalten bemühte. Ich gliederte ihm Bruants Studien über die ‚Gigoletten' und ihre Gesellen an (die dreißig Jahre später Carco wieder aufgenommen hat).

Jules Jouy schrieb für mich die *Pierreuse,* deren scharfes „Pi-uit" (eine Parodie auf eine Operettenmelodie, welche die Judic kreierte) den Hals des Zuhörers mit der Kälte des Guillotinenmessers streifte. Ich habe auch mit der Mütze auf dem Kopf und dem roten Tuch um den Hals die trotzigen Couplets eines als Mörder zum Tode verurteilten Apachen gesungen. Ich machte meine Stimme wüst und rauh, und wenn ich meine bleibeschwerte Mütze fallen ließ, hörte und sah man das Fallbeil am Werk. Dieses Chanson hieß *„Mein Kopf"*. Victorien Sardou, der zu mir gekommen war, um meine Mitwirkung bei einer Wohltätigkeitsvorstellung zu erbitten, hörte zu, wie ich es probte. „Das ist ja schrecklich," sagte er, „man wird Sie mit faulen Äpfeln werfen!" Aber es wurde ein Triumph.

Zu Bruant, Jules Jouy und Secrétan, dem Verfasser des zuletzt genannten Liedes, gesellte sich Jean Lorrain. Er hatte seinen besondern Genuß an dem „Poetischen" der Zuhälter, er folgte ihnen auf ihre Dudelsackbälle (Bals musette) unter den Brücken, am ‚Point du Jour', er kannte alle ihre Treffpunkte und Vergnügungsstätten, wo es nach gebacknem Fisch und Absynth duftete.

Seine *Blume am Abhang* war ein Liebesduett voll unvergeßlicher sinnlicher Erinnerungen, es war der ganze Jammer des Weibes darin, das den Mann „im Blute hat".

Die ganze verzweifelte Sinnenqual endet damit, daß das schwindsüchtig gewordene Mädchen den Himmel anklagt und feststellt: „Der Himmel ist gemein, er läßt einen sterben, wenn man glücklich ist."

„Vor allem," bat Lorrain, „keine rauhe Rinnsteinstimme, das liegt zu nah, singen Sie es als lilienhaft jungfräuliche Liebende, keine Hurengesten, nichts darf äußerlich wirken, alles muß jungfräuliche, durch Liebe geläuterte Empfindung sein, die ferne Stimme der Tuberkulösen, das möchte ich." Ich paßte mich seinen Wünschen, die meinem eigenen Geschmack entsprachen, an, und *Blume am Abhang* wurde ein Botticelli der Pariser Vorstadt; das körperlose ideale Pathos des Liedes packte das Publikum.

In dieser Kunstform begrüßte mein Publikum nicht nur eine neue Ausdrucksweise, sondern einen Stil, den es bisher im Café-Concert nicht gegeben hatte. Und dann: ich zog Handschuhe über meine Gewagtheiten... Meine schwarzen Handschuhe wurden zum Symbol einer Eleganz, die in eine etwas gemeine und ungeistige Atmosphäre eindringt.

Der Ruhm, den mir diese mit den Gewürzen aus Rabelais' und Zolas Küche angemachte Kunst verschaffte, hat dann mein zweites Wagnis, meine zweite Laufbahn ermöglicht; denn wenn man meine Themen grollend mit ‚Tingeltangel- und Music-hall-Kunst' abstempelte, nie hat man meine Interpretationsfähigkeiten bestritten. Meine echt französische Kunst, alles zu sagen und sagen zu können und dabei elegant zu

bleiben, ließ mich beim Artikulieren der Silben auch die Aussprache der Worte mit sicherem Wissen modulieren, ihre Zeichnung und Farbe verdeutlichen. Sehr viele Künstler meinen, sie brauchten nur feurig zu artikulieren, um gut auszusprechen!

Bei manchen Schauspielern und Sängern von heute bekomme ich direkt Leibschneiden. Ihre wilde Artikulation macht ihre schlechte Aussprache nur noch schrecklicher. Bei der Schauspielerin wie bei der Diseuse muß zu der Fähigkeit guten Sprechens noch das Vermögen hinzukommen, die Worte aufflammen und verlöschen zu lassen, sie in Schatten und Licht zu tauchen, je nach ihrem Sinn, sie abzuschwächen oder zu verstärken, zu streicheln oder hart anzupacken, sie herauszubringen oder zurückzuziehn, einzuhüllen oder zu entblößen, zu verlängern oder zu schmälern. Mit einem Wort: alles, was einem Text Leben oder Tod gibt, alles, was Kraft, Farbe, Stil in ihm vibrieren läßt, ihm Eleganz oder Gemeinheit verleiht, diese ganze Wissenschaft war dauernd der Gegenstand meiner Bestrebungen und die erste Fähigkeit, die meine Richter anerkannten. Sie faßten alle diese Nuancen in einer zusammen: der guten Artikulation.

Aber das ist nicht alles. Zur Artikulation fügt sich bei mir die Aussprache, die ich soigniere. Dazu dann die Diktion, das heißt, das Aktivieren des Wortes, die Analyse des Textes, den ein ausdrucksvoller Aufbau bereichert, der seinen Sinn nach außen kehrt, sichtbar macht, ihn malend und modellierend belebt! Und diese ganze Schauspielkunst tritt bei mir in den Dienst einer Sängerin, die keine Stimme hat und das Klavier oder Orchester für sich singen lassen muß.

Ich darf das ‚meine Kunst' nennen, denn sie ent-

springt meinen ganz persönlichen Absichten, ich weiß, woraus sie gemacht ist, ich bin ihre Mutter.

Wenn ich einmal Theater spielen werde, ohne unter dem Druck eines Direktors oder Regisseurs zu stehn, ganz nur meinen Instinkten folgend, was ich bisher beim Theater nie habe tun können, ich bin sicher, ich werde dann auch eine neue Bewegtheit mitbringen.

In meiner Stimme liegen gar keine lyrisch-musikalischen Möglichkeiten, und doch bin ich imstande, alles auszudrücken, was ich will, und ich erreiche es, daß meine Stimme mir als Maske dient.

‚Eine Schauspielerin wie auch eine Sängerin muß die Frau mit den hundert Köpfen sein und somit auch mit hundert Organen.‘

Mein Gehirn hilft mir, der Stimme Farbe zu geben, sie zu erweitern, und macht mit Hilfe des Rhythmus, den Gounod so sehr bewundert hat, aus ihr das Gespenst einer wirklichen Gesangsstimme.

Über meine Bruststimme waren alle Sänger ganz bestürzt. Alle haben gesagt, nach Verlauf eines halben Jahres würde ich nicht mehr singen können, und nun singe ich schon fünfunddreißig Jahre.

Unter den hunderten von Liedern, die ich gesungen habe, gibt es nur ganz wenige, von denen ich das ‚Monstre‘ (so heißt im Theaterjargon das Sujet) nicht selbst geschrieben habe. Oft habe ich auch die musikalische Idee angegeben; ich führte sie dann auf den einfachsten Ausdruck zurück, da ich Diseuse, nicht Sängerin bin, und der Hauptanteil meiner Sorgfalt für die Worte aufgespart blieb; das war ‚mein Genre‘. Ich muß es immer wieder feststellen, Künstler ohne starke persönliche Art wirken auf niemand verwirrend oder erschreckend. Sie brauchen nur eine ‚Passe-partout‘-

Technik, und der Erfolg stellt sich (wenn überhaupt) sanft und allmählich ein. Bei mir gab's einen heißen Kampf, eine Reihe harter Scharmützel; lang hat es ja nicht gedauert, nach vierzehn bis fünfzehn Monaten hat das Feuerwerk des künstlerischen Triumphes mein Leben bestrahlt. Aber dann ... kaum, daß ich ausgekämpft und mein Leben sichergestellt hatte, kam der Tod, vom Jahre 1894 ab, heimtückisch geschlichen, zerrte erst noch undeutlich an mir, neckte mich, faßte mich an der Taille (dieser schmalen biegsamen Taille, auf die ich so stolz war), grub, tauchte mitten in meiner Arbeitszeit seine Kralle in meine rechte Niere, kratzte ... zerriß sie ... Tag um Tag, Monat um Monat, bis dann im Jahre 1899 das erste Chirurgenmesser, wie ein feindliches Banner, in meinem besiegten Fleische stak, das die furchtbare Krankheit sich unterworfen hatte.

Sechzehn Jahre dauernder Schmerzen ohne Frist, sechsmal der Stahlkuß des Messers ... sechsmal der Alpdruck, die Angst, denen, die man verläßt, auf immer Lebewohl zu sagen, sechzehn Jahre zwischen Verzweiflung und Hoffnung, zwischen Leben und Sterben ... Pariser, die ihr mich so froh, bisweilen so übermütig gesehn habt, ihr, die ich immer zum Lachen brachte, habt ihr um die ‚Passion' eurer Yvette gewußt? Habt ihr gesehn, erraten, was sie litt, wenn sie in der Scala oder in den Folies-Bergère oder unter den Bäumen der Ambassadeurs sich zwei-, dreimal schminkte und immer wieder der Angstschweiß sie abschminkte? Am Abend vor meiner ersten Operation war mein Chirurg, Albaran, in den Folies-Bergère, mich zu hören. Das jagte mir einen furchtbaren Schrecken ein; augenblicklich sagte ich mir: Da! Er denkt, er hört mich

zum letzten Mal... Und als alle meine Kameraden dann zu mir auf die Bühne kamen, hatte ich das Gefühl eines letzten Lebewohls.

Man gab eine Art phantastisches Ballett, es war ‚Premiere', und jedes der hübschen Mädchen mußte an meiner Loge vorüber, um von den Kameraden sein Kostüm bewundern zu lassen, da hörte ich: „Du Margot, laß sehn... Oje, wie schaurig siehst du aus. Wen gibst du denn in dem Ballett?"

„Ich *die Verzweiflung*, und du? mit deinen Flügeln ... du siehst aus wie eine Eule!"

„Ich... ich bin doch *der Unglücksvogel*."

Ich schloß die Tür meiner Garderobe und brach in Schluchzen aus.

In sechzehn Jahren sechsmal operiert. Mein Leben in Frage gestellt, mein Tod vorausgesehn von achtundzwanzig der berühmtesten Chirurgen aller Länder; denn mitten auf meinen Reisen sank ich totkrank zusammen, viermal konnte ich nicht transportiert werden!

Der vortreffliche Chirurg Guinard (er ist von der Hand eines Irrsinnigen im Hospital, Hôtel-Dieu, schrecklich ermordet worden) nannte mich ‚das Wunder'.

ZEITUNGEN UND JOURNALISTEN

WENN man den heutigen Journalismus mit dem früheren vergleicht, geht es einem auf, wie leicht heutzutage manche Künstler auf einigen unserer Bühnen Fuß fassen und sich dort eine Art ‚Boulevard'-Berühmtheit verschaffen.

Niemand hindert sie daran.

Theaterdirektoren machen sich diesen Umstand zunutze, um Künstler zu ‚lancieren', und die Music-halls profitieren davon, um ‚Stars' durchzusetzen. Es ist einfach eine Geldfrage, und da wird denn in amerikanischer Manier aus der Mücke ein Elefant gemacht.

Die Berichterstattung über Debüts und neue Programme machte im Music-hall früher genau wie heute der Sekretär des betreffenden Etablissements. Dieses System der Reklame ist in seiner Art ebenso redlich wie durchsichtig. Früher aber huldigten dem Künstler Schriftsteller von hohem Rang, und die Zeitungen waren reich genug, um der Kunst weitgehende Gastfreundschaft gewähren zu können, wie sie ihr gebührt; Männer von großem Talent gaben bestimmten Künstlern ihr schützendes Geleit; ich durfte mich glücklich schätzen, zu diesen Schützlingen zu zählen.

Ich verdanke meinen Ruf vor allem einer Armee von Dichtern und Schriftstellern, die in ihren Romanen und Gedichten, in literarischen Revuen oder in Tageblättern meinen Aufschwung unterstützten.

Oft muß ich an den kleinen Saal im alten Hause des *Figaro* denken, wo nachmittags von fünf bis sieben

und abends von zehn bis elf soviel Künstler und Literaten aus- und eingingen. Da verkündete die Schauspielerin Desclauzas mit ihrer hellen Trompetenstimme, die ganz Paris entzückte, ihre Reise nach Rußland, Céline Chaumont, welche *Diverçons* kreiert hat, kam klein winzig gegangen; da erschien Judic, die Diva mit den sanften samtenen Augen, Jeanne Granier, die geistvolle Komödiantin mit der amüsanten Nasenspitze, die schöne Sorel mit dem Lämmchenprofil, Christine Nilson mit den meergrünen Augen, Marie Crouzet mit dem holden Lächeln, in das Meilhac verliebt war, Julia Depoix, meine Schulkameradin, die der Maler Chartran, ihr Verehrer, von einem vorzeitigen Tode nicht hat retten können; die blendende Jane Hading, der entzückende rothaarige Gassenjunge Helene André, die mit ihren Worten kleine Nadelstiche austeilte, Marthe Brandès ernst und melancholisch, Leonide Leblanc, schon reif im Diamantenschmuck, den ihr der Herzog von Aumale umgehangen, Aimée Martial, die vollkommenste Schönheit von Paris, die in Donnays *Lysistrata* am Vaudeville ihren Glanz entfaltete, Cléo de Mérode, Lina Cavalieri, Angèle mit den schönen Beinen, lauter Leuchten der Boulevardtheater. Und die Männer: Coquelin Cadet, Molières ‚Bedienter' mit der witternden Nase und dem herumspürenden Blick, und der große Komiker Baron von den ‚Variétés', der wegen seiner Magenkrankheit immer mit einem Zylinderhut auf die Bühne kam, in den er die Schalen der Weintrauben spukte, welche er beständig aussaugte (mit einer raschen Wendung kehrte er dabei dem Publikum einen Augenblick den Rücken); Mounet-Sully, der große Sylvain, Freund der Dichter, der ‚kleine' Galipaux und soviel andre! Das war ein munteres bewegliches, sen-

sibles und begeistertes Leben und jung, so jung! Und die Frauen so schön, blühend, groß, herrlich gewachsen!

In den Zeitungsredaktionen von damals erfuhr man die jeweils aktuellen ‚Ehen' der eleganten Damen von Paris; kein Name wurde laut, ohne daß man hinzufügte: sie ist jetzt mit dem und dem. Das war unvermeidlich. Wer mit wem ‚war', das mußte man wissen, um auf der Höhe zu sein; man flüsterte sich die neuesten Spitznamen zu (dies Spiel dauerte zwei, drei Saisons: Frau D..., die ihre Tochter, die Schauspielerin am Théâtre-Français, nie allein ließ, hieß wie die Barriere am Etoile die ‚Sternbarriere', ein Sänger, dem man besondre Neigungen nachsagte, hieß ‚Tournedos à la Rossini', Jean Lorrain ‚die gute Lothringerin'). Ja, damals mußte man Geist haben, heute tastet man seinen Biceps, und Boxer haben mehr zu sagen als Dichter.

Der interessanteste Redaktions-Empfangssaal neben dem *Figaro* aus der Zeit von Périvier und Calmette war der des *Gaulois* zur Zeit von Arthur Meyer. An rue Drouot Nr. 2 kann ich nicht vorübergehn, ohne daß mir das Herz schlägt... Wie oft bin ich die kleine Treppe hinaufgestiegen, um Lionel Meyer, Schwob, Bloch, Capus und Meurville die Hand zu drücken, Meurville, der heute achtzig Jahre alt und ein Vertreter des alten Frankreich geblieben ist, höflich und vornehm, ein ritterlicher Journalist. Und Arthur Meyer selbst, berühmt durch all die beständigen Angriffe, die er stoisch, stolz und herablassend hinnahm! Ganz Paris kannte das von ‚Koteletten' gerahmte Gesicht mit seinem altwienerischen Schick und den Pudel, der immer neben ihm lag. Reizend war er als Mensch und

RENNEWITZ-LOEFFNER
1901

ein vorbildlicher Journalist, der alle Konsequenzen seines Berufs auf sich nahm, ohne sie deshalb wichtiger zu nehmen, als sie es verdienten, insbesondere, wenn es sich um direkte Angriffe auf seine Person handelte. Sein Prinzip war: nie darauf antworten, den Gegner sich abmühen lassen, bis seine Angriffe auf einen, der sich nicht verteidigte, ermatteten. Nie werde ich vergessen, wie Arthur Meyer einmal einen langen Herrn, der mit der Ehrenlegion dekoriert war, aus seinem Zimmer hinausbegleitete und halb ernst, halb im Spaß zu ihm sagte: „Der Journalismus, Verehrtester, ist ein Sport... jeder Journalist trägt die Farben des Herrn, dessen Pferd er reitet... Drumont„ mein Gegner, bedient seinen Marstall als guter Jockey... Was würden Sie dazu sagen, wenn er eines Tages einen meiner Gäule ritte?"...

Ich bin sicher, es würde ihm Freude gemacht haben, wenn das Schicksal es gewollt hätte, daß Drumont, der mörderische Antisemit, zu ihm in den *Gaulois* käme, wie Laurent Tailhade es tat, der lange Zeit hindurch Arthur Meyer gelästert, lächerlich gemacht und durch den Schmutz gezogen hatte, und dem dann derselbe Arthur Meyer die Tür öffnete, als er anklopfte!

Denen, die einem ins Gesicht gespien haben, die Hand reichen und die Börse öffnen, das ist eine großartige Rache. Darauf verstand sich Arthur Meyer und tat es gern!

Als er schon alt war, suchte ich ihn einmal auf, um eine Subskription anzuregen. Es sollte ein Club geschaffen werden, ein Künstlerhaus, in dem ausländische Intellektuelle würdige Aufnahme fänden. Arthur Meyer hörte mich mit seinem blassen, verwaschenen, glanzlosen Gesicht an (es sah aus wie eine Gou-

ache, die zu lange an einer feuchten Wand gehangen hat), dann schüttelte er den Kopf, hob die Augen zum Himmel, breitete die Arme aus wie ein Priester am Altar und sagte: „O ... Fräulein Guilbert ... *Wenn die Kirche kein Geld hat!*"

Das klang komisch im Munde eines Israeliten. Aber es war ganz aufrichtig.

‚Reiche' Journalisten gab es nicht unter denen, die ich damals kannte, und doch hatten sie reizende Freundinnen ‚am Theater'.

Oh, die charmanten kleinen Schauspielerinnen meiner Jugend, gut und treu in der Liebe und so sittsam anzusehn in ihren kleinen ‚Tailleurs' mit den langen Röcken über knisternden Dessous.

Damals machten die Frauen noch nicht einen *Sport* aus der Liebe, trugen ihren Leichtsinn nicht durch symbolische kniefreie Röcke zur Schau ... Selbst die Liebesverkäuferinnen meiner Zeit, die Kameliendamen und die ‚Madame Marneffe', hatten gute Allüren. Und bei den großen Theaterköniginnen war die Phantasie, mit der sie sich kleideten, so apart! Sarah Bernhardt, Jane Hading, Réjane gingen durchaus nicht so angezogen wie alle Welt, und die geringsten unter ihnen waren bemüht, einen ‚Typus', einen ‚Kopf', eine ‚Silhouette' sich zu schaffen; Frauen, die eine wie die andre gekleidet waren, gab es nur bei den Arbeiterinnen, nur in der großen Masse. Man mußte auch nicht unbedingt Pferde haben. Réjane zum Beispiel hatte Maultiere. Es brauchte nicht jede ihr Coupé zu besitzen. Sarah hatte ihr Cab! Und die Pferde mußten nicht den Schwanz gestutzt tragen. Meine hatten mächtige seidigschwarze Schweife. Schmuck war nicht obligatorisch. Yvette trug keinen.

Die Männer stießen damals bei der weiblichen Kleidung auf unendlich mannigfache Befestigungen und Wälle, das schwächte den Fall der Tugend ab...

Wo sind sie hin, die schönen Zitadellen aus schaumiger Spitze, die langen seidigen Jupons mit all ihrem Froufrou. Ihr hübschen Damen von ehedem, erinnert ihr euch noch?...

Und ihr Eroberer von Beruf oder Zufall, was sagt ihr zu den modernen Liebhaberinnen ‚im Hemd' von 1926? Bei denen könnt ihr euer wildes Begehren nicht noch steigern durch Phantasien erträumter, geschickt verteidigter Wunderdinge, die Gesicht, Gefühl, Geruch nur ahnen, könnt nicht den Sieg des geschickten Liebesdiplomaten auskosten.

Ehedem war in dem ‚Sturz des Engels' eine ganze fromme Zeremonie inbegriffen, deren Hymnen und Gesänge noch in den Gassenhauern widerhallten. Die kleinen Garçonnen von heute mit ihrem abgeschnittnen Haar haben auch noch die Konkurrenz der hübschen Buben zu fürchten. Die sind wie die Mädchen geschminkt und gepudert und spielen ihre Mädchenrolle in manchem Junggesellenheim.

AMERIKA

WIE ICH ES VOR DREISSIG JAHREN SAH

Im Jahre 1894 kam ich zum erstenmal nach Amerika, zwei Jahre nach meinen ersten Pariser Erfolgen. Ich sprach ziemlich schlecht Englisch, aber gut genug, meine Interessen zu verteidigen und einen Kontrakt über 150 000 Franken für einen Monat abzuschließen: das war damals etwas Unerhörtes. Alle Zeitungen sprachen davon, rechneten mir nach, das bedeute 170 Franken in der Minute, also bekäme ich für ein Chanson, das fünf Minuten dauert, 850 Franken; und 5000 Franken an einem Abend zu verdienen, sei unmoralisch. Ich galt schon für die höchstbezahlte Künstlerin von Europa, und nun überbot Amerika noch usw., usw. Oh, ich bekam allerlei zu hören, aber ich machte mich auf die Reise. Engagiert war ich von Oscar Hammerstein zur Eröffnung der Olympia, die gerade in New-York erbaut worden war, und zwar in einem traurigen Stadtteil, heute der glänzendsten Stelle des Broadway, im Herzen der Stadt und des Lebens.

Da das Datum meines Auftretens festgesetzt war, konnte ich das meiner Abfahrt nicht nach Bequemlichkeit auswählen. Ich nahm die *Etruria* von der englischen Linie. Nie werde ich diese erste Überfahrt vergessen! Meine Zofe und ich, wir glaubten nicht mit dem Leben davonzukommen ... Es war im Dezember, dem Monat der Stürme. Der Arzt mußte immerzu in meine Kabine kommen, er war sehr erschrocken über

meinen Zustand; ich glaube, damals hat mein Nierenleiden begonnen, zehn Tage und Nächte mußte ich dauernd erbrechen. Ich klammerte mich mit schweißtriefenden Händen an den Arm des Doktors und jammerte: „Zehntausend Franken dem Kapitän, wenn er eine Stunde halten läßt! Eine Stunde Frist! Ich sterbe, ich sterbe.“ Als nach diesem Martyrium endlich die Statue der Freiheit erschien, konnte ich nur mit Mühe eine Tasse Milchkaffee in dem Speisesaal des Schiffes zu mir nehmen, wo die Zolldeklaration abgegeben und eidlich beschworen werden mußte. Das ist der Augenblick, in dem ein Schleppdampfer die Reporter der Zeitungen an Bord bringt. Man transportierte mich halb Ohnmächtige in einem Rollstuhl, mein Gesicht war ganz grün, die Lippen blau, mein gelbes Haar klebte an der Haut, ich sah aus, als stände ich nach langer Krankheit zum erstenmal auf. In diesem Zustand sah ich zwanzig Journalisten um mich geschart, die sich entsetzt anschauten. Das also war der berühmte Pariser ‚Star‘. Ihre Enttäuschung war so komisch anzusehn, daß ich lachen mußte. Da erbot sich denn der eine, meine schlotternden Schuhe zuzuknöpfen, ein andrer trug mein Riechfläschchen und das Eau de Cologne, mit dem ich unablässig das Gesicht auffrischte; so brachte man mich an die Luft, auf die Brücke, mit schiefem Hut, offnem Haar, blaß wie eine Tote ... Ich sah nach meiner Zofe, die sich in demselben Zustand befand, aber die ließ man doch wenigstens in Ruhe.

Ich sah auf die Menge umher, die Frauen waren frisiert und geschminkt, die Männer gut angezogen, alle wie zu einer sensationellen Ankunft in New-York bereit; und nun kamen gar die Zeichner, um von mir in

diesem Zustand Skizzen zu machen, da mußte ich so lachen, daß sie es aufgaben und ich sie los wurde. Am Ufer wartete mein Direktor Hammerstein. Fett und dunkelhäutig wie ein Ostjude, war Hammerstein ein rechtes Sinnbild des damaligen amerikanischen Theaters. Er empfing mich mit der taktlosen, plumpen Vertraulichkeit, die manche Amerikaner für unwiderstehlich halten, und übertrieb in verletzender Weise seine ‚Galanterie'.

Er spielte den Don Juan, der sich auf die Frauenbehandlung versteht ... besonders wenn es Französinnen sind ... im Wagen fragte er mich plötzlich, ob ich mich schon entschieden hätte, wo ich allabendlich soupieren würde.

„Aber ich soupiere nie."

„Die Amerikanerinnen soupieren immer."

„Ich bin keine Amerikanerin."

„Und was tun Sie nach Ihrem Konzert?"

„Ich gehe schlafen."

„Ach!"

„Ja."

Nach einer Pause begann er wieder:

„Kennt man in Paris den Namen Hammerstein?" Er spreizte sich wie ein Pfau und versuchte meine Hand zu ergreifen.

„Ja", sagte ich.

„Ah! Und ... was sagt man von mir?"

„Man sagt, daß Sie einfältig sind ..."

Dabei steckte ich die Hände in den Muff und begann in trocknem Ton die weiteren Beziehungen zu meinem ‚Arbeitgeber' anzuknüpfen.

Verärgert sah er mich schief von der Seite an. Er brachte mich in mein Hotel. Wir kamen überein, ich

solle nach zwei Ruhetagen mit den Proben beginnen. Endlich hoffte ich essen, mich kräftigen und vor allem schlafen zu können, aber die unerbittlichen Journalisten ließen mir keine Ruhe. Und dann trat ich auf. Die Plätze wurden versteigert und erreichten phantastische Preise; vom ersten Abend an war der Erfolg gesichert. Hammerstein kam jeden Abend strahlend mit breit lächelndem Munde in meine Vorstellung. Er war intelligent und dabei ein jämmerlicher Musiker, doch hielt er sich für ein Genie, redete naiv von sich, als wäre er ein Beethoven; nach dem, was er sagte, besaß er alle Talente; er war überzeugt, die scheußliche Stuckdekoration seiner ‚Olympia', die wie mit Erdbeersaft gefärbt war, sei die künstlerischste Erfindung der Welt. Er war gleichzeitig Direktor des Theaters, der Music-hall und der Oper. So oft er Bankerott machte, so oft kam er wieder auf die Beine. Seine Fallissements waren sprichwörtlich und wirkten immer sympathisch, man verlor nie das Vertrauen zu ihm, er war so ‚smart'; die Geschäftsleute bewunderten seine Stehauf-Tricks.

Die Olympia machte mit mir so gute Geschäfte, daß Hammerstein mich verhindern wollte, mit einem andern Manager einen Vertrag abzuschließen (ohne mir aber selbst einen neuen anzubieten), für den Fall, daß ich in der nächsten Saison wiederkäme. Und als ich mich von seinem Konkurrenten Koster Bial engagieren ließ, versuchte er den ‚smarten Trick', mich mit ‚Stempelpapier' einzuschüchtern. Aber seine Mühe war verloren, diesmal glückte sein smarter Trick nicht.

Damals hielt ich ihn für einen Ausnahmefall in Amerika. Später sah ich, in Amerika waren die Manager ebenso schlimm wie in Paris, nur weniger in-

telligent und viel brutaler. Denn in Frankreich empfing man im Jahre 1894 Frauen nicht in Hemdsärmeln, spuckte nicht während des Gesprächs mit ihnen, behielt nicht den Hut dabei auf dem Kopf, ließ sie nicht stehn und blieb dabei selbst, mit den Füßen auf dem nächsten Tisch, sitzen.

Unterzeichnete und in aller Form abgefaßte Verträge schützen einen in Amerika nicht. Diese Erfahrung habe ich mit einem großen amerikanischen Manager gemacht, der mich in London aufsuchte, um mich zu engagieren, und sich sehr höflich benahm.

„Ich komme nur unter der Bedingung," erklärte ich, „daß ich eine besondre Dekoration habe, einen Vorhang von (damals ungebräuchlichem) dunklem Samt, von dem sich meine Kostüme gut abheben; nur unter dieser Bedingung unterschreibe ich den Vertrag, ich verlange unbedingt einen distingierten und persönlichen Rahmen." Mit liebenswürdigem Lächeln und ganz Feuer und Flamme, ging er darauf ein, den Vorhang machen zu lassen, denn Madame müsse ihre Dekoration haben, Madame müsse in einer eleganten Atmosphäre auftreten, Madame habe absolut recht mit ihren Ansprüchen. Eine große Künstlerin wie Madame müsse usw. usw. Als ich nach New-York kam, war kein Vorhang gemacht. Ich eilte zum Direktor; der hatte ein ganz andres Gesicht, nicht lächelnd, sondern frech und trocken.

„Mein Herr, Sie machen sich wohl lustig über die Künstlerin und ihre Kunst!"

„Wir brauchen keine Kunst und keine Künstlerin, gnädige Frau. Wir brauchen einen Namen auf unserm Programm. Zahlen tun wir Ihren Namen, der Rest ist uns gleichgültig."

Ich konnte nichts erreichen.

Nach meinem Auftreten bei Hammerstein war die Kritik mir gegenüber recht in Verlegenheit. Den Kritikern fiel nichts ein, als was sie von Paris wußten, und so war es denn in erster Linie mein grünes Kleid, meine schwarzen Handschuhe, mein rotes Haar, was die Menge anlockte. Vom Geiste des Chat-Noir begriff man nichts.

Einer der hervorragendsten Kritiker von damals, Herr A... D..., suchte mich am Tage vor meinem ersten Auftreten im Hotel Savoy auf und stellte mir einige Fragen. Er spreche nicht gut französisch, verstehe aber alles.

„Wie singen Sie Ihre Sachen? Wie sind Sie angezogen? Tanzen Sie? Sind Ihre Sachen sehr – gewagt? ... Ich habe in den Berichten aus Paris gelesen ... sind sie wirklich so gewagt?"

„Gewagt?" erwiderte ich. „Ja, wenn Sie wollen ... aber ich trage alles absichtlich diskret vor ... mit der Dezenz einer Nonne ... so wirkt es angenehm und verletzt niemand."

Ein breites Lachen. Ein Bleistift fährt übers Notizbuch, und der große Kritiker entfernt sich.

Am nächsten Tag bekam ich seine Zeitung geschickt und las: ‚Miß Guilbert, die berühmte Pariserin, bringt gewagte Lieder aus dem lustigen Paris, die sie in Nonnenkleidung vorträgt.

Von ein, zwei Journalisten abgesehn, die errieten, worin meine Kunst bestand, begriff die Kritik nichts, und wenn zehntausend Frauen in grünem Kleid und schwarzen Handschuhen gekommen wären, so wären es lauter Yvette Guilberts gewesen.

Als ich später in andern, den Epochen entsprechen-

den Kostümen meine altfranzösischen Lieder vortrug, ahmten mich junge Frauen aller Nationen nach und ich sah einen Haufen phantastischer Yvette Guilberts. Und jedesmal begrüßte die amerikanische Presse die primitiven dilettantischen Leistungen dieser Wesen mit Begeisterung.

Ebenso ahnungslos wie die Kritik ist das große Publikum. In Brooklyn hatte einmal ein Akrobat, der in einem Damenkostüm von 1830 auf ein Billard sprang, großen Erfolg. Als ich im nächsten Jahre dort (allerdings in der Music-hall) auftrat, ließ man mich mein erstes Couplet singen, dann schrie man: „Wo ist das Billard? Das Billard!" Ich hatte nämlich, da ich Krinolinenlieder sang, ein Kleid im Stil von 1830 an. Ja, das ist kein Witz, was ich da erzähle. Gedanken gibt's in Amerika nicht, alles wird naiv ohne Nuance katalogisiert, es ist ein neugeborenes Land.

Kinos gab's damals noch nicht in Amerika, und die Adonisse und Abgötter waren die Boxer. Die Frauen gerieten außer sich, wenn sie nur den Namen James Corbett aussprachen. Mich ließen Bizeps und Brustkästen kalt, und zu allgemeinem Erstaunen erklärte ich: „Der Kerl langweilt mich, wenn er da eine Stunde lang den Lederball prügelt, da sind mir eure Neger lieber, die sind doch wenigstens komisch und seltsam."

Es war die schöne Zeit, da in einigen New-Yorker Theatern noch ‚Minstrel'-truppen erschienen. Im Halbkreis saßen sie nebeneinander, dreißig, vierzig schwarze Köpfe tauchten aus weißen Krägen und Hemden, achtzig schwarze Hände aus weiß schimmernden Manschetten. Ein erstaunliches Schauspiel für eine Europäerin. Hinter den sitzenden Männern standen vierzig Negerinnen in buntem Trikot, mit riesigen Blumen und

Federhüten auf dem Kopf. All diese schwarze dekolletierte Haut unter grünen, roten, weißen, blauen, orange, lila, rosa, violetten Hüten ... das war ein barbarisches, wunderliches Schauspiel! Der Neger, der an einem Ende der Reihe saß, begann dann die Unterhaltung mit irgendeiner ganz banalen Wendung wie: „Heut morgen hab ich deine Mutter gesehn, Teddy." Das sagte er zu seinem Nachbar, und der erwiderte so, daß der dritte sich einmischen mußte, dem dritten fiel der vierte ins Wort, und so ging es weiter bis zum vierzigsten, und dann setzte der Chor der Frauen ein. Und Tänze gab es! ... Die Hinterteile dieser Damen wie die der Herren waren wie auf Sprungfedern, wurden eingezogen, herausgestoßen und geschüttelt, während die herrlichen Stimmen der Männer sich den seltsam metallischen Stimmen der Frauen vereinten.

Heute gibt es diese Schauspiele nicht mehr. Das ist schade. Europa ist drüben eingeführt und hat das Pittoreske beseitigt, und nun fängt bei uns dies Neger-Amerika wieder an.

MEIN ZWEITER AUFENTHALT
(1896)

IN Paris, Avenue Wagram, wohnte eine berühmte Kartenschlägerin, die von Generälen, Politikern, Künstlern usw. konsultiert wurde. Frau von Thèbes, so hieß sie, war von Alexandre Dumas lanciert worden, der sie wunderbar fand. Sie hatte erst zum Theater gehn wollen, da sie sehr stattlich aussah. Ich kannte sie nicht; da ich aber beständig von ihr hörte, verhüllte ich eines Tages mein Gesicht mit einem doppelten dichten schwarzen Spitzenschleier, und so maskiert trat ich

schweigend in ihr Zimmer und streckte ihr meine Hände hin, sie sah sie an, drehte sie schweigend um, dann sagte sie: „Hände einer Arbeiterin ... und großen Künstlerin ... Sie sind Malerin oder Bildhauerin, gnädige Frau?"

Ich tat den Mund nicht auf. „Sie sind beides, Malerin und Bildhauerin ... Oh, was für eine starke Willenslinie, so findet man sie manchmal in Männerhänden ... aber wie schade, die Gesundheit ... die Nieren ... geben Sie acht auf die Nieren, gnädige Frau ... Sie werden ein sehr erfolgreiches Leben haben ... Sie besitzen ein großes Talent ... Was für Linien! Aber seien Sie vorsichtig mit den Nieren! Und das ist seltsam ... Sie haben zwei verschiedene Karrieren ... die erste, glänzende, ist unterbrochen, und die zweite, ebenso schöne, aber ... Sie verheiraten sich! Ja ... Ihr Verlobter ist weit von hier ... Sie kommen über Meere ..." Um ihr eine Falle zu stellen, sagte ich leise: „Aber ich bin schon verlobt in Paris ..." „Sie werden den Pariser Verlobten nicht heiraten ... Nein, ich versichere Ihnen, mein Fräulein, Sie werden niemand anders heiraten als den Mann, der Sie da drüben ... sehr weit von hier, erwartet." Und wirklich, so bizarr es erscheint, ich habe meinen späteren Gatten in Amerika kennengelernt und in ganz unerwarteter Weise.

Kaum hatte mir Frau von Thèbes eine große Meerreise prophezeit, so wurde mir ein Kontrakt für Amerika angeboten. Diesmal engagierten mich Koster and Bial. Ich hatte wieder einen ‚Kuriositäts'-Erfolg und wartete mit Ungeduld das Ende meines vierwöchentlichen Kontraktes ab, um, wenn auch in Eile, dies riesige herrliche Land zu bereisen, denn New-York und die großen Städte sind das wenigst Schöne in den Ver-

einigten Staaten, aber fabelhaft ist die Landschft der Neuen Welt, die ich nun kennenlernen sollte!

Als ich ungefähr acht Tage in New-York war, bot mir ein New-Yorker Journalist, Herr Hornblow, der sehr gut französisch sprach, für den Bedarfsfall seine Dienste in diesem Lande an, wo ich niemand kannte. Herr Hornblow dinierte eines Abends im Restaurant mit einem seiner Freunde, dem Doktor Schiller, und nach dem Essen kamen sie an der Music-hall vorbei, in der ich auftrat, da schlug er seinem Freunde vor, Yvette Guilbert zu hören.

„Denken Sie," antwortete der Doktor Schiller, „daß es mir Vergnügen macht, dahinein zu gehn und mir eine Café-Concert-Sängerin anzuhören? Nein, ich danke dafür!"

„Kommen Sie herein, Schiller, Sie werden sehn..."

„Nie im Leben, das ist mir zu idiotisch."

Aber der andre ließ ihm keine Ruhe, schließlich gab er nach, und beide nahmen im Saal Platz.

Zwei Tage später ließ Doktor Schiller durch Hornblow fragen, ob er mir seine Aufwartung machen dürfe. Ich kam seinem Wunsche gern entgegen. „Er spricht französisch", schrieb mir Hornblow. Ich verabredete also eine Zusammenkunft mit Doktor Schiller. Er kam nicht. Eine zweite wurde verabredet. Er kam nicht. Nun ließ ich nichts weiter von mir hören; da besuchte mich Hornblow und sagte mir, große Schüchternheit und Menschenscheu habe seinen Freund gehindert, meinem Ruf zu folgen... ich mache ihm etwas Angst...

Zwei Tage später aber erschien Doktor Schiller bei mir im Savoy-Hotel...

Mein New-Yorker Kontrakt ging zu Ende... Zwei

Wochen ruhte ich mich aus, dann begann ich meine Tournee. Mein Freund Schiller brachte mich an die Bahn. Wir versprachen, uns zu schreiben; am 17. Januar verließ ich schweren Herzens diesen reizenden Menschen, der später mein Gatte werden sollte. Und dann trat ich die Reise nach Kanada an.

Während dieser ganzen Tournee gab es einen umfangreichen und liebevollen Briefwechsel zwischen meinem Freunde Schiller und mir, und bei meiner Rückkehr nach New-York war ich verlobt. Und sieben Monate später kam mein Verlobter nach Paris und heiratete mich. So wurde die Prophezeiung der Frau von Thèbes erfüllt: ‚Ein junger brünetter Mann ... wird übers Meer kommen ... und Sie heiraten.'

44000 KILOMETER IN VIERZIG TAGEN. DREIUNDDREISSIG NÄCHTE IM ZUG

Im Juni 1906 wohnte der amerikanische Impresario Georges Tyler in London meinem Vortrag altfranzösischer Lieder bei und schlug mir ein Engagement für den Winter in New-York vor. Ich überlegte: meine Erfahrungen mit den Montmartrechansons waren klar und bündig: Man verstand nichts von diesem Repertoir in den Music-halls. Aber man bezahlte meinen Namen teuer, und ich brauchte Geld.

Und doch war ich in dauernder Unruhe. Wenn ich meine Volkslieder in historischem Kostüm vortrüge, wie ich es jetzt in Europa tat, würde ich ein Elitepublikum finden, das gebildet genug wäre und französisch verstünde? Die Kostüme würden vielleicht den Frauen gefallen ... Die Impresarios konnten mir dar-

über keine zuverlässige Auskunft geben, sie waren ebenso unwissend wie voll Vertrauen auf ihr Publikum.

Georges Tyler hatte den Einfall zugleich mit mir, einen Künstler zu engagieren, dessen Namen man in Amerika kannte, denn er war in London sehr populär: Albert Chevalier. Davon war ich begeistert. Er würde englisch, ich französisch singen. Ich kannte Albert Chevalier und schätzte ihn sehr.

Wir traten zuerst in New-York auf. Ich hatte großen Erfolg, die hübschen Volkslieder schien das Publikum besser zu verstehn als mein früheres Programm, sie waren universeller, allgemein menschlicher. Und da wir diesmal nicht in der Music-hall sangen, hatten wir ein gewählteres Publikum. Auch gefielen, wie ich erraten hatte, meine Kostüme.

Auch Albert Chevalier wurde mit Begeisterung begrüßt. Er hatte die ‚Typen' aus Whitechapel kreiert, und sein *Cokney* war etwas ganz Neues auf der Bühne. In drei oder vier Dingen war er hervorragend, in allem übrigen konventionell und veraltet. Mehr geschickt als künstlerisch, dabei klug in der Wahl seiner Musik. Immer sehr gut zurechtgemacht.

Chevalier war schon in New-York gewesen. Unsere beiden Namen auf den Plakaten waren sehr wirksam. Aber komischerweise schickte uns Georges Tyler in Städte, wo die Leute vermutlich keine Zeitungen lasen und unsere Namen unbekannt waren. Oft hielt man uns für ein Paar Boxer ... manchmal für Akrobaten. ... Aber das Schlimmste war das Reisen. Es war geradezu verbrecherisch, was für Riesenstrecken man uns zurücklegen ließ. In meinem Kontrakt war zwar festgesetzt: Nachtfahrten nur ein oder zweimal in der Woche. Aber wir haben innerhalb vierzig Tagen drei-

unddreißigmal im Zuge geschlafen. Und 44 000 Kilometer zurückgelegt! Alle amerikanischen Zeitungen sprachen von diesem Rekord, es waren 4000 Kilometer mehr als eine Reise um die Erde. Chevalier war danach ganz erschöpft und ich halbtot.

Einmal kamen wir um neun Uhr abends nach Kansas-City in Middlewest. Das Publikum wartete in dem Theatersaal bereits eine Stunde auf uns. Man teilte ihm die Zugverspätung mit, und es geduldete sich. Geschwind, ohne uns zu säubern, ja ohne uns auch nur die Hände zu waschen (denn Wasser gab's nicht), betraten Chevalier und ich die Bühne. Ich in einem prächtigen Louis-XVI.-Kostüm und mit schwarzen Nägeln (nach sechzehn Stunden Eisenbahnfahrt!). Der Konzertsaal, in dem wir sangen, war durch Vorhänge einfach in zwei Teile geteilt. Anziehn mußten wir uns unter der Estrade, Garderoben gab's nicht. Bänke waren unsre Toilettetische, und als Watercloset funktionierten zwei Blumentöpfe.

In Texas (ja, ich habe auch in Texas gesungen!) wurde einmal der Balkon des Theaters von einer Art bewaffneter Räuberbande im Sturm genommen. Die waren gekommen, die beiden berühmten Europäer zu sehn. Einer von ihnen blieb in seinem Cowboykostüm mit Pistolen am Gürtel stehn, setzte seinen gestiefelten Fuß auf die Rampe, stützte den Ellbogen aufs Knie und das Kinn in die Hand und setzte sich erst, als der Policeman kam und sich aufrecht mit dem Rücken gegen die Bühne postierte, um die seltsamen Besucher aus der Prärie zu überwachen.

Albert Chevalier sang seine White-Chapel-Lieder, und trotz seiner apachenhaften Gliederverrenkungen, seines englischen Slangs und eines Programms, das

YVETTE
GUILBERT

wie für dies Auditorium ausgewählt war, fand er kein rechtes Verständnis bei den ‚Briganten'.

Und was mögen sie sich wohl unter mir vorgestellt haben, wie ich da in meinen historischen Kostümen vor ihnen stand? Ich tanzte nicht, ich pfiff nicht, sang nicht die ‚Oper', spielte nicht die *musical-comedy*? – „Wie nennt man das, was Sie machen?" fragten mich manchmal die Leute.

In San-Antonio in Texas hörten wir eines Tages vom Hotel aus einen grandiosen liturgischen Gesang und sahen dann hinter den Dattelpalmen des Gartens etwa dreißig Neger in Frack und weißem Hemd einander die Hände reichen und fromm ihre Hymne ‚Segen der Arbeit' singen. Es war gegen Mittag, und diese Männer mußten bei Tisch aufwarten und den *dining-room* aufräumen. Ihr Hymnus machte ihnen – ein letzter Rest aus der Zeit der Sklaverei – Mut zur Arbeit. Aber das Komische kam hinterdrein. Als das fromme Lied zu Ende war, bekam jeder der Neger eine lange schmale Serviette, und so traten sie in ritueller Prozession in den Speisesaal, tanzten, hüpften und sangen ein Lied, bei dem die Serviette im Rhythmus klatschte wie eine Peitsche. So trieben sie gleichzeitig tausende von Fliegen zu den weitoffnen Fenstern, vor denen andre Neger aufpaßten. Als die letzte Fliege hinausgejagt war, wurden die Fenster rasch geschlossen. Und dann tanzten die Neger mit Kinderjubel eine Farandole, ein tolles Finale rund um den Tisch und öffneten den Hotelgästen die Türen.

Im Jahre 1908 kam ich wieder nach Amerika, und zwar auf Veranlassung des größten Impresario der Vereinigten Staaten, Charles F....., zu dem ich großes Vertrauen hatte, er war der bedeutendste und

ehrenhafteste amerikanische Theatermann, alle französischen Autoren und Komponisten und alle amerikanischen Künstler hatten nur den einen Gedanken: bei Charles F..... gespielt zu werden und zu spielen. Er kam nach London, traf mich im Lift des Carlton-Hotels und sagte: „Oh, Miß Guilbert, kommen Sie wieder nach Amerika. Man hat Sie eine idiotische Tournee mit Chevalier machen lassen... aber mit mir..." Er lächelte eitel und die dicke Zigarre, die in seinem bartlosen Gesicht stak, ließ die Asche auf seinen Riesenbauch fallen.

„Ach nein!" sagte ich, „ich habe genug... Haben Sie mich denn schon diese Woche hier in London gehört, Herr F.....?"

„Nein, ich brauche Sie nicht zu hören... Ich habe die Zeitungen gelesen, die ganze Stadt spricht von Ihnen, es gibt drei Namen in der Welt, Sarah, die Duse und Yvette Guilbert, diese Namen garantieren den Erfolg. Kommen Sie zu mir nach New-York, ich organisiere Ihnen eine Tournee durch unsre großen Städte, nicht in Negerdörfern." Man mußte diesen Menschen von den Theaterstücken unserer französischen Autoren sprechen hören: die kaufte er, ohne eine Vorstellung von ihrem Inhalt und Wert zu haben. Er lese sie nie, sagte er, da er nicht französisch verstehe. Man erzählte ihm mit ein paar Worten, worum es sich handelte; und dann kaufte er die Stücke, vor allem, um sie seinen Kollegen wegzuschnappen.

Ich schloß mit ihm einen Kontrakt für Oktober mit der ausdrücklichen und schriftlich festgelegten Bedingung, daß Herr F..... bei meinem Eintreffen in New-York sein werde, um alles selbst in die Wege zu leiten. „Im Oktober bin ich wieder in New-York", sagte

F..... Als ich im Oktober eintraf, war er seit drei Tagen in Europa. Am Tage vor meinem ersten Auftreten war weder in New-York noch in den andern Städten Reklame gemacht worden. Regisseur und Prokurist stellten fest, daß nur ein einziges Journal mein Eintreffen angezeigt hatte. Man gestand mir, Herr F..... habe meinen Kontrakt und mein Kommen ganz vergessen.

Um auf meine Kosten zu kommen, mußte ich einen vierwöchentlichen Kontrakt mit Pr.... abschließen und in einer Music-hall auftreten. Neues Martyrium! Da die Menge nicht französisch verstand, sang ich ein paar englische Lieder. Nach den vier Wochen bei Pr.... stellte mir David Belasco sein Theater zur Verfügung, damit ich vor meiner Rückkehr nach Europa vor der gewähltesten New-Yorker Gesellschaft auftreten könne. Die Zwischenzeit in der Music-hall war eine Art Reklame gewesen, und nun hatte ich am Theater mit meinem neuen Repertoir altfranzösischer Chansons einen entschiedenen und großen Erfolg. Der Geist des Chat Noir, die Pariser Satire war nichts für Amerika gewesen, aber der Geist Frankreichs fand vollstes Verständnis.

Meine Soireen im Belasco-Theatre machten so großen Eindruck, daß ich schon nächsten Mai ein neues Angebot bekam auf einundzwanzig Wochen. Einundzwanzig Wochen in Amerika gesichert zu 125000 Franken die Woche!

Um in Paris und Frankreich das, was ich mein zweites Repertoir nannte, durchzusetzen, mußte ich immer wieder die Löcher meiner armen Börse stopfen, und so nahm ich denn trotz meiner Abneigung gegen die amerikanischen Music-halls das ‚Martyrium' wie-

der auf mich, aber nur für zwei Wochen in New-York und fünf zwischen Brooklyn, Boston, Philadelphia und Washington; einundzwanzig Wochen – das wäre mir unmöglich gewesen. Meine Nerven hätten versagt, oder der Kummer hätte mich umgebracht.

Nie werde ich die Presseagentin des Music-hall-Direktors Percy William vergessen. Etwas Komischeres an Gemeinheit habe ich nie gesehn! Sie redete sich ein, ihr armes Geschwätz werde für meinen Ruhm sorgen. In Amerika nennt sich die Reklame Literatur – schon bei diesem Gedanken wird mir übel – o die idiotischen und immer gleichen Geschichten der amerikanischen Theaterpresse, die hundertfünfzig Koffer, die zweihundert Hüte, die gestohlenen Juwelen ... die Eheskandale; arme besudelte Künstler, armes Publikum, welches von der Presse so sehr verachtet wird, daß man ihm so törichtes Zeug zumuten darf.

Da ich dieser Presseagentin verboten hatte, mich zum Opfer ihrer gewohnten Albernheiten zu machen, kam sie auf andre ... Der Stoff ging ihr nie aus. Es erschien eine Notiz in den Zeitungen, ich werde in Paris gerichtlich verfolgt, weil ich einem großen Schneider 50 000 Franken für Kleider nicht gezahlt habe, und dieser furchtbare Skandal habe mich gezwungen, Frankreich zu verlassen. Schon vor meiner Ankunft besagte eine Notiz, vielleicht würde ich nicht nach New-York kommen, eine Wildkatze habe mir ein Auge ausgerissen und das ganze Gesicht zerfetzt; man verzweifele an meiner Wiederherstellung und Rückkehr zur Bühne. Ich tobte vor Wut. Aber diese Art Geist ist in den Vereinigten Staaten sehr beliebt. Man muß schon recht gute Nerven haben, um sich daran zu gewöhnen ...

MEINE ZWEITE KARRIERE
(1900—1927)

SÄNGER und Schauspieler hängen von denen ab, die sie ‚kaufen' und an ihr Publikum ‚weiterverkaufen'.

Die Direktoren, die sie engagieren, sind einfache ‚Kaufleute' und sonst nichts.

Das wußten Sarah Bernhardt, die Réjane, Antoine, Coquelin, Guitry, Gémier usw. und machten ihre Theater zu Kunst- und Künstlerzentren. Das Théâtre des Variétés leitet ein Literat, Max Maurey, das Gymnase der Schriftsteller Bernstein. Das ist gut so. Ich aber mußte mein Talent in Tingeltangeln und Musichalls ausüben und hatte es mit alten Kneipenwirten und Schnapsverkäufern (das Glas zu zwei Groschen), mit Zirkusstallmeistern, früheren Bademeistern, Butterhändlern, Juwelenmaklern zu tun, mit einer ‚Limonadière' aus Marseille, einem früheren Gerber, Billettverkäufern vor den Türen der Theater, früheren Geschirrabspülern, die Restaurateure geworden waren, einem Schneider, einem Maurermeister, der die Nägel noch voll Gips hatte und mir beim Auszahlen mit seinem breiten zahnlosen Mund sagte: „O Schwerenot! Tausend Franken für dreißig Minuten Gesang ... für den Preis hätte ich drei Quadratmeter Mauerwerk zu machen gehabt."

Ach, was hab ich ausgestanden! Wird man jemals begreifen können, was das für eine Qual war elf Jahre lang, bis endlich die Flucht mich von all diesen Leuten

befreite? Erst wurden all meine Möglichkeiten von ihnen unterdrückt, und dann, als mein Genre gefiel, nötigten sie mich, dieselbe Leier immer zu wiederholen, weil sie reich daran wurden. Es ist nicht zu sagen, wie mir das auf die Nerven ging und mich an den Rand meiner Kräfte brachte.

Was half's mir, wenn das Publikum mir Beifall klatschte? Solang ich mir selbst nicht applaudieren konnte, ließ mein Erfolg mich kalt, und das habe ich bewiesen, als ich unter dem Vorwande der Krankheit meine Music-hall-Kontrakte löste, um meine Weltkarriere zu verwirklichen, dem Zauber der alten Bücher nachzugehn und endlich dem ‚Chanson' von Frankreich eine Atmosphäre zu schaffen, die seiner würdig war.

Man muß nicht glauben, das sei leicht gewesen, nachdem ich in einem ausgesprochenen Kunstgenre eine erste ruhmreiche Karriere gemacht hatte.

Oh, dies Paris, das seine Künstler katalogisiert und abstempelt, wie um aus Trägheit das Risiko zu meiden, sie von neuem beurteilen zu müssen.

Sie ahnten ja nichts von ihrem traurigen Mut, all diese Ratgeber, die töricht Meinungen zum besten gaben, diese wichtigtuerischen Idioten, subalternen Schreibgesellen, die Kunst kritisieren, ohne Künstler zu sein, den ‚Geschmack' verwalten, ohne Geschmack zu haben. Und mit welchem Recht? ... Ich habe sie ganz außer Atem gebracht, meine Kunstrichter, ich hatte denn doch andre Lungen als sie, sie mußten sich plagen, um mir nachzukommen. Jahre haben sie gebraucht, mich einzuholen. Sie sind schuld, daß meine zweite Karriere mir erst so bittre Angst machte, denn ich war vom Publikum und von ihnen abhängig und mußte sie besiegen, und in ihrem Gedächtnis hafteten

meine schwarzen Handschuhe und mein günes Kleid fester als mein Talent. Wie wichtig sie nahmen, was doch nur geringfügiges Zubehör war! ein grüner Fetzen und ein bißchen Leder. Als ich den Plunder abtat, haben sie geschmollt, und meine Kostbarkeiten aus Frankreichs Schatzkammern wurden erst feindselig aufgenommen; das hat mir das Herz zerrissen; lange Zeit habe ich mir gesagt: Also war es nur mein Repertoir, was mich berühmt gemacht hat, mein Kleid und meine Handschuhe? Nicht meine Darstellungskunst? Nicht meine Gaben? Ich habe also gar kein Talent? Man hat mich getäuscht, betrogen! Zehn Jahre hindurch betrogen!

Als ich meine Gaben, Fleiß und Erfahrung in den Dienst Frankreichs stellen und Frankreichs farbenreiche Fülle, seinen mannigfachen Tonfall, seine Satiren, Farcen und Freuden singen und den Millionen, die nichts davon wissen, all das enthüllen wollte, da grollte man mir. Und es bedurfte langjähriger unermüdlicher Zähigkeit, ich mußte kämpfen und fern von Paris, fern von Frankreich mir Mut erringen. Ich beschloß: Entweder Paris hört mich in meinem neuen Repertoir der altfranzösischen Lieder oder ich verzichte auf Paris! Ich habe durchgehalten! Und recht daran getan! Und dann war es eine große Freude, auf wissenschaftlichem Wege die schöne Liederwelt unseres alten Vaterlandes kennen zu lernen.

Zunächst fesselten mich Dokumente, die unserer Zeit am nächsten liegen, ich wurde vertraut mit der Literatur des achtzehnten, dann des siebzehnten, dann des sechzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts. Und da beschwingte mich die Begeisterung. Allein das Nachforschen war nicht leicht, ich mußte meine Zuflucht

zu den Philologen und ihren Arbeiten nehmen. In langen Jahren beständiger Lektüre erwarb ich mir Erfahrung im Forschen und Kenntnis der Autoren. Systematische Studien und die unabsehbare Menge von Werken französischer, belgischer, englischer, amerikanischer und deutscher Philologen, die ich durchlas, halfen meiner geistigen Entwicklung, in der herrlichen Welt des Mittelalters Fuß zu fassen. Das hat mich fünfundzwanzig Jahre hindurch beschäftigt.

Besonders das vierzehnte und dreizehnte Jahrhundert hielten mich in Bann. Dann wollte meine fieberhafte Wißbegier, von immer neuen Entdeckungen begeistert wissen, ‚was vorher noch gewesen war', und ich ging bis ins zwölfte Jahrhundert zurück. Oft war es anfangs entmutigend, Wochen, Monate, Jahre hindurch nie das Gesamtwerk aufspüren zu können (nämlich Text und Musik zusammen). Die Gelehrten, die sich nur mit der literarischen Seite befassen, lassen die Musiknachweise unbeachtet, und die Musikforscher interessieren sich nur für musikalische Formen und geben von einem Liede nur den Titel, ohne sich um den Text zu kümmern. Und gelang es mir dann, nach zehn Jahren Geduld, einige Lieder zu rekonstruieren, war es mir, als habe ich endlich aus sandiger Ebene einen versenkten Schatz ausgegraben. Als ich ins elfte Jahrhundert geriet, tauchten lateinische Texte auf, die mußte ich mir übersetzen lassen. Hatte ich die Übersetzung bekommen, ließ ich mir die Lieder lateinisch vorsingen, sodann versifizierte ich selbst die Übersetzung mit Rücksicht auf die Stellen, wo im Lateinischen die Akzente lagen; denen paßte sich im Rhythmus mein Vers an, und so blieb der musikalische Stil des alten Themas gewahrt.

Manche Dichter des Mittelalters waren bisweilen überraschend ‚modern', und ich sagte mir, mich müsse eine geheime Kraft zu ihnen getrieben haben, um so schließlich auf die Quelle der Chat-Noir-Satire meiner ersten Zeit zu kommen. Wunder hab ich da gefunden! Welch herbe Jugendkraft liegt in der Sprache unserer Primitiven, welch beschwörerische Gewalt in den saftstrotzenden Worten eines Robert de Blois, eines Coquillard, Eustache Deschamp und der fünfhundert andern. Viel verdanke ich den Manuskripten in Bayeux und Montpellier und all den Männern, die die Kurse von Gaston Paris durchgemacht und dann ihrerseits Blinden meiner Art Licht gegeben haben. Sogar in Amerika fand ich Gelehrte, welche der große Gaston Paris ‚inspiriert' hat. Ich lernte die mittelalterliche Literatur in ihrem ganzen Umfange kennen und das altfranzösische Lied, das vom sechzehnten Jahrhundert ab gesammelt worden war, offenbarte seinen mittelalterlichen Akzent zum erstenmal in meinen beiden Alben von vierzig Liedern, die ich Heugel zu verlegen bat. Diese Alben enthielten Werke von Bernard de Ventadour, Thibaut de Champagne, Moniot de Paris, Marcabru, Adam de la Halle, Blondel de Nesles, Guyot de Dijon, Godefroy le Bastard usw.

Mit Mühe und Geduld habe ich ‚mein Handwerkzeug' gesammelt. Nun habe ich vor meinen Augen über sechzigtausend Lieder, Text und Musik, vom elften bis zum neunzehnten Jahrhundert. Die lieben kleinen Bücher, die ich in allen vier Ecken der Welt suchte und fand, haben aus meinem Leben einen Zaubergarten gemacht. In ihnen finden sich alle Liederthemen, vom zartesten bis zum ausgelassensten. Der Geist meiner Heimat mit all ihren Entwicklungen und

Umwälzungen offenbart hier seine mannigfachen Nuancen, und die gesellschaftlichen Klassen spiegeln hier ihre Begeisterungen und Begierden. Das Mittelalter hat das Jahr 1830 vorbereitet, und die Sänger der Kreuzzüge sind Vettern von Lamartine und Musset. Hier hat man die Politik mit ihren Marionetten, Königen, Kaisern, Feldherrn, hat Frankreichs ganze Geschichte ... in Couplets!

Lieder von Höflingen und Lieder der ‚Canaille', Satiren gegen die Regierung, die Prominenten, die Schauspielerinnen, Musiker, gegen Sitten und Moden, und das alles in gepflegter, geistvoller, eleganter Sprache von Schriftstellern, die sich nicht um ein Publikum von Vergnügungsetablissements zu kümmern brauchten. Das gab es damals noch nicht, und diese Lieder wurden von und vor Leuten derselben Gesellschaft gesungen und zirkulierten und verbreiteten sich nur in kleinen köstlichen Ausgaben, für deren Veröffentlichung es der Erlaubnis des Königs bedurfte.

Sieben Jahr, von 1900 bis 1907, mußte ich kämpfen, um diese entzückende Literatur in Paris durchzusetzen, aber das war dann auch ein Triumph! Vollzog das Wunder sich langsam, so wurde meine Mühe dafür um so reicher belohnt!

Aber ich habe verzweifelte, bittere Stunden gehabt, idiotische Ratschläge anhören, mit Leuten diskutieren müssen, die nichts verstanden, irreführende Kritiken jämmerlicher Dilettanten mußte ich ertragen; und als ich dann einmal aus einer Vorstellung nach Hause kam, in der die Menge sich vor Begeisterung heulend und tobend drängte, wurde mir das Groteske des Künstlerlebens bewußt, und ich habe meinen äußersten Schrei aufgeschrieben:

Wahrlich ich sage euch:

Man muß sich nie entmutigen lassen!
nie entmutigen lassen zu lernen,
nie entmutigen lassen durch Schwierigkeiten,
durch die Langsamkeit des Fortschritts,
durch die Langsamkeit des Erfolgs,
durch die Gleichgültigkeit des Publikums
und seine Unwissenheit,
sich nie entmutigen lassen durch die andern,
sich nie entmutigen lassen durch sich selbst.

Zu denen, die recht wollen, kommt, was sie wollen.
Gott läßt nicht zu, daß schönes gutes Streben umsonst sei.
Ein Künstler ist Priester und Diener Gottes.

Die Bibel sagt zu den Kindern Israel:

Alles hat seine Zeit,
Friede und Streit,
Kummer und Freude
hat seine Zeit,
Gesundheit und Krankheit,
Reichtum und Armut,
Arbeit und Muße,
Leben und Sterben
hat seine Zeit.
Und so sage ich zum Künstler: Mut!
Unsre Niederlagen und unsre Siege
haben ihre Zeit,
wenn wir Zeit haben
zu beobachten und zuzuhören,
zu lieben und zu leiden,
auszuhalten und zu vergeben,

zu lernen und zu begreifen,
aufzunehmen und zu verarbeiten,
zu säen, zu keimen und zu blühn,
uns zu entfalten, neu zu gestalten und zu schaffen:
Dann kommt die Zeit der Ernte.

Woraus besteht das Leben eines Künstlers?
Aus einer Zeit, da du von den andern abhängst,
und einer, da die andern von dir abhängen,
aus einer Zeit, da die Menge dich verachtet,
und einer, da du die Menge verachtest,
aus einer Zeit, da der Künstler vergeblich an die Tür der Kunst klopft,
und einer, da die Kunst den Künstler beherbergt,
aus einer Zeit, da das Geld des Künstlers spottet,
und einer, da der Künstler des Geldes spottet,
aus einer Zeit, da das Werk für fast nichts verkauft wird,
und einer, da Millionen das Werk nicht erkaufen können,
aus einer Zeit, da die Nation den Künstler zu Grunde gehn läßt,
und einer, da ohne den Künstler die Nation verdirbt,
aus einer Zeit, da dein Vaterland dich berühmt macht,
und einer, da du dein Vaterland berühmt machst,
aus einer Zeit, da du weinst über zuviel Neider,
und einer, da du leidest, weil du keine mehr hast,
aus einer Zeit, da du nur ‚ein Einzelnes' bist,
und einer, da du vielfältig wirst,
aus einer Zeit, da du sammelst,
und einer, da du verschwendest,
aus einer, da du der Gefangene deiner Formel bist,
und einer, da dich deine Formel frei gibt.

Und es kommt
eine Zeit, da dein Ruf deinen Erfolg verstärkt
und eine, da dein Erfolg deinen Ruf verstärkt,
eine Zeit, da dein Ruhm deinen Genius übertrifft,
und eine, da dein Genius deinen Ruhm überwächst,
eine Zeit, da dein Streben so niedrig ist, daß die Menge herankann,
und eine, da es so hoch ist, daß die Menge es aus den Augen verliert.

Es gibt
eine Zeit, da der Künstler glaubt, nichts mehr geben zu müssen,
und eine, da er sagt: Narr! Bleibt denn das Leben stehn?
eine Zeit, da ihn ekelt vor der Gegenwart,
und eine, die ihm zuruft: Und die Vergangenheit?
Eine, die singt: Wir wissen, was war,
und eine, die flüstert: Wissen wir, was sein wird?
und eine Zeit, die schweigt und Furcht macht vor der Zeit.
Und es kommt eine Zeit, die befiehlt: Verlier dich nicht! Schau nicht auf die Uhr.
Arbeite, arbeite, arbeite!!
Und das ist die gute Zeit.

PORTRÄTS

JEAN LORRAIN UND EDMOND DE GONCOURT

JEAN Lorrain! Ich seh ihn noch, wie er bei mir eintrat, Avenue de Villiers (wo ich damals wohnte), mit Rosen in einer Hand und seinem Stock in der andern und vor Lachen sich windend mir erzählte, ein Schriftsteller, dem er begegnet sei, habe ihn durch eine grausame Anspielung auf seine — spezielle Geschmacksrichtung erschrecken wollen und gesagt: „Lorrain, Sie werden in der Haut eines jungen Menschen sterben." Und Lorrain schüttelte sich vor Vergnügen und mußte fast weinen vor Lachen, seine feuchten, wie bei einer Frau geschminkten Augen, waren ganz geschwollen, und er schmetterte: „Das ist komisch, was? Ist das nicht komisch?"

„Aber wie kann man auch so aufgeputzt, gepudert und geschminkt, so rosa und lila wie ein Kindstaufbonbon spazieren gehn!" sagte ich.

„Ich schwärme für Schminke. Warum soll die nur für Frauen sein und nicht für Männer?" sagte er und sank in einen Sessel.

Als er sich dann von seinem Spaß etwas erholt hatte, zog er aus der Tasche Verse für mich. Es war die *Morphinistin,* die ich oft gesungen habe.

An diesem Tage wäre es beinah zu einem Bruch zwischen uns gekommen. Ich las ein paarmal sein Chanson.

„Na", sagte er. „Famos, nicht wahr?"

„Ich weiß nicht," sagte ich, „ob . . ."

„Was wissen Sie nicht?"

„Mein lieber Lorrain, ich weiß nicht, ob ich es können werde . . ."

Da fuhr Lorrain vom Sessel auf und schrie:

„Genug, genug, hören Sie auf, ich weiß schon, was Sie sagen wollen; seit drei Jahren spielen Sie mir und uns allen diesen Streich . . . Das ist eine Manie! Das ist Heuchelei! oder dumme Bescheidenheit! Ich komme nie mehr zu Ihnen, verstehn Sie, Yvette . . ., nie mehr!" Ich fand ihn roh, und ohne ein Wort zu sagen, reichte ich ihm Handschuhe, Stock und Hut . . . Er verstand, erhob sich und ging geradewegs aufs Vorzimmer zu.

Als er an der Tür war, merkte ich, er hatte seine Rosen vergessen, ich suchte sie und drückte sie ihm in die Hand; er sah sie an, sah mich an, sein Zorn war vergangen, er wurde wieder so charmant, wie er sein konnte, nahm mich am Arm und kam in den Salon zurück. Der Sturm war vorüber.

Der liebe Lorrain, von nah und fern, wo er auch hinkam, hat er mir Verse geschickt. In Algier hatte er die Vision einer Frau am Brunnen, die ein Araber den Fremden anbietet. Aus einem Dorf in der Umgegend von Paris schickte er mir *Blume am Abhang*. Er kam von Fécamp hergereist, um mich dies Lied in den Ambassadeurs singen zu hören. Als er es mir schickte, hatte er, entsinne ich mich, auf die Rückseite geschrieben: „Werden Sie es können? . . . Nein, Sie werden es nicht singen können!" Und ich telegraphierte ihm: „Vielleicht doch!"

Mein interessanteste Erinnerung an Jean Lorrain ist mein Diner bei ihm.

Seit Monaten wollte er mir Goncourt vorstellen,

meine Reisen verhinderten mich immer wieder, im rechten Augenblick frei zu sein. Endlich war dann Goncourt einmal im Juli, während ich in den Ambassadeurs sang, in Paris, und die Begegnung wurde verabredet.

Rue d'Auteuil, in Passy. Ein kleinstädtisch koketter Salon, Jean Lorrains Arbeitszimmer, ‚lauter Spiegel', dort machte mich der Herr des Hauses mit seiner Mutter, Frau Duval, bekannt. Mutter und Sohn waren recht verschieden. Sie war eine Frau von wunderbar schlichter Vornehmheit, sie hatte ganz weißes Haar, ging schwarz gekleidet, hatte sehr, sehr weiße Hände, wie eine Nonne hinter Klostergittern, und ihre Miene war ganz, ganz fern von dem Pariser Leben, dessen Synthese ihr Sohn gegeben hat! Hinzukamen Léon Moreau, der Komponist, Herr von Goncourt und eine Dame. Goncourt sah dem englischen Schriftsteller Georges Moore ähnlich: ich mußte ihn immerzu ansehn, er war weißhäutig und weißhaarig, und sein blendendes Hemd reflektierte seine Blässe und gab ihm etwas beinah Unkörperliches. Er sprach von Auflagen, Buchhandel und Verlag und auch von Montmartre, und als ich das Wort *déambuler* aussprach, lächelte er und sagte zu Lorrain: „Ei ... ei ... sie kennt sich in der Literatur aus, die Kleine!" — „Nein," sagte Lorrain, „vorwiegend im Argot." Das reizte mich und gleich wandte ich ein Dutzend altertümlicher Worte an, die durchaus nicht Argot, sondern reinstes mittelalterliches Villon-Französisch waren. Goncourt war überrascht, und Lorrain sagte: „Ja, dies Fräulein Guilbert liest ... man denke ... Das ist selten beim Café-Concert." Ach mir sind noch alle Einzelheiten dieses Abends gegenwärtig: Léon Moreau, der nicht in Ruhe essen konnte,

weil seine lange schwarze Strähne ihm immer wieder von der Stirn in den Teller fiel. Und die Verschiedenheit der Gesichter, Frau Duvals weißer Kopf, Goncourt ganz schneeig, Moreau ganz Rabe, Lorrain und ich benna-rot, dazu seine türkisblau geschminkten Augen und meine sehr roten Lippen, und rings auf den rosa Fauteuils die grünen Fayence-Frösche (Lorrains jüngste Grille!) und das Marterhaupt Johannes des Täufers in durchsichtig gelbem Wachs mit nachgemachten lila Blutstropfen am Hals, der Mund qualverzerrt, die Augen verklärt . . . Und über Lorrains Bett das fromme Triptychon eines Primitiven.

Lorrain machte mich aufmerksam auf die Wollust in den Händen . . . es war, als ob sie ihm ein Gelüst erregten. Ein andrer grüner Wachskopf, der Blut zu schwitzen schien, war umwunden von einem rosaseidenen Tuch mit Goldfransen; den hatte ein Antiquar ihm von weither besorgt. Neben dieser Wachsbüste waren Gläser, Wattepakete, chirurgische Instrumente aufgestapelt, die ich erschrocken ansah. „Ja," sagte Lorrain, „das ist der Anlaß zu unserm gemeinsamen Diner heute, liebe Freundin . . . morgen werde ich operiert." Und dann spielten seine gepflegten, wie die einer Liane de Pougy beringten Finger mit den Zangen und Stahlutensilien.

Lorrain war bei all seiner phantastischen Wüstheit gütig, liebenswürdig und geistvoll, er blieb distingiert auch in seinen Ausschweifungen, ich bewunderte und liebte ihn, denn bisweilen war seine Maske durchsichtig. Einmal inspirierte ihn meine Silhouette zu einem Chanson, das nie gesungen worden ist ‚Die Dekadente'. Zunächst hatte mir die Musik nicht gefallen, und dann wollte Lorrain gewisse Couplets absolut nicht

ändern, deren obszöne Anspielungen sich zwar nur auf meine Silhouette bezogen, aber auch meinen Charakter zu treffen schienen. Ich war nicht prüde, aber ich weigerte mich, sie zu singen, und darüber mußte er lachen. Es ist wohl das einzige Chanson gewesen, an dem er nichts ändern wollte; bei andern machte ich selber langsam Wort für Wort Änderungen, denn bei seinem gänzlichen Mangel am Schamgefühl begriff er meines nicht; wenn er dann zuhörte, wie ich seine Verse sang und das Publikum applaudierte, vergaß er, daß ich sie retouchiert hatte. Meine Retouchen waren aber auch so vorsichtig gemacht, daß er meinte, sie selbst gemacht zu haben. Und wenn ich ihm sagte: „Nicht wahr, Lorrain, es war doch gut, daß Sie den und den Vers geändert haben", erwiderte er jedesmal: „Ich habe ja gleich gesehn, das konnte so nicht bleiben!" Ach, lieber Lorrain, es war reizend, dich so zu beschummeln! — Er konnte ein recht gefährlicher Mitarbeiter sein. Und wenn man ihm mißfiel, war seine Feder schnell in Vitriol getaucht. Ein armes Fräulein, Bob-Walter, hat er in einem Artikel *Bob Walter closet* genannt. Sie hat geweint, die Arme! ... Hätte er das gewußt, er hätte es gewiß nicht getan. Seit meine Entwicklung mich in ganz neue Welten geführt hat, hab ich oft denken müssen, was er mir manchmal sagte: „Die beiden Extreme berühren sich; wenn ich Sie einmal als heiligen Sebastian oder als heilige Therese sähe, ich würde mich nicht wundern!" Und als der Maler Granié mich auf Goldgrund malte, rief Lorrain: „Ein Van Eyck! Ein Märtyrer! Eine Heilige! Yvette, Nero würde Sie begnadigen!"

SARAH BERNHARDT

DIESER Name war für mich in meiner Kindheit gleichbedeutend mit Fee, Prinzessin, Königin! Es war ein Märchenname; meine Eltern als eifrige Besucher der Comédie-Française hatten die Croizette und Sarah dort debütieren sehn.

Croizette verstand ihr Gesicht so zu entstellen, daß man zu *Le Sphinx* ging, eigens, um sie ‚erblassen zu sehn'. Wenn mein Gedächtnis mich nicht trügt, muß sie sich in dem Stück auf der Bühne vergiften, und dann überzog eine solche Todesblässe ihr Gesicht, daß eine lange Minute angstvoller Spannung im Publikum herrschte, bis sie leblos hinsank. Um dieser Minute willen ging man ins Theater, und ich erinnere mich, wie begeistert meine Eltern davon waren.

Älter als Sarah, war Croizette mit ihrem herrlichen über die Schultern wallenden Haar die große Attraktion von *Le Sphinx*. Sie hatte großen Stil mit ihrem stolz erhobenen Haupt und den schmalen Schultern; später hat sie mehrere Kinder gehabt und ihre Schönheit eingebüßt, sie bekam Elephantiasis und wurde sehr umfangreich: ich sah einmal, wie sie, um in einen Zug zu steigen von zwei Bedienten in das Coupé geschoben werden mußte! Sie heiratete den Bankier Stern, der, so oft sie ein Kind bekam, eine Million in der Wiege des Neugeborenen deponierte (wenigstens ging solch ein Gerücht damals durch Paris). Sie verließ das Theater, während Sarah Bernhardt ihren glänzenden Aufstieg fortsetzte.

Aus der Nähe habe ich Sarah Bernhardt zum erstenmal im *Figaro* gesehn. Es wurde dem König von Serbien, Alexander, der zum erstenmal nach Paris kam,

ein glänzender Empfang bereitet. Man hatte die Elite der Theaterwelt eingeladen, die großen Stars waren zugegen. Von Sarah Bernhardt war bekannt: sie wurde, wenn eine Situation ihr zu sehr auf die Nerven ging, einfach ohnmächtig. Das gelang ihr sehr leicht. An jenem Abend wurde der König durch ein Galadiner im Elysée zurückgehalten und ließ uns lange auf sich warten. Als es zwei Uhr war, wußten die Direktoren nicht mehr, wie sie unsere Ungeduld beruhigen sollten. Da endlich kam der König.

Nervös und ermattet bat Sarah Bernhardt, das Programm, das man dem König darbot, eröffnen zu dürfen; sie stieg auf die Estrade und begann das berühmte Gedicht:

„Wenn du willst, so laß uns träumen ..."

Krach! da schwankte sie und lag auf dem Teppich. Ein Adjutant des Königs sprang auf die Estrade, hob die berühmte Künstlerin auf und wollte sie in einen Sessel setzen; man half ihm dabei; er griff nach einer Flasche Eiswasser und wollte sie über Sarahs Brust ausgießen. Sie fuhr auf! Man riß dem Adjutanten die Karaffe aus der Hand und Sarah ließ sich taumelnd von wem, weiß ich nicht mehr, in ihren Wagen tragen ... und machte, daß sie zu Bett kam!

Als sie bei diesem Empfang erschien, habe ich ihr die Hand geküßt. Ich war noch so jung damals, und sie repräsentierte für mich die große Schauspielerin in ihrer ganzen romantischen Pracht, die antike Kurtisane mit all ihrer Verführungskunst. Als ich sie *Kleopatra* spielen sah, erschien sie mir als ein Wesen, das sie einst in vergangenen Jahrhunderten schon einmal gewesen sein mochte, und erweckte allen Widerschein erloschener Spiegel aus Byzanz. Dazu dann ihre grellen

Launen! Der berühmte Sarg mit dem Seidenlager innen, den sie von Zeit zu Zeit ausprobierte, die wilden Tiere, die sie in ihrem Hause hielt, ihr angeblich märchenhafter Luxus, das unerhört Persönliche ihrer Wohnung mit den Käfigen, den Pelzen, den Divanen, auf denen man sie sich in Atlas und kostbare Spitzen versunken vorstellte, die Juwelen, die eigens für sie ziseliert wurden, die Blumen, die sie beständig umrahmten, und was noch alles! Unsere jugendliche Einbildungskraft übertrieb das schon so prächtige Leben, welches sie sich geschaffen hatte, und diese Frau war in unsern Augen etwas Übernatürliches. Gleichwohl muß ich gestehn, wenn ihre Persönlichkeit mich erst überraschte, dann amüsierte, und mir immer einen außerordentlichen Eindruck machte, ihre Kunst hat mich nie ‚umgeworfen'. Mein Gefühl sträubte sich gegen die Tricks ihrer Stimme und ihrer abgehackten Aussprache, deren Klirren manchmal an Kastagnetten erinnerte, aber zu Gunsten des Wohlklangs die Lebenswahrheit unterdrückte.

Im Concert Parisien imitierte ich sie einmal in meiner ersten Zeit in einer Revue, und zwar so exakt, daß sie mich bat, es zu unterlassen. Es war eine Parodie auf ihre Reise nach Amerika im Jahre 1894, die Szene spielte im Überseedampfer: ich wurde böse, weil man mir nicht gestattete, mich mit meinen Hunden, Löwen und Panthern zu umgeben (wie es damals alle Zeitungen von ihr berichtet hatten), und der Witz bestand einfach darin, daß ich ihre *Liebesstimme* benutzte, um alltägliche Dinge zu sagen; das war äußerst komisch! Schimpfte ich auf den Kapitän des Schiffes, so wandte ich ihre *Wutstimme* an, hackte und zerhackte die Silben oder überstürzte und brach

sie ab in Sarahs Manier. Es war schrecklich ‚echt' und kaum übertrieben. Und gerade diese Echtheit meiner Farce soll sie geärgert haben. In dieser Revue sang ich ein Lied, das Sardou sehr amüsierte und Sarah sehr verdroß. Sie war sehr schlank, katzenhaft biegsam, schlängelte sich wunderbar und — hatte keinen Busen. In *Kleopatra* legt sie, um sich zu töten, eine Natter an ihre Brust. Daraufhin hatte Xanrof mir das Chanson ‚Sarahs kleine Schlange' geschrieben, dessen Refrain in Paris Furore machte:

„Das arme kleine Schlangentier,
Es kriegt ja nichts zu fressen hier."

Einmal teilte man mir im Concert Parisien mit, der Sohn von Frau Sarah Bernhardt sei im Saal. „Wollen Sie trotzdem die ‚Kleine Schlange' singen, Yvette?" fragte mich der Regisseur.

„Gewiß. Warum nicht?" sagte ich. „Der Text ist doch nicht unhöflich, und wenn ich mich genierte, ihn vor Herrn Bernhardt zu singen, dann wäre es nicht zu entschuldigen, daß ich ihn hinter seinem Rücken singe."

Der große Kritiker Henri Bauer fragte mich einmal, ob ich Sarah ein großes Vergnügen machen und nach meinem Konzert bei ihr singen wolle. – „Sie werden verstehn, Yvette," sagte er, „die große Tragödin kann nicht gut in den verrauchten Saal kommen." – „Gut, gut!" erwiderte ich, „ich gehe mit Freuden zu Sarah, wann sie will."

Ich war sehr neugierig, Sarah Bernhardts Interieur zu sehn. Ich stellte mir die phantastischsten Dinge vor – und war dann recht enttäuscht. Der Löwenkäfig war leer und roch nur noch nach wilden Tieren. Die be-

rühmte große Halle kam mir klein vor, vollgestopft mit Trödelkram und für meinen Geschmack ohne Stil und sogar ohne persönliche Note; neben schönen Kleinigkeiten gab es da fürchterliche Schundware, arrangiert wie im Ausstellungssaal einer Auktion. Aber sie selbst und die Art, wie sie mich aufnahm, war reizend. Sie hatte Freunde zu Besuch, die ich nicht kannte; von denen wurde ich ebenso gefeiert wie von ihr; sie war entzückt über meine Art, den Buchstaben t auszusprechen. „Es gibt so wenig Künstler, welche das t auszusprechen verstehn!" sagte sie. Beim Abschied fragte sie: „Sie sind doch noch nicht in Amerika gewesen, Fräulein Guilbert?" – „In drei Wochen reise ich hin, gnädige Frau." – „Nein, sowas! Ein paar Tage nach Ihnen treffe ich in New-York ein, dann müssen Sie mich besuchen, das wird mich sehr freuen."

Und Sarah Bernhardt überreichte mir in einem Karton einen ihrer Fächer, und auf der beigelegten Karte stand geschrieben: „Empfangen Sie diesen Fächer als Dank dafür, daß Sie zu mir gekommen sind, und seien Sie meiner Zuneigung und Bewunderung versichert. Sarah Bernhardt." Ein paar Wochen später sollte diese Karte eine komische Rolle spielen. Als meine Zofe für meine erste Reise nach Amerika meine Koffer packte, tat sie zu meinen Fächerkartons auch den von Sarah, und darin war ihre Karte geblieben.

Ich debütierte in New-York mit mächtigem Erfolg, in allen Zeitungen waren Bilder von mir und viele begeisterte Artikel über mich.

Drei Wochen nach meinem ersten Auftreten kam Sarah Bernhardt an. Die Reporter erzählten ihr, eine berühmte französische Künstlerin habe hier großen Erfolg gehabt.

„Wer ist das?" fragte Sarah.

„Fräulein Yvette Guilbert . . ."

„Kenn ich nicht", sagte Sarah.

„Wie, gnädige Frau, Yvette Guilbert ist Ihnen nicht bekannt?"

„Absolut nicht."

„Aber man hat uns versichert, sie sei in Paris eine Berühmtheit."

„Kenn ich nicht", sagte Sarah. „Nie den Namen gehört . . ."

„Das ist aber stark", meinte der Reporter. „Da hat man uns wieder nasgeführt und eine ‚unbekannte' Künstlerin als berühmt ausgegeben; und bezahlt bekommt diese Yvette Guilbert phantastische Summen: 30 000 Dollars im Monat."

„30 000 Dollar! 30 000 Dollar!" wiederholte Sarah. „Ja . . . mir ist dieser Name völlig unbekannt!"

In allen Abendblättern stand, Frau Bernhardt kenne Yvette Guilbert nicht, in Paris sei diese Sängerin unbekannt usw., usw.

Von allen Zeitungen kamen ‚Boys' in mein Hotel! Und zu meiner großen Überraschung besuchte mich Sarahs Impresario, Maurice Grau, ergriff meine Hand, umarmte mich und sagte: „Es ist unerhört, es ist unwürdig! Antworten Sie darauf, Yvette, und schonen Sie sie nicht!" Ich war niedergeschmettert, meine Augen kamen nicht los von den Artikeln, welche die New-Yorker Presse, die immer so lüstern nach Skandalen ist, überschwemmten. Schließlich entschloß ich mich zu antworten und es der großen Tragödin, die als Frau so klein war, gehörig zu geben. Ich schrieb: „Das Verhalten von Frau Sarah Bernhardt ist mir unbegreiflich; diese Dame, die allmählich ihre Ju-

gend verliert, scheint auch ihr Gedächtnis allmählich zu verlieren ... hier eine Karte, die sie selbst vor einigen Wochen geschrieben hat; ich entnehme sie einem Karton, in dem ein entzückendes Geschenk von ihr schlummert: ihr eigner Fächer."

Nun war die ganze Presse voll von Artikeln, welche die Lacher auf meine Seite brachten, und das törichte Benehmen der großen Künstlerin verschaffte mir viele Sympathien.

Welchem stupiden Gefühl mochte wohl Sarahs Geste entsprechen?

Jahre vergingen, da schrieb einmal ein Journalist, Herr M. T ... über Sarah Bernhardt einen äußerst boshaften Artikel, der ungefähr mit den Worten schloß: „Die Wahrheiten, die ich vorbringe, werden Fräulein Yvette Guilbert erfreuen." O nein, das ließ ich nicht zu, ich schrieb an Sarah: „Gnädige Frau, ich hoffe, Sie erweisen mir die Ehre, nicht zu glauben, die Beschimpfungen, die man Ihnen ins Gesicht geschleudert hat, könnten mich erfreuen; ein Journalist, den ich nicht kenne, hat sich erlaubt, meinen Namen zu mißbrauchen und mir Gefühle zuzuschreiben, über die ich erröten würde, wenn ich sie hätte."

Und Sarah antwortete, ich sei, das wisse sie, viel zu edel, als daß sie mir zutrauen könne, an einer derartigen Niederträchtigkeit mitschuldig zu sein.

Einige Jahre später wurde ich in London am Coliseum engagiert, wo Sarah einen Akt aus *Tosca* spielte. Es war das erstemal, daß die große Künstlerin sich herbeiließ, im Music-hall aufzutreten; ich fühlte, wie peinlich es ihr sein müsse, mir allabendlich in den Kulissen zu begegnen; ich sagte mir: „Sei schick, Yvette, reich du ihr die Hand, und vergiß ihre Dumm-

heit.“ Und eines Abends klopfte ich, bevor ich auftrat, an ihre Garderobe und gab meine Karte ab. Sie empfing mich mit unschuldigem Lächeln, war entzückend und schien es ganz natürlich zu finden, daß ich sie zu umarmen kam.

Von diesem Tage ab blieben wir ‚gute Freundinnen‘. Und ich habe ihr den Zwischenfall in New-York vergessen.

Jeden Abend gab es damals eine komisch-pathetische Szene. Sarah ahnte wohl nicht, wie ich mich amüsierte damals im Coliseum!

Ich trat immer nach ihr auf. Ich mußte also, wenn sie die Bühne verließ, schon da sein, um gleich nach ihr zu erscheinen. Ich kam aber immer schon eine Viertelstunde früher, und wenn die Tosca durch die offne Tür zusieht, wie ihr Geliebter gemartert wird, schreit und sich windet vor Schmerz, sah Sarah in krampfhaftem Entsetzen auf – mich, die der Tür gegenüber aufgepflanzt dastand in meinem Kleide von 1830 (ich sang ‚Krinolinen‘-Lieder), und sie schrie, die Hände ringend mit der Stimme eines verwundeten Tieres: „Ah! Ah! Ah! Gräßlich! Gräßlich!“ und dabei starrte ihr Gesicht meines an! Das machte mir einen Heidenspaß.

Während des Krieges habe ich die Arme, Gute in Amerika wiedergesehn, sie hatte sich schon das Bein abnehmen lassen und gab im Sommer in einem Ort nah am Meer, wo ich ein kleines Cottage hatte, eine Vorstellung der *Kameliendame*. Das Herz kehrte sich mir um. Ein Kinosaal, ein Publikum bestehend aus Bonnen und Kammerfrauen, im Zwischenakt ein Kneipenorchester; sie spielte ohne Überzeugung, schien den Text zu improvisieren, ihre Truppe war recht

mäßig, und auf dem Vorhang, den sie mit auf die Reise genommen hatte, stand ihre großartige, entsetzliche Devise zu lesen: *Quand même.*

Einige Monate später besuchte ich sie im Sinai-Hospital zu New-York, wo sie krank lag. Sie war ganz entstellt von Schminke und Puder, die Augen klebrig geschwärzt, die Lippen scharlachrot, das rote Haar gekräuselt und zerzaust, ein Löwe in einem Krankenbett! Ich war ganz bestürzt. Mein Gott! Konnte sie denn nicht einmal in Fieber und Qualen ‚sie selbst' sein! Mußte sie denn immer und immer wieder eine Maske tragen, verkleidet sein und mit verlogenem Zubehör sich umgeben? Wen wollte sie denn noch täuschen? Sie sprach von ihrem Sohn. „Wenn er nur kommt . . .," sagte sie, „man wird mich operieren . . . wenn er nur kommt . . ." Sie nahm meine Hand, behielt sie auf dem Kopfkissen in ihrer und sagte: „Sie sind gut, Yvette . . . ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind . . . Sie sind gut, Yvette . . ." Ich konnte nicht länger bleiben, es krampfte mir die Kehle, ich fürchtete, weinen zu müssen, ihr Anblick marterte mir das Herz. Ich hätte ihr all die Schminke abwischen und ihrem gequälten Gesicht seine wahre letzte Schönheit wiedergeben mögen. Ich küßte sie und ging.

Sie genas, und im Jahre 1922 sah ich sie in Paris wieder; ich brachte ein halbes Dutzend junger Mädchen zu ihr, die darauf brannten, sie zu sehn. Ich bat sie um die Erlaubnis, ihr meine jungen amerikanischen Schülerinnen zuführen zu dürfen; sie nahm sie entzückend auf in ihrem Haus am Boulevard Péreire, wo sie gestorben ist. Ihr Begräbnis hätte majestätischer sein können. Als ich die blumenbedeckte Bahre kommen sah, dachte ich an all die Augenblicke, in denen

sie an meinem Leben teil hatte, und ich war glücklich, ihr vergeben zu haben und ihrem Sarg einen letzten liebevollen Gruß nachweinen zu können.

DER PRINZ VON WALES
(später König Eduard VII.)

ZUR Zeit, als ich in der Scala sang, wurde eines Abends am Telephon dringend Fräulein Yvette Guilbert verlangt. Ich stand gerade auf der Bühne und schickte meine Zofe in das Zimmer des Direktors, wo der Apparat sich befand. Das Hotel Bristol fragte an, ob ich in zwei Tagen nach Cannes kommen könne, um dort in einer Gesellschaft zu singen. Ich ließ antworten, ich sänge jeden Abend in der Scala, könne jetzt Paris nicht verlassen und meine Vorstellungen unterbrechen.

Eine halbe Stunde später wird wieder angeklingelt, und diesmal geht mein Direktor, Herr Marchand, an das Telephon; man bittet mich dringend, das Unmögliche möglich zu machen und nach Cannes zu kommen; man werde zahlen, was ich verlange usw., usw. Mein Direktor wurde über diese Zumutung nervös, er sah seine Einkünfte bedroht und erwiderte kurz und trocken, man sollte in der Gesellschaft doch wissen, daß eine Künstlerin ihre Verpflichtungen einzuhalten hat. Nun erhob sich eine heftige Diskussion zwischen dem Bristol und der Scala. Das Bristol ließ nicht locker, die Scala schickte noch einmal nach mir. Ich war gerade mit meinen Liedern fertig und kam ans Telephon, nervös und gereizt über eine solche Zudringlichkeit, die meinen Direktor wütend machte.

„Wer ist denn eigentlich der Ignorant, der nicht ein-

sehn will, daß eine Künstlerin, die in Paris auftritt, Paris nicht verlassen kann?"

Bristol antwortete: „Der Ignorant ist mein Gast, eine Amerikanerin, Mrs. Odgen Goelet!" – „Kenn ich nicht!" erwiderte ich lakonisch; und als dann Bristol immer noch nicht nachgab, schrie ich wütend: „Aber, mein Herr, ich habe doch wohl das Recht, mich in meinen Gewohnheiten nicht stören zu lassen, wenn es mir nicht paßt!"

Da souffliert mir mein Direktor, der neben mir saß: „Nennen Sie doch eine Summe, die dem Gespräch sofort ein Ende macht." – „Wieviel?" – „15000 Franken!" – Ich krümmte mich vor Lachen und rief ins Telephon: „Nur für 15000 Franken würde ich mich von Paris wegrühren." – Bristol antwortete prompt: „15000 Franken, abgemacht!"

Da saßen wir nun, mein Direktor und ich, wir waren wie vor den Kopf geschlagen... Dann, nach einer stummen Pause, faßte ich, ohne mich weiter um den Direktor zu kümmern, nach dem Hörer und rief ins Telephon: „Abgemacht, kommen Sie morgen zu mir, 30 rue Saint-Lazare, die Einzelheiten der Reise zu regeln."

Am nächsten Tage kam ‚Bristol' zu mir und erklärte, sein Gast, die Millonärin Mrs. Ogden Goelet, verbringe den Winter in Cannes und habe dort den Prinzen von Wales zu Besuch; auf ihre Frage, welche Künstler er nach dem Diner zu hören wünsche, habe der Prinz Yvette Guilbert verlangt, die er noch nicht kannte.

Ich traf in Cannes mit einem schrecklichen Rheumatismus ein, und fürchtete am Abend bei Mrs. Goelet nicht auftreten zu können. Aber meine Energie und

Willenskraft wirkten Wunder: Um zehn Uhr war ich in der Villa.

Man saß noch beim Diner. Ich wurde zusammen mit zwei jungen Künstlerinnen von der Comédie-Française, deren Namen ich vergessen habe, in einen kleinen Salon geführt. Plötzlich ging die Tür auf: Mrs. Goelet begrüßte mich und bat, ich möchte mit Rücksicht auf den ‚fürstlichen Rang' ihres Gastes, des künftigen Königs von England, unter meinen Chansons die auswählen, die am wenigsten „gewagt" seien (wie sie es nannte). Dann erhoben sich die Gäste von Tisch und ließen zunächst den Prinzen in den kleinen Salon zu den Künstlern eintreten. Seine Augen suchten zu erraten, wer von uns Yvette Guilbert sei. Ich beobachtete mit Vergnügen, wie diskret und doch deutlich er das machte... Jetzt ging er geradeswegs auf eine junge Frau in rotem Kleid mit üppigen Rosen im Haar zu... sie erwiderte auf seine Frage, Yvette Guilbert sei das hochgewachsne, einfach gekleidete junge Mädchen in weißer Seide mit schwarzen Handschuhen. Er war sichtlich überrascht. Ehrfurchtsvoll verneigte ich mich und nahm die Hand, die er mir reichte. Einen Augenblick musterte er mich und sagte dann: „Ihre Distinktion, mein Fräulein,... ist so gut wie Berühmtheit", und damit wandte er sich zu den andern. Begreiflicherweise war ich von diesem Empfang sehr erfreut.

Musik eröffnete die Vorstellung. Hinter mir hörte ich zwei Amerikanerinnen die Marquise Gallifet, Gattin des berühmten Generals nach allen Regeln ‚zerpflücken'. Und als sie mit ihr fertig waren, wurde die Fürstin Sagan vorgenommen.

Nun sollte ich singen. Ich erhob mich und ging ans

Klavier; der Prinz von Wales folgte mir und nahm in meiner Nähe Platz.

Mit liebenswürdigem Lächeln hörte er meine ersten ‚ausgesuchten' Lieder an; dann erhob er sich plötzlich, begab sich zu Mrs. Goelet und flüsterte ihr ins Ohr. Sie kam zu mir und sagte: „Der Prinz hat von einem Chanson *Der Fiaker* gehört, er wird Ihnen übrigens selbst sagen ..." und da nahm er mich auch schon am Arm und sagte freundlich und so leise, daß es die andern nicht hören konnten: „Mein liebes Fräulein Guilbert, warum lassen Sie mich nicht Ihre Montmartre-Chansons hören? Ich habe soviel gelesen über die Art, wie Sie den Geist des Chat-Noir zum Ausdruck bringen."

„Hoheit setzen mich in Verlegenheit", erwiderte ich. „Mrs. Goelet hat mich gebeten, mit Rücksicht auf Ihren fürstlichen Rang Ihnen nur Sachen ... für junge Mädchen zu singen." Der Prinz lachte so laut, daß ringsum alles mit einmal still wurde; und diese Situation benutzte er, um zu erklären, er bitte um Erlaubnis, die Lieder vorschlagen zu dürfen, die er gern von mir hören möchte. Freudig stimmte man ihm bei, er lehnte sich ans Klavier und bat sich die Chansons meines Repertoirs aus, die am meisten Pariser Esprit hatten.

Der Prinz besaß echten Humor und eine bezaubernde natürliche Anmut: er war ein wahrer Grandseigneur; in charmanter Art ließ er mich wissen, es sei für ihn ein „unvergeßlicher" Abend. – „Was kann ich für Sie tun, mein Fräulein?" – „Mich protegieren, Hoheit, wenn ich in der nächsten Saison zum erstenmal in London gastiere." – „Versteht sich! Aber dann müssen Sie im Empire auftreten, damit ich in Ihre Premiere komme," und er setzte hinzu „das Empire, ein

Etablissement ersten Ranges, verteilt 14 Prozent an seine Aktionäre!" Ich mußte lachen über sein Verständnis für das ‚business', und als ich dann fragte: „Wie kann ein Prinz sich um Geld kümmern?" antwortete er belustigt: „Man braucht viel, um es zu verlieren." Er soll damals im Spiel viel verloren haben.

Von diesem Abend an bezeugte mir der Prinz von Wales ein Interesse, das nie nachgelassen hat. Als ich sechs Monate später in London debütierte, bat er den berühmten Komponisten Arthur Sullivan, mir zu Ehren einen Empfang zu veranstalten, zu dem die Damen des Hofes eingeladen wurden; der Herzog von Connaught und der Herzog von Cambridge waren auch zugegen.

Ich saß beim Diner zur Rechten des Prinzen von Wales; auf der andern Seite hatte ich den österreichischen Gesandten, dessen Name mir entfallen ist, er hatte einen teuflichen Esprit! Mit kalter Ironie mokierte er sich über alle Leute am Tisch. Ich hatte entsetzliche Angst, der Prinz könne seine satirischen Worte hören. Er sagte von dem Prinzen: „Die Künste liebt er gar nicht, er hat's immer nur mit Geldleuten zu tun... Die Goulue, die Tänzerin vom Moulin Rouge duzt ihn. (Das bezog sich wohl auf einen Vorfall im Jardin de Paris, wo am Abend nach dem Grand Prix der Prinz von Wales die berühmten Tänzerinnen, die Goulue und die Môme Fromage, tanzen sah. Die Goulue erkannte ihn, musterte ihn genau... und überflutet vom Spitzenschaum ihrer Jupons, das Bein hoch in der Luft, rief sie ihm zu: „Halloh, Wales, du zahlst uns doch Champagner?" Was dann der Prinz mit dem größten Vergnügen tat.) – „Er verkehrt mit den großen amerikanischen Geldsäcken", fuhr der Österreicher fort. Bei den letzten Worten sah der Prinz

zu ihm herüber, der Gesandte schaute ihm in die Augen und sagte mit der größten Ruhe: „Ja, Hoheit, ich sagte gerade zu Fräulein Guilbert, wie sehr Eure Hoheit Frankreich mit seinen Künstlern und seinen Weinen lieben und wie populär Hoheit in Frankreich sind.“ Der Prinz lächelte und nickte dankend.

Mich empörte das heuchlerische Benehmen des Diplomaten. Nach Tisch wurde dann musiziert. Sullivan setzte sich ans Klavier. Letty Lind (die damals in London sehr beliebt war) sang oder vielmehr flüsterte ein englisches Lied und tanzte dazu. Sie war entzückend, klein und schmal, sah reizend und fein aus in ihrem rotblonden Haar. Dann produzierte sich zu meiner Überraschung ein ‚Pfeifer‘, die neueste Attraktion einer großen Londoner Music-hall. Und der Prinz von Wales und der Herzog von Connaught fingen dann selbst an zu pfeifen.

Das kam mir recht seltsam vor, ich habe es nicht vergessen. Nachdem ich über eine Stunde gesungen hatte, sprach der Prinz von Wales mir von neuem seinen Wunsch aus, mich weiterhin zu protegieren.

„So versprechen Sie mir, Hoheit,“ sagte ich, „in der nächsten Saison mit dem Hof in das Palace-Theatre zu kommen, ich bin dort engagiert, und das würde das Prestige meiner Vorstellungen heben.“

„With great pleasure“, antworte der Prinz. „Lassen Sie mich rechtzeitig wissen, wann Sie kommen.“

Er hielt Wort. In der Zeit meines Engagements am Londoner Palace war einen Abend die ganze große königliche Loge besetzt.

Viele Jahre später habe ich dann den König Eduard VII. in Marienbad im Kreise großer Damen wiedergesehn: Mrs. Hall-Walker, Lady Cunard und Mar-

quise von Ganay. Im Hotel Weimar, wo der König abgestiegen war, wurde ein Lunch gegeben. Nach Tisch bat Seine Majestät mich zu singen. Damals hatte ich in mein Repertoir alte englische Lieder aufgenommen (die ich englisch vortrug); der König fragte mich erfreut, wo ich diese reizenden Sachen gefunden habe. „Majestät," sagte ich, „schon der Titel des kleinen Buches ist ein Fund: ‚Pills to purge melancholy'. Das machte dem König großes Vergnügen und er schlug mir vor, mich an den Hof rufen zu lassen, um sie vor der Königin zu singen. Einige Monate später habe ich sie dann tatsächlich in Buckingham Palace gesungen.

Die Königin war in Lila und trug als einzigen Schmuck ein ‚Hundehalsband' aus Perlen als Kragenabschluß des Kleides. Sehr schlank, sehr trocken, hatte sie doch etwas ausgesprochen Graziöses. Sie machte mir über meine Art, pikante Dinge im Ton einer ‚Grande Dame' – das war ihr Ausdruck – zu sagen, Komplimente. Aber ich bekam keine Blume, nicht einmal ein kleines ‚Souvenir', wie es sonst bei Hofe üblich ist.

Als ich gelegentlich dem König Eduard, den ich wieder in Marienbad traf, mein Erstaunen darüber ausdrückte, schüttelte er sich vor Lachen und meinte: „Wenn die Ehemänner verschwenden, sind die Frauen sparsam!"

TOULOUSE-LAUTREC

IM Mai oder Juni 1895 kam er zu mir zum Frühstück, Avenue de Villiers. Maurice Donnay brachte ihn mit.

Nachdem mein Diener die beiden eingelassen hatte, eilte er zu mir mit bestürzter Miene: „Gnädiges Fräu-

lein, Herr Donnay ist da ... mit einem komischen kleinen Kerl."

„Ein komischer kleiner Kerl? Was heißt das?"

„Ja, so ein kleiner Kerl ... ein Kasperle ..."

Ich ging meine Besucher zu begrüßen und blieb wie gebannt stehn, als neben Donnay der „kleine Kerl" vor mir stand.

Man denke sich den dicken Kopf eines ‚Gnafron' vom Lyonner Kasperletheater auf dem Körper eines Zwerges. Ein riesiger dunkelhaariger Schädel, das Gesicht stark gerötet und schwarzbärtig, die Haut ölig fett, eine Nase groß genug für zwei Gesichter, und dazu ein Mund! ein Mund, der den Kopf von einer Backe zur andern zerschnitt und aussah wie eine breite klaffende Wunde. Die Schleimhaut der Lippen säumte violettrosa, plattgedrückt und schlaff die entsetzliche ... obszöne Spalte des Mundes! Ich stehe stumm und sehe dann in Lautrecs Augen. Die sind schön, weit und leuchtend von Wärme und Glanz.

Ich verweile bei ihrem Anblick, und rasch nimmt Lautrec, der diese seine einzige Schönheit kennt, den Kneifer ab und bietet sie mir freigebig dar. Dabei bemerke ich seine drollige Zwergenhand. Breit und eckig sitzt sie an einem wunderlichen Marionettenärmchen.

Maurice Donnay sagt: „Da hab ich dir Lautrec zum Frühstück mitgebracht, er möchte Skizzen von dir machen."

„Das ist schön, ich will nur schnell meiner Mutter Bescheid sagen, daß sie ein Besteck mehr auflegen läßt."

Vor allem wollte ich meine Mutter auf die Überraschung vorbereiten, die sie in Gestalt von Lautrec erwartete. Aber obwohl sie nun ‚auf dem Laufenden'

war, stand sie sprachlos vor dem großen Künstler, drückte ängstlich Donnays Hand, nickte Lautrec zu und ging hinaus, ohne ihm ein Wort zu sagen.

Bis zu Tisch gebeten wurde, plauderten wir, und dabei hatte ich immer nur den einen Gedanken: wie sollte ich Lautrec ‚setzen'? Mußte man ihm eine Fußbank hinstellen, damit er auf den Stuhl klettern könne? Mußte man ihm Kissen unterlegen, um ihn höher zu setzen?

Ich stand auf Kohlen und beschloß, abzuwarten, was der Zwerg selbst tun werde, um ihm dann behilflich zu sein. Zu meiner Überraschung sprang er vom Boden auf den Stuhl, indem er beide Hände auf den Sitz stützte, um sich den nötigen Schwung zu geben! Hopp ... es gelang, der Oberkörper saß richtig. Die Kinderbeinchen baumelten in der Luft, und da meine Stühle unten keine Querbalken hatten, hatte ich das Gefühl, daß er unbequem saß, getraute mich aber nicht einzugreifen. Da zog ihn Donnay mitsamt seinem Stuhl an den Tisch heran, und nun sah ich, daß Lautrec mit seinem Kinn gute zwanzig Zentimeter über dem Tischtuch war. Dies Frühstück werde ich nie vergessen. Die Bissen versanken in den Spalt seines Mundes, und bei jeder Kaubewegung wurde die feuchtspeichelnde Arbeit der enormen Schleimhäute seiner Lippen bemerkbar. Als der Fisch mit Remouladensauce kam, gab es ein erstaunliches Geplätscher.

Aber wenn Lautrec sprach, vergaß man über seiner charmanten Aufrichtigkeit alles andre. Er wollte mit mir einen Tag der nächsten Woche verabreden, um Skizzen, Porträts, Silhouetten von mir zu machen, und als ich ihm sagte: „Ich werde Ihnen schreiben, Herr Lautrec ...", lachte er geheimnisvoll und wollte mir

seine Adresse nicht geben. Aus Diskretion bestand ich nicht weiter darauf.

Drei Wochen später erschien er mit all seinen kleinen Zeichenutensilien und sagte: „Ich komme überraschend, aber ich mache eine Ausstellung von Zeichnungen und da muß ich doch Yvette Guilbert haben, nicht wahr?" Und ich saß ihm. Als ich lächelnd sagte: „Ich hoffe, Sie vergessen nicht, mir eine Ihrer Skizzen zum Andenken zu schenken, Lautrec", stellte er sich etwas taub. Um ihn zu necken, fuhr ich fort: „Wenn Sie sie mir nicht bringen, hol ich sie mir bei Ihnen ab." Da lachte er krampfhaft und rief: „Wetten, daß nicht? Wissen Sie, wo man mich am häufigsten trifft, Yvette?"

„Nein ... vermutlich doch in Ihrem Atelier."

„O nein, in einem Hause mit einer sehr deutlich sichtbaren Nummer ..."

„Da leben Sie? ... Nein? ... Im Ernst?" ...

„In vollem Ernst, kleine Yvette."

„Sie haben gewiß Gläubiger ... Und das ist Ihr Versteck. Da wird Sie sicher niemand suchen."

Oh, wie er lachte! Und mit abgehackter Stimme (halb mit seinem Zeichnen, halb mit der etwas schwierigen Antwort beschäftigt) teilte er mir brockenweise, während er den Bleistift spitzte, einiges mit von seiner Vorliebe für das Leben in gewissen Häusern, wo man das heimliche Leben der Prostitution sehen und in das Seelenweh der armen Kreaturen, der Liebesangestellten, eindringen kann. Er war ihr Freund und bisweilen ihr Berater, nie ihr Richter, sondern ihr Tröster oder vielmehr ihr barmherziger Bruder. Wenn er von diesen armen Frauen sprach, verriet sich bisweilen in seiner bewegten Stimme das warme Mitgefühl seines Her-

zens... oft habe ich mich gefragt, ob Lautrec in seinem bewußt brüderlichen und christlichen Erbarmen mit diesen armen Geschöpfen ohne Stolz und Scham nicht eine Art ‚Schönheitsmission‘ empfand.

Oft sagte er: „Immer und überall drückt sich im Häßlichen Schönes aus, und das zu entdecken, wo niemand es sieht, ist passionierend.“ Dann wieder versicherte er mit schmerzlichem Hohn, die Don Juans seien Liebesinstrumente für Weibchen und die Liebhaber unanständige Tiere.

„Ach, die Liebe, die Liebe!“ sagte Lautrec. „Sie können sie singen in allen Tönen, Yvette, aber halten Sie sich die Nase zu, meine Liebe... Halten Sie sich die Nase zu! ... Ja, wenn Sie die Wollust singen würden, da könnten wir uns schon verstehn, würden uns ergötzen an ihren mancherlei Anfällen... aber die Liebe, meine gute Yvette, die Liebe, das *gibt es nicht.*“

„Und das Herz, was tun Sie mit dem Herzen, Lautrec?“

„Das Herz? Das Herz hat doch nichts mit der Liebe zu tun. Wie kann ein intelligentes Mädchen das Herz einmischen in die Angelegenheiten der... Meine kleine Yvette, die Männer, die von schönen Mädchen geliebt werden, haben nichts als Laster im Blick, im Mund, in den Händen... Und erst die Frauen!“ Er lachte höllisch kläglich. „Schöne Fratzen bekommen die dabei! Da! Sehn Sie mal das an, da haben Sie solche Lieberinnen und Geliebte.“ Und er schlug ein kleines Album auf mit Skizzen von Liebesverkäuferinnen und -käufern, die er da mitleidlos gekreuzigt und stigmatisiert, mit Absicht und Genuß furchtbar roh verunstaltet hatte in ihrer Geilheit und dem Kreischen ihrer tierischen Lust... Es war, als rächten ihn diese Männ-

chen und Weibchen dafür, daß ihn die Natur so stiefmütterlich behandelt hatte. „Schöne Fratzen, wie? diese Romeos und Julien!“

Als ich einmal eine der Zeichnungen ansah, die er von mir gemacht hatte, sagte ich geärgert, weil er mich so entstellt hatte: „Sie sind wirklich der Genius der Mißgestalt.“ Mit messerscharfer Stimme erwiderte er: „Na, das ist wohl zu begreifen!“ Ich merkte sofort, was für eine Taktlosigkeit ich begangen hatte, und fühlte, wie ich ganz rot wurde.

Lautrec hat allé Größen des Moulin Rouge gezeichnet, die Goulue, Valentin den Kautschukmann, die Môme Fromage, Grille d'Egout usw., mit allen Verheerungen des Lasters auf den Gesichtern.

Ich habe es nicht durchsetzen können, daß Lautrec mir eine von den Zeichnungen, zu denen ich ihm Modell gestanden hatte, schenkte. Viele andre Künstler taten es. Er nie. Einmal aber sah er bei mir einen Fayencetisch, den ich aus England hatte (man konnte zwölf Personen darum gruppieren). Da er ihn schön fand, sprach ich den Wunsch aus, von ihm eine Fayence für einen Teetisch zu bekommen; er sagte nichts darauf; aber dann brachte er eine Karrikatur von mir, die ich signieren sollte; darauf schrieb ich: „Kleines Untier, da hast du was Greuliches gemacht! (gezeichnet Yvette Guilbert).“ Bald darauf erhielt ich eine Fayence nach dieser Zeichnung mit meiner darauf geschriebenen Kritik und Unterschrift.

Niemand von allen, die dies Werk Lautrecs bei mir sahen, kann sich erinnern, ein zweites Exemplar davon gesehn zu haben, woraus ich schließe, daß es nur ein einziges Mal für mich abgezogen worden ist.

Lautrec liebte den Zirkus sehr; er erzählte mir, er

gehe oft in den Zirkus Médrano am Boulevard Rochechouart. Er hat ein Album aus seinen athletischen Visionen gemacht, das wie ein Alpdruck wirkt: es ist wie im Taumel gezeichnet, er hat die Equilibristen aus dem Gleichgewicht gebracht, die Kunstreiterinnen scheinen auf Rossen des Todes zu klammern, die Arena wird ein tragischer Kreis, durch den der Wahnsinn das Spiel der Tiere und Menschen peitscht. Arsène Alexandre, der Kunstkritiker, der Lautrec gut kannte, versicherte mir, er habe das alles aus dem Gedächtnis gezeichnet.

Gestorben ist Lautrec, von Alkohol vergiftet, ein Opfer aller seiner Exzesse.

PIERRE LOTI

SEINE ersten Bücher habe ich als junges Mädchen mit größtem Entzücken gelesen und dann hat das Leben mir die Bekanntschaft des Mannes geschenkt, der mir soviel Bewunderung einflößte.

Um das Jahr 1894 – seit zwei Jahren verwöhnte mich Paris, und in meinem Glück glaubte ich alle meine Wünsche verwirklichen zu können — nahm ich mir vor, wenn ich in den Pyrenäenbädern singen würde, Loti zu besuchen, der in Hendaye wohnte.

Die Vorsehung half mir. In der Saison, in der ich nach Biarritz aufgefordert wurde, war ein Pariser Freund von mir, der Schriftsteller Louis de Robert, in Lotis Landhaus zu Besuch.

Ich teilte ihm meinen Wunsch mit, und darauf kam ein Brief, Loti würde sich sehr glücklich schätzen, mich kennen zu lernen, er erwarte mich auf seinem Sommersitz in Hendaye. Louis de Robert holte mich in Biarritz ab und brachte mich zu Loti.

Der Dichter saß in seiner hübschen Jolle auf der Bidassoa, er trug Marineoffiziersuniform, weiße Hosen und blaue Jacke mit Goldknöpfen. Da sein Haus gerade repariert wurde und voll von Handwerkern war, konnte er mich dort nicht empfangen; man machte sich's also im Boot bequem und plauderte. Weil ich nicht wußte, ob ich Loti je wiedersehn würde, sah ich ihn mir gründlich an. Er war damals für mich der Mann der Fernen, der Heros orientalischer Liebesromanzen, erfüllt von den Schauern fremdländischer Frauen, durchdrungen von allen Liebesmysterien, ‚der große Sammler' der menschlichen Wollüste! O schöne Einbildungskraft der Jugend!

Sein magres, von Wind und Sonne gebräuntes Gesicht war erhellt durch ungewöhnliche Augen, Augen von durchsichtigem Schmelz mit Feuerschimmer, Augen, die man nie vergißt; ihr Flimmern erinnerte an antike Gläser in den hellen Museumssälen von Pompeji, es war etwas Übernatürliches in der ‚Lasur' der Augäpfel. Verwandte er Atropin, um die Pupillen zu erweitern, wie es die Araberinnen und Ägypterinnen tun? Ich weiß es nicht, aber jedenfalls fesselten Lotis Augen den Blick und faszinierten alle, die hineinsahen. Der Mund war eher brutal in der Linie, die Zähne breit, die Ohren ein wenig abstehend, die Nase leicht gekrümmt und etwas stark. Er hatte nichts vom ‚schönen Mann'. Er war vornehm und schlicht, sehr entgegenkommend, ohne familiär zu werden. Seine Stimme war sanft wie die einer Frau. Bei diesem ersten Zusammensein sagte er mir: „Sie sind recht jung, liebes Fräulein. Es ist herrlich, in Ihrem Alter solchen Erfolg zu haben ..."

„Das ist ein vorübergehender Erfolg, Mode, vielleicht eine Voreingenommenheit. Ich bin glücklich dar-

über, aber ich berausche mich nicht daran. Auf die Dauer bewährt sich nicht der Erfolg, sondern das Talent. Und ob ich das habe ..., weiß ich nicht. Man wird sehn! ..."

Das vergaß Pierre Loti niemals, und bei manchen Gelegenheiten erinnerte er mich an meine Worte. Er hielt sein Versprechen und besuchte mich des öfteren in Paris. Einmal fand er mich an meinem Klavier beim Studium alter Volkslieder: er bat mich, ihm die vorzusingen; seine Begeisterung tat mir wohl.

„Das ist der wahre Geist der Rasse", sagte er. „Was da für Reichtümer schlummern! Das Pariser Chanson ist amüsant, gewiß, aber doch nicht schön. – Sie werden schon noch dazu kommen, Yvette, diese schöne allgemein menschliche Poesie zu verkünden und dabei viel edlere dauerhaftere Lorbeeren pflücken! Macht es Ihnen denn Vergnügen, vor Herren im Frack und ausgeschnittenen Damen kleine Zoten zu singen, die nicht gerade alle ersten Ranges sind... Wie? Gestehn Sie es?"

„Paris will das, mein lieber Herr Loti, Paris zwingt mich dazu."

„Geben Sie Paris auf."

„Wie? Sie lieben Paris nicht, Herr Loti?"

„Ich? Wenn ich acht Tage hier bin, hab ich nur noch einen Gedanken: fort von hier. Ach, diese tristen Zylinderhüte, die schwarzen Röcke, die Leichenträgerkleidung der Männer! Und die Frauen in ihren glanzlosen Roben! Keine Freude fürs Auge! Kommen Sie nach Rochefort, Yvette, seien Sie mein Gast, dann werden Sie begreifen, warum ich von hier fliehe, kaum daß ich angekommen bin."

Als ich im Juni 1897 heiratete, forderte Loti in

einem herzlichen Glückwunschschreiben mich aufs neue auf, ihn mit meinem Gatten zu besuchen, und bei Gelegenheit einer Tournee im nächsten Dezember hielten wir uns in Rochefort auf und kamen zu Loti.

Da habe ich den Mann, seine Neigungen und sein Leben erst ganz begriffen. Loti war ein Orientale und die Freude an Schein und Schminke, die man ihm so oft vorgeworfen hat, hing ganz logisch zusammen mit seiner Leidenschaft für Gepränge, prächtige Kostüme, klangvolle Farben, und vor allem für die exotischen Milieus, deren altertümlichen Luxus wir nicht kennen.

Er erschien am Bahnhof, uns abzuholen, in einem grauen Gehrock mit großen ‚Directoire'-Aufschlägen, Samtweste und riesiger Krawatte, er trug einen Filzhut mit einer dicken Silberschnalle vorn; die hohen Absätze seiner Lackschuhe machten seinen Gang über das Pflaster zum Tanzschritt. Absteigen wollten wir lieber im Hotel, nahmen aber seine Einladung zum Frühstück am nächsten Tage an.

Er holte uns ab, wieder in dem seltsamen Aufzug. Der schien niemandem aufzufallen, als er über den Markt ging, die Leute waren an seine Kühnheiten gewöhnt. Wir kamen vor ein Haus von so ‚neutralem' Aussehn, daß ich mich wunderte, als Loti Schlüssel aus der Tasche zog und die kleine Tür öffnete.

Ein trister kleiner Korridor mit Steinfliesen und billigen Kleiderhaken an der Wand ... der Eingang zu einem ärmlichen Hause. Von dort kamen wir zunächst in ein kahles Stübchen, dann aber führte jede Tür, die sich uns öffnete in Gemächer eines morgenländischen Dichters. Zunächst mußten wir aber aus Lotis Händen einen langen Stiel aus geschwefeltem Holz in Empfang nehmen und vor einer herrlichen indischen Gott-

heit verbrennen, die in einem düstern samtenen und goldenen Winkel thronte. Loti sagte: „Dieser Gott verlangt die Huldigung eines jeden... sonst könnte er uns übel mitspielen."

Wir kamen dann in ein Damenboudoir, wo Frau Loti uns erwartete, um uns in das Eßzimmer zu geleiten.

Dieser kleine Salon war in klassischem Louis XVI.-Stil aus süßwelker Seide. Frau Loti war älter als ihr Gatte und sehr distingiert. Wegen ihrer Taubheit war ein Gespräch mit ihr schwierig; aber sie half uns aus der Verlegenheit, indem sie bat, uns darüber nicht zu beunruhigen.

Das Eßzimmer war von patrizischer Vornehmheit, sehr hoch, mit schönem Getäfel und strengen Wandteppichen. Die Tafel war geschmückt wie die eines Grandseigneurs; ein Matrose bediente uns bei Tisch.

Und dann nach dem Kaffee kam die Offenbarung! Die Stätte eines Dichters aus Tausendundeiner Nacht!

Loti führte uns vom Eßzimmer eine Innentreppe hinauf vor eine kleine Tür und durch diese in eine Flucht von Zimmern, Galerien, weiteren Vorräumen und Sälen, die einen erhellt, die andern dämmernd, mit Fliesen, Parketts und Mosaikfußböden, Wänden mit Gipsskulpturen, antikem durchbrochenem Holz, Chinalack, Perlmuttereinlagen, persischen und indischen Fayencen aus dem zwölften Jahrhundert, Plafonds, in denen Teile der Alhambra rekonstruiert waren, Moscheensäulen, winzigen Tempelchen, Sarkophagen und Truhen, Sitzen, die mit Jade inkrustiert, mit Atlas, gold- und silbergesticktem Damast und kostbaren Steinen geschmückt waren; da gab es Diwane indischer Rajahs, Sultaninnenlager, königliche Kissen aus orien-

talischen Palästen, und zwischen gelben Marmorsäulen Teppiche aus Grabstätten, Palästen und Moscheen. Und das rosa Marmorbecken, in dem der Springbrunnen seiner rekonstruierten Moschee plätschert; von dem ließ Loti sich abends einschläfern, wenn er dort auf seinem Lager aus cremefarbenen Atlas lag, in den mit Vögeln und Blumen bestickten Schlafrock gehüllt, den er aus einer seiner Fernen mitgebracht hatte.

Rings um den hohen Kamin sind Sättel, Waffen, Edelsteine, Perlen, Diamanten, Türkis und Granat schimmernd aufgeschichtet, und prächtige Polster laden zur ‚Meditation' ein.

Die nächste Etage ist ganz Japan: Holzschnitte, Malereien, Seidenwebereien und in einer Vitrine lauter Spielzeug. Die Wände mit kostbaren Stoffen bespannt, mit riesigen Ibissen und Chrysanthemen bestickt, bei denen ich an ‚Madame Chrysanthème' denken mußte. Vorhänge, die das Licht der Zimmer regenbogenfarben machen, atlasweiche Matten, vielfarbige Korbflechtereien, Tongefäße usw.

Hier harren noch hundertfünfundzwanzig Kisten voll chinesischer Kunstwerke des Anbaus, den Loti machen will. Es sollen Wand, Boden und Decke genau rekonstruiert werden. „Ich habe sehr schöne Teppiche," erklärt uns Loti, „Hunderte von gestickten chinesischen Gewändern, für achthundert Franken Matrosen abgekauft, denen die Kämpfe nach dem Boxeraufstand Schätze als Beute in die Hände spielte, deren Wert sie nicht beurteilen konnten: mit diesen Seiden wischten sie sich ihre Stiefel ab. Wenn ich rechtzeitig ankam, tauschte ich diese Wunderdinge gegen Geld oder Militärputzlappen ein."

Und als ich mein Erstaunen aussprach, daß man den

Matrosen und Soldaten gestattete, solche Schätze zu entwenden, sagte Loti: „Im Krieg wird Beute gemacht, das ist üblich."

Zur Einweihung des großen chinesischen Saales lud Loti viele Pariser Persönlichkeiten ein. Wir waren damals leider weit fort auf Reisen und konnten seiner Einladung nicht Folge leisten. Später hat er mir gelegentlich in Paris von den Wundern des neuen Palastanbaus an seinem Hause erzählt. Als er im Krieg sich von mir verabschiedete, um seine Mission anzutreten, war er sehr geschminkt und herrlich neu eingekleidet. Mich störte nicht das Rot seines Gesichtes und das zarte Blau seiner über und über vergoldeten Uniform, die vom Großkordon der Ehrenlegion aus rotem Moiree überquert und mit sechs oder sieben glänzenden Orden geschmückt war, welche wie Frauenschmuck auf seiner Brust strahlten. Das stand ihm gut und paßte zu seiner blendenden Geistigkeit, und als Mensch war er dabei so bescheiden und ein so wunderbarer Freund! Ich habe Loti sehr geliebt, er verstand es, groß und dabei bescheiden zu sein.

Als er starb, beweinte Frankreich einen herrlichen Schriftsteller, und seine Freunde beweinten einen prächtigen und schlichten Menschen, und wenn wirklich der Stil der Mensch selber ist, so muß man Loti übers Grab hinaus Liebe und Bewunderung bewahren. Mir ist seine Freundschaft teuer und eine große Ehre gewesen. Und jedesmal, wenn er mich besuchte, blieb mir eine unauslöschliche Erinnerung.

JULES ROQUES

ER war der Direktor des *Courrier Français*, den Forain, Léandre, Willette, Heidbrink, Widhopff, Steinlen und Hermann-Paul illustriert haben.

Als ich debütierte, befaßte er sich mit der Reklame für Apotheker und fürs Café-Concert. Die Direktoren ließen sich von ihm Plakate ihrer ‚Stars' beschaffen und für ihre Theatervorhänge Reklamen akquirieren. Aber auch die Géraudel-Pastillen hat er bekannt gemacht. Er verstand sich auf Reklame! Er befaßte sich mit tausend Geschäften. Er hatte einen Katzenkopf mit gesträubtem Schnurrbart, Augen, die immer in Bewegung waren und einem selten gerade ins Gesicht sahen. Gleich wieder hing während eines längeren Gesprächs sein Blick am Griff seines Stockes, den er streichelte. Das beständige unruhige Spiel seiner Lider und die Falten auf seiner Stirn verrieten den Zweck, den er verfolgte: nur ganz bestimmte Dinge zu sagen und vor allem, andre um keinen Preis zu sagen. Er feuchtete die Lippen an, um Zeit zu gewinnen.... er schluckte hinunter, um die beabsichtigte Wirkung zu dosieren. Er kam immer ‚in Geschäften', redete aber stets um den Anlaß seines Besuches herum, weil er so seine Absicht zu verbergen meinte. Dabei war er jedoch ebenso dienstfertig wie ausnutzend. Es machte ihm Spaß, undurchschaubar zu erscheinen, und er spielte den Verschlagenen wie ein Provinzschauspieler. Man merkte seine Tricks, wenn er die Wahrheit verbarg, er verriet sich durch seine Geheimniskrämerei.

Es war sehr interessant, sein Leben zu beobachten. Manchmal schien er in Geld zu schwimmen und meistens keinen roten Heller zu haben.

Die Zeichner seines Blattes beklagten sich alle über ihn, sie sagten, Roques zahle schlecht und halte ihre Zeichnungen zurück, um Ausstellungen zu machen, die ihm jedes Jahr große Summen einbrächten. Willette brach seine Beziehungen zu ihm ab und verzankte sich sogar mit ihm. Hinter mir war Roques her, weil er, als ich Erfolg hatte, glaubte, ich werde sicher ‚zahlen', um meinem Ruhm nachhelfen zu lassen. Als er mich entschlossen sah, nichts Derartiges zu unternehmen, tat er böse, wurde aggressiv, glaubte mir bange zu machen, wenn er mir von neuen Stars erzählte, die er lancieren werde ... von neuen Plakaten: Damen, die auch schwarze Handschuhe haben würden! ...

Er hielt Wort. Er spielte dies kleine Spiel zwei oder drei Jahre. Als er mich aber immer kaltblütig bleiben sah, stellte er das Feuer ein und wurde von heut auf morgen charmant: sein Blatt hat mir in der Kunstwelt viel genützt, die Zeichnungen, die er nach mir machen ließ, haben mich bekannt gemacht.

Als ich dann, ohne den braven Roques zu Rate zu ziehn, bei Bac, dem Zeichner der *Vie Parisienne*, Plakate bestellte, nahm Roques die Offensive wieder auf, aber auf neue Art. Er besuchte mich zum Frühstück und versicherte mir jedesmal, die kleine Z ... oder die dicke X ... oder Fräulein Anna Thibaud wären wütend auf mich und hätten Intrigen gegen mich vor ... „Yvette, wenn Sie wüßten, wie die von Ihnen reden!" Für sein Leben gern brachte er die Leute auseinander, und schürte Zwistigkeiten, aber da das alles bei mir nicht glückte, gab er's auf. So oft er mit ansah, wie ich Anna Thibaud die Hand drückte, geriet er in Wut.

Viel Achtung habe ich nicht vor ihm gehabt. Aber

immerhin bin ich ihm dankbar geblieben für seine Hilfe während meiner Anfangszeit.

Eines Tages wurde er wegen irgendeiner dummen kleinen Unanständigkeit in seiner Zeitung verhaftet. Er schrieb mir, daß er ‚geschnappt' worden sei. Sofort besuchte ich ihn. Ich merkte bald, er war ganz ohne Geld. Ich ließ ihm einen Fünfhundertfrankenschein da, das rührte ihn derartig, daß er von nun an nie mehr brutal gegen mich war. Ich bin überzeugt, er hatte große Achtung vor mir, empfand wahre Freundschaft für mich. Jean Lorrain hat mir oft wiedererzählt, was er von mir sagte.

Jules Roques hat die Plakate von Chéret lanciert, dem berühmten Koloristen, der als erster die Mauern von Paris mit den Strahlklängen seiner Palette belebte. Frau Chéret war das wunderbare Modell, das alle Pariser unter vielerlei Formen sahen, wie sie den Passanten zulächelte und den Wind durch ihr seidiges Goldhaar spielen ließ ...

Jules Roques hat eine große Rolle im Pariser Kunstleben gespielt; sein *Courrier Français* machte außer unsern großen Zeichnern auch den erstaunlichen Dichter-Kritiker Raoul Ponchon bekannt. Welches illustrierte Journal kann heutzutage sich den Luxus leisten, Künstler zu bezahlen, die den Mitarbeitern dieses merkwürdigen, bei all seinen Schattenseiten doch sympathischen Mannes zu vergleichen wären? Da den Zeichnern an seiner Bekanntschaft (wegen seines Journals) viel gelegen war, trieb er sich überall auf den Maler- und Bildhauerfesten herum, war auf dem Montmartre, den Boulevards, den Clubs, in der Halbwelt, den Ateliers, Kulissen, Boudoirs bekannt; eine echt Pariserische Figur. Als er mich das erstemal im Divan Japonais

traf, zählte er mir all seine Beziehungen auf, um mir mit Gewalt begreiflich zu machen, wie wichtig es zur Begründung meines ‚Rufes' sei, ihn zu kennen. Was ich ihm antwortete, hat er nie vergessen: „Ja..., ja..., mein Talent wird davon nicht größer werden!" Darauf sagte er: „Es gibt keinen Erfolg ohne Reklame." Nun, trotz all seiner Laster und Fehler mochte ich ihn gern, er war eben doch für Güte wirklich dankbar und konnte sich in Stücke reißen, um einem Unglücklichen zu helfen oder einen jungen Künstler zu fördern. Wie oft hat er mir glänzende Programme machen helfen für Leute, die sich hilfeflehend an mich wandten!

MAURICE DONNAY

1892, als ich ihn kennenlernte, war er fünf- oder sechsundzwanzig Jahre alt. Er hatte, erzählte er mir, erst Ingenieur werden wollen und dann die Ecole Centrale verlassen, um ... ans Chat Noir zu gehn. Saincère vom *Figaro*, dessen Sekretär Donnay damals war, hat uns zusammengebracht.

Saincère war ein sehr geachteter Journalist; er hatte die geschiedene Frau des deutschen Schriftstellers Paul Lindau geheiratet. Dieser liebenswürdigen Frau war bei der Scheidung ihre Tochter aus erster Ehe zugesprochen worden, und Saincère hing an dem kleinen Mädchen, als wäre es sein eigenes Kind; dafür bekam ich ein paar Jahre später einen rührenden Beweis: Saincère kam eines Morgens mit verstörter Miene zu mir und bat mit erstickter Stimme, ihm einige tausend Franken zu leihen, um „das Kind zu retten", welches Paul Lindau zu sich zurücknehmen wollte. Man schickte also die Kleine weit weg. Saincère hat

mir übrigens mein Geld wiedergebracht, als ich es schon längst aufgegeben hatte, da ich wußte, daß er dauernd im Druck war.

Donnay also war eines Abends mit Saincère zusammen im Moulin Rouge und hörte mich singen.

Oft hat er mir erzählt, welch toll-lustigen Eindruck ihm die lächerliche Silhouette einer trocknen Engländerin mit Regenschirm und Hütchen machte, mit der ich zu idiotischen Couplets die britische Prüderie parodierte. Er kam dann oft zu *meiner Nummer* ins Moulin Rouge, und wir wurden gute Bekannte.

So jung war er damals und frohgemut, ein überschäumender ‚Gassenbuben'-Geist und eine liebevolle Seele. Ich fand in ihm viel, was auch in mir war, und ich war ihm dankbar dafür, daß er mir so mein eignes Wesen enthüllte, klärte und deutlich machte. Mein Sinn für Satire brachte mich damals all denen nah, die mit Feder und Bleistift wiedergaben, was ihre klugen Augen beobachteten. Es ist eine Lust, dem Leben zuzusehn!

So bekam ich eine wahre Verehrung für Maurice Donnay; auch Forain bewunderte ich sehr, der seine täglichen Zeichnungen in den Pariser Zeitungen mit kurzen Texten versah, die keck und dabei tief waren. Wenn aber Forain-Juvenal seine Opfer stichelte, geißelte und peitschte, mokierte Donnay sich mehr aristophanisch mit attischer Feinheit und gutmütig spöttischem Lächeln über die seinen... Forains Geist war in seinem Gesicht zu lesen wie der Donnays auf seinem üppigen faunischen Munde. Forain hatte einen kalten trocknen Blick, ein mageres Gesicht, sein Haar lag dem Schädel glatt an, und sein schmaler feiner Mund war wie der eines Richters. Donnays Auge

glitzerte schalkhaft, sein Haar war ‚afrikanisch' kraus, die offenen leuchtenden guten Lippen ließen breite auseinanderstehende Zähne sehen, die etwas vordrängten aus dem übermütigen Lippenrahmen: sein Faunshaupt wartete auf den Rebenkranz, und wenn er auch nicht des Teufels Pferdefuß hatte, seinen Feuergeist besaß er; so oft man ihm begegnete, sprühten Raketen geistvoller Laune von seinen Lippen. Er war der Gassenbube, der ‚Gavroche'; ‚Boulevard'-Esprit hatte er, war sehr ‚Montmartre', sehr ‚Paris'! Er war bezaubernd! Wenn er mir schreibt, unterzeichnet er „Dein Spielkamerad" oder „Fürs Leben".

Von Capus, dem Dramatiker und Journalisten, der nicht sehr gefällig war, soll er gesagt haben: „Ja, das ist einer von denen, die den Fahrstuhl nicht zurückschicken! ..."

Die großen Betten der Hetären unserer Jugendzeit nannte er „Reitbahnen".

Einmal brachte er mir eigene Verse in den Divan Japonais. Ich machte eine ganz einfache Musik zu seinem ‚Adolphe oder der traurige junge Mann', und so wurde das kleine Gedicht ein Chanson, das dann Toulouse-Lautrec illustriert hat. Donnay behauptete, dieser Adolphe habe wirklich gelebt, gehöre zu seinen Verwandten oder Freunden, ich weiß nicht mehr genau. Das Lied sing ich nun schon dreißig Jahre. Und dreißig Jahre rezitiere ich seine ‚Alten Herren' mit demselben Erfolg wie am ersten Abend. An Donnays Jugendlaune muß also wohl etwas Gediegenes gewesen sein, daß sie der Zeit so gut hat standhalten können.

Nie werde ich den Tag vergessen, an dem Donnay seinen großen Erfolg mit *Lysistrata* errang. Da fühlte ich voraus, wieviel Glück ihn noch in seiner Künstler-

laufbahn erwartete, und freute mich, als ob er mein Bruder wäre. Von 1895 bis 1900 hat er mir immer wieder geraten, Theater zu spielen. „Gib mir dein Ehrenwort, Yvette, das erste Stück, in dem du auftreten wirst, soll eins von mir sein", schrieb er mir.

Oft, wenn er in Vaux bei mir zu Besuch war, sagte er: „Wie du komisch sein kannst!" und dann wieder: „Das ist ja fabelhaft tragisch, was du da machst!" — „Nun, Maurice," sagte ich dann, „wann schreibst du für mich eine Farce oder eine Tragödie?" — „Ich weiß nicht ... ich weiß nicht ... Das ist nicht so einfach ... du verstehst, meine kleine Yvette, mit dir kann man sich nichts vormachen ... warte noch ... wenn ich die ‚Idee' haben werde, werden Rolle und Stück schnell kommen." Ich warte immer noch.

Im Jahre 1900, während ich die schreckliche Nierenoperation durchmachte, rief man auf den Boulevards die falsche Nachricht von meinem Tode aus, gerade als Donnay aus dem Théâtre des Variétés kam; er hat mir das dann erzählt, als er zur Zeit meiner Rekonvaleszenz mich in Vaux besuchte; ich mußte ihm all meine Qualen und Ängste während der schrecklichen achtzehn Monate meiner Krankheit schildern und auch die philosophischen Folgerungen, die ich daraus zog. Dabei waren seine Augen starr auf mich geheftet, und in seiner Stimme war ein ungewöhnlicher Klang, als er dann sagte: „Weißt du, wenn man das, was du mir da so einfach sagst, auf die Bühne bringen könnte! Dich erzählen lassen, was du empfunden hast und was dir dabei aufging... das wäre eine Szene...! Soll ich an ein Stück für dich denken, Yvette, wenn du wieder auftrittst? ... Das ist ja großartig, das ist Leben, das ist gesehn, was du mir da erzählt hast..."

Und ganz bewegt bist du fortgegangen, mein guter Maurice, und mein Stück hast du nie geschrieben! Aber was tut's? Wir bleiben Freunde, und diese Freundschaft bleibt eng verknüpft mit der Erinnerung an unsere Jugend.

ELEONORA DUSE

WELCH ein Name! Welch eine Künstlerin! Unvergeßlich, unvergleichlich wird sie bleiben und gebieten über unsere Erinnerungen, unsere großen Erschütterungen, unsre Kunstschauer. Womit beginnen, wenn man von ihr sprechen will? Und wie soll man über die Offenbarungen, die ihre dramatische Kunst uns brachte, die volle ganze Wahrheit sagen!

Es war das Geheimnis ihres Genies, daß, nachdem man die ‚Schauspielerin' gesehen hatte, man noch weiter erschüttert blieb, ein Gefangener ihrer Seele. Glorreich ward diese Seele uns dargebracht. Ergreifend war ihr Wissen um den Schmerzgehalt des Lebens, ergreifend ihre Darstellung der vielfältigen Qualen; sie dosierte und ermaß deren Gewicht und Masse, wußte um die, welche sich eingraben und die, welche vergehen; sie teilte uns ihre seltsame Freude am Schmerz mit; der war für sie ein Jungbrunnen, war der Quell, der ihrer Begeisterung Frische gab. Leiden hieß für sie leben! „Man muß leiden, um schön zu sein", sagt zu den Koketten ein altes Sprichwort. Das hat die Duse auf ihre seelische Art und für ihre geistigen Bedürfnisse umgewandelt. Von ihren Martern bekam ihre Schönheit Glanz, und ihre innere Pracht strahlte aus in ihrer Kunst. Solche Opfergabe hat die Menge nie verdient! Nein und abermals nein! Christi Tod zu fünfzig Franken der Parkettplatz, was für eine

Blasphemie! ... Der Herzschlag von Eleonora Duse für den gleichen Preis, wie entsetzlich! Niemand von uns hat verdient, was sie darbot. In ihrem Schrei klang Baudelaires und Verlaines Qual mit; zur beherrschten Beredsamkeit wurde in ihrem Mund die Höllenpein der Liebenden, deren Leben ein Verbrennen ist.

Die Duse eine Schauspielerin? Welche Schauspielerin besaß je diese schweigsame Geistigkeit, welche floh so angstbesessen vor der Menge, verachtete so das Massenlob, haßte so wie sie gewisse Rollen, in denen sie triumphierte, die ihre Impresarios sie zu spielen zwangen, um ihre Kassen zu füllen. Welche Schauspielerin verschmähte mit solcher philosophischen Ironie die Verschönerung ihres Gesichtes, den Aufputz der Mode, die künstlichen Tricks der Theaterprinzessinnen. Welche lebte so abgesondert von den tausend Heimlichkeiten des Theaters, so abseits von Theaterleuten und Theatergewohnheiten, vermied vor allem so die Theaterunternehmer, welche sie nur: Die Canaillen! nannte.

Sie glaubte zwei Leben zu leben, ihr eigenes und das am Theater, sie löste beide Funktionen ab von allem Zubehör, das sie verbunden hätte. In ihrem Haus wollte sie die Dienerin nicht sehn, die ihr im Theater behilflich war. Sie hatte einen „Arbeitsspiegel", in dem sie nur ihr Schauspielerinnengesicht ansah, und einen andern für sich zu Hause. Und als dann die Krankheit sie unterjochte, verschwanden die Spiegel ganz aus ihrem Leben; nicht einmal in den Hotelzimmern, in denen sie auf Reisen wohnte, durften sie bleiben.

Als ich sie in Wien im Hotel Bristol besuchte, sah ich vor dem Spiegelschrank einen Wandschirm. Und um den Schatten zu vergrößern, den ihr Herz liebte, ließ sie kein Licht auf ihr Gesicht fallen, sie ließ ihr

Bett so aufstellen, daß ihr Gesicht der Wand, nicht einem Fenster zugekehrt war. Nie nahm sie ihre Mahlzeiten in der Öffentlichkeit ein. Sie wurden ihr in ihren Zimmern serviert; beim Ausgehn verließ sie das Hotel durch Seitentreppen, nie durch den Haupteingang. Sie verlangte, daß man sie im Fahrstuhl allein fuhr, ihr ekelte vor Späherblicken; eindringlichen Augen verschloß sich ihr Gesichtsausdruck; ihr blasses Haupt über dem immer schwarzen Gewand gebot „dem Feind", die Augen zu senken. War sie hübsch? Nein — mehr als das. Schön war ihr Gesicht. In ihrer Jugend waren die Augen und der Schmelz der wunderbaren Zähne etwas Ungewöhnliches. Die natürlichen Bewegungen des Lockenhaars spielten als dunkle Flammen um die Stirn, und dazu paßte gut der einfache Haarknoten im Nacken. Nie hab ich sie anders gesehn (von 1892 bis zu ihrem Tode im Jahre 1924). Herrlich war die Beweglichkeit des edlen Gesichtes, seine Ausdruckskunst, das beredte Spiel der Brauen, das ihrer Interpretation so deutliche Akzente gab. Und die Hände! Die weit über Land und Meer berühmten Hände, deren wunderbare Gesten alle ihr anvertrauten Worte vertieften. Welch ein Wissen lag in den Händen und den Schultern, mit denen sie oft die stummen Pausen ausdeutete. Ein Schweigen der Duse sagte mehr als das gesprochene Wort. Da entfaltete sich ihre Kunst in ganzer Pracht.

Unerhört war der Farbenreichtum ihrer Stimme. In ihrem Organ war die ganze Palette eines großen Malers. Aus dem Studium ihrer Tonmodulationen, ihrer Halbtöne, ihres Anhebens und Verklingenlassens, des Umspringens ihrer Stimme hätte ein Musiker einen Wissensschatz gewinnen können, der für alle Ewigkeit

die Kenntnis der Modulationen des ‚Parlando' erleichtern würde. Erst meinte ich, nur die italienische Sprache gestatte ihr so merkwürdige und reiche Variationen; als ich aber ihre Freundin wurde, bemerkte ich, sie konnte, wenn sie wollte, auch das Französische verzaubern.

Ich habe ihre Stimme noch im Ohr.

Frische Kaskaden, klare Bächlein über klingenden Kieseln, wenn sie heiter klang. Und dann ihre Harfen- und Cellotöne, ihr Moll- und Dur-Arpeggio, die klagende Orgel, in der sie alle Register zog, Angst, List, Wollust, fernen Groll und den Haß in seiner grausam redlichen Wahrheit. Keine Schauspielerin hat die Stimme der Duse besessen, keine so wie sie die Wissenschaft, sich der Stimme zu bedienen.

Sie legte ‚Ethos' in ihre Kunst. „Denn siehst du," sagte sie mir, „wenn deine Seele niedrig ist, wird dein Talent nicht erhaben sein."

Die Duse gekannt und geliebt, ihre liebevolle Freundschaft verdient zu haben, ist eine der fesselndsten Erinnerungen meines Lebens. Erst habe ich sie als das erhabene Vorbild in einer Kunst, die ich verehrte, geliebt, und später als tödlich verwundete Schwester, die ich heilen wollte.

Große Menschen haben wenig Freunde. Die Duse fühlte gleich die Aufrichtigkeit meines Herzens. Mißtrauisch wie sie von Natur war, wunderte sie sich erst, daß ich mich nie ihrer bewundernden und freundschaftlichen Briefe bediente, um damit in den Zeitungen für meinen Ruhm – Reklame zu machen.

Ich erwiderte, ich wolle das Alter abwarten, um mich öffentlich ihrer schönen Freundschaft zu rühmen. Ich hoffte, sie werde an dem Tage, an dem ich mich ent-

schließen würde, öffentlich von ihr zu sprechen, noch auf dieser Welt sein.

Zum erstenmal sah ich die Duse in Brüssel, wo ich 1893 sang. Schurmann war ihr Impresario. Er sagte mir: „Bevor Sie nach Paris zurückkehren, sehen Sie sich doch die italienische Schauspielerin an, mit der ich reise, sie ist herrlich!" Ich ging in das Theater, in dem die Duse spielte. Der Saal war schrecklich leer. Frau Lambert de Rothschild und ich saßen allein in der Balkonloge. Im Parkett waren nur ein paar Plätze besetzt. Der Vorhang ging auf, die Kameliendame erschien, schlecht und geschmacklos angezogen. Aber schon nach fünf Minuten war ich elektrisiert, und Frau von Rothschild sagte immer nur: „Unerhört... unerhört..." Es war fabelhaft! Erschütternd war die Art, wie die Duse Armand Duval ihre Liebe darbot: als sie ihm die Kamelie, die sie am Gürtel trug, hinreichte, verwandelte ihre Gebärde die Blume in ein Herz, und ihre Hände wurden zum Kelch, der es der Liebesgottheit darbrachte. Ihre Gebärden... ihre Augen... ihre Pausen!... Ich war starr, atemlos. Frau von Rothschild schluchzte; ich trank die Offenbarung in mich hinein, ganz hypnotisiert von der seltsamen Frau, die an Liebe litt, blutete, starb. Nach dem Theater schrieb ich von Mitternacht bis Morgen einen Artikel für die *Indépendance Belge*. Mein Artikel wurde gedruckt, und die Duse hat mir nie, nie vergessen, daß ich ihn schrieb. „Die erste Kameradin, die meine Kunst begrüßte, war Yvette Guilbert", sagte sie, und ihr treu ergebener Freund Graf Primoli hat es mir wiederholt und in einer Schrift über die Duse erzählt.

Wie sie sich über meine Unwissenheit amüsierte, als ich ihr erzählte, wie ich in Wien, kurz nachdem sie

dort gefeiert worden war, zum erstenmal auftrat und in der ganzen Stadt Plakate sah:

YVETTE GUILBERT

Die Duse des Chansons!

Wer war denn diese Duse? ... Auch eine vom Music-hall, gewiß eine Wienerin? Das Ronachertheater hatte diese Reklame gemacht.

Mit den Jahren kam es dazu, daß wir uns duzten, und zwar infolge eines Briefes, in dem ich ihr schrieb, ich betrachte sie als Schwester und sie könne von meiner Ergebenheit alles verlangen.

Ihr Gesundheitszustand beunruhigte mich, und mein Mann und ich wollten sie dazu bestimmen, nach Paris zu kommen und einen Spezialisten zu konsultieren. Sie kam und wurde, zumal sie selbst den Wunsch ausgesprochen hatte, in den Schwarzwald geschickt, eine Luftkur zu machen. Aber leider waren ihre armen Lungen schon angegriffen. Sie kehrte nach Italien zurück und hörte ganz auf, Theater zu spielen; das war, glaube ich, um 1910. Nachdem sie sich zwei Jahre in der Sonne ausgeruht hatte, schien sie, ganz ihren Träumereien hingegeben und frei von der Erschütterung der lebenzehrenden Arbeit, die Lust zur Bühne verloren zu haben und darauf zu verzichten, je wieder Theater zu spielen, zumal ihre körperlichen Kräfte mehr und mehr nachließen ... Aber bei den Besuchen, die ich ihr machte, fühlte ich, man müsse ihr die Illusion geben, ihre Kunst werde ihr neues Leben schenken, sonst würde sie schnell an ihrer Art Leben zugrunde gehn. Diese monumentale Feuersäule würde erlöschen.

Ich schürte nach Kräften die Glut mit dem einzigen Holz, das sie wieder entflammen konnte: der Arbeit!

Sie ging in meine Schlinge, und meine Besuche in Rom bewirkten, daß sie vom Bett aufstand.

Ich machte eine Tournee durch Italien und bemerkte zu meinem nicht geringen Erstaunen überall die Duse unter meinen Zuhörern; sie folgte mir nach Florenz und Mailand; mit glühenden Augen und ergriffener Miene hing sie an dem großen Erfolg, der mir zuteil wurde. Durch mich bekam sie wieder etwas Fühlung mit der Theaterwelt, sie bekam Lust, auch wieder vor begeistertem Publikum zu stehn; ich fühlte, ich gab ihr ein wohltätiges Beispiel und wandte nun alles auf, sie zu ermutigen: „Mut, liebste Duse, fang wieder an", ihre Augen leuchteten vor Hoffnung, aber an den Tagen nach meinen Konzerten hustete sie, weil sie zu spät schlafen gegangen war . . . sie wurde wieder mutlos, verzweifelt und in Briefen und armen Zettelchen, die sie im Bett und immer mit Bleistift schrieb, manchmal auch in langen Depeschen strömte sie mir ihr ganzes Herz aus. Das ging so durch Jahre.

Als ich 1913 wieder eine Tournee durch Italien machte, traf ich sie nicht in Rom an, und auf das Telegramm meiner Ankunft antwortete ihre Depesche:

Hotel Miramare. S. Margherita Ligure.
27. März 1913.

Ich verlasse das Meer, bin übermorgen Rom, Hotel Eden. Heut reise ich, bleibe aber nachts in Pisa, denn die Reise ist etwas lang.

Der Gedanke Arbeit und der Gedanke Leben gehn zusammen. Einer fördert und hindert den andern.

Dein von Herzen L.

Ich besuchte sie. Ich fand sie noch leidend, aber doch etwas munterer und frischer, der Husten schien nachgelassen zu haben, sie atmete besser; da ging ich kräftig mit ihr ins Zeug: „Aber du bist ja prachtvoll! Und du tust nichts! Weißt du ... du solltest mit mir zusammen eine Tournee machen ..."

Ihre Augen sahen mich forschend an ... Sah sie denn wirklich so gut aus, daß man ihr Arbeit zumuten konnte? Ich fühlte ihre Beklommenheit ... Und setzte ihr meine Ideen auseinander:

„Du spielst drei Tage in der Woche, und ich singe drei Tage in der Woche ... man nimmt das Theater für die ganze Woche, das würde dich doch nicht so sehr anstrengen ... ist dir's recht?" Freudetrunken sah sie mich an; am selben Abend bekam ich im Theater Manzoni einen Brief von ihr:

Eden Hotel, Rom, März 1913.

Gib acht, meine gute Yvette.

Vielleicht wird aus dem, was ich dir sage, nie etwas werden.

Vielleicht drängt mich nur Angst vor Krankheit und Einsamkeit des Herzens und des Geistes, zu schreiben; vielleicht ist es aber auch die dumme Eitelkeit einer kindischen Künstlerin, eines Theaterweibes (wie die Canaillen sagen) ... und doch und doch, wenn du all diese törichten Äußerlichkeiten wegtust, kann vielleicht deine Seele deutlicher und weiter sehen, als meine Worte reichen.

Höre! Wenn ich den Himmel ansehe, glaube ich einen neuen Aufschwung zu fühlen. Wenn ich die Sterne ansehe, komm ich mir selbst näher, fühle mich leben. Ich habe ein Leben in mir, das ist noch nicht er-

loschen. Ganz leise sag ich dir: Seh ich den stillen friedlichen Abend an, ... glaub ich alles zu verstehn, auch die Kunst ...

Hier sterb ich, und sterbe nicht schnell genug, das ist es. Ich hab über alles nachgedacht, ich weiß, es ist alles meine eigne Schuld ...

Aber ich sterbe, ich sterbe hier, ich fühle etwas, das ist so wie es nach dem Tode sein mag.

Ach, das führt zu weit.

Außer den Hügeln und Blumen von Italia und den Meeren rings um seine Erde liebe ich nichts mehr auf der Welt und, so schrecklich es auszusprechen ist, ich fühle manchmal, daß ich auch niemanden mehr liebe. Ich habe solche Sehnsucht zu fliehen, meiner Seele Luft zu geben. Gestern hast du mir wohlgetan, bitterlich wohlgetan meinem Herzen, und das Herz ist heut noch wie geschwollen davon. Ach ... ich kann nicht schreiben, ich schäme mich der Worte! Höre.

Sag niemand etwas davon, denn vielleicht werde ich nie mehr gesund, werde vielleicht nie mehr richtig arbeiten können. Aber mit *deiner* Hilfe bekomm ich vielleicht Vertrauen. Ach, aber ich allein weit reisen, an die Rampe gefesselt ... nein, das kann ich nicht. Jedoch mit dir, Seele und Arbeit verschwistert ... da wird vielleicht deine Kraft die meine erwecken. Dieselbe Reise, dasselbe Ziel und zwei Kunstarten.

Drei Abende in der Woche: Du.

Drei Abende in der Woche: ich.

Und weit fort!

In Nordamerika gibt es Studentenstädte, wo das Geistige und die Erforschung des Geistigen in Wert stehn.

Du hast einen fertigen, vorbereiteten Schatz zu bieten, ich nicht, aber da ich die Schwächere bin, werde

ich, so umgeben und gerahmt, meine Arbeit tun können.

Ich habe ein Dichterwerk auf den Herzen, das, ich wage es auszusprechen, bisher niemand so geliebt hat wie ich.

Es ist das Werk eines Großen, das man bisher schlecht gespielt hat. Wenn ich leide und fühle keinen Lebensatem mehr, schließ ich die Augen und betrachte meine Vision, und ich weiß, sie ist schön.

Ich vertraue Dir den Namen meiner schönen Trösterin an, aber (eine Sterbende spricht zu Dir), sage ihn (einstweilen) noch niemandem.

Die schöne Trösterin der Todesstunden meiner Seele ist: ‚Die Frau vom Meer' von Ibsen.

Trostreich und schön ist sie und wechselnd wie das Meer selbst, ihr Name enthüllt sie ganz dem, der begreift.

Dies Werk ist eine alte ‚Saga' (norwegische Sage).

Ich habe es in meinem Herzen *komponiert* mit Farben des Meeres, der sanften Brise, der Welle, die sich bricht und ebbt.

Ich weiß!

Alles ist formlos, wenn ich davon spreche, aber in meinem Innern, in der Stille formt es sich ...

Ach es vergeht, wenn ich davon rede.

Aber Du,

Du bist die Kunst.

Dir kann man es sagen.

Ohne daß der Zauber in Luft zergeht.

Könnte ich's mit Dir übers Meer tragen? ...

Hast Du verstanden?

Aber, gib acht, lassen wir uns auf kein Engagement mit den Theater-Canaillen ein.

Vielleicht habe ich heute stärkeres Fieber und träume vielleicht Unmögliches.

Aber Du,
Du bist die Kunst
Und Dir vertraue ich meine Pein und Freude an.
Hüte das Herz.

Leonora.

Gleich nach Empfang dieses Briefes bekam ich im Theater Manzoni zu Mailand eine Depesche:

Eden-Hotel, Rom, März 1913.

Yvette, liebe, große! Schrecklich hier zu bleiben. Könnte ich alles lassen und in ein bißchen Licht hinfliehn, hier stirbt man, ich sterbe!

Sei schön, Glück und Güte mit Dir L.

Am nächsten Morgen beantwortete ich ihren Brief und bekam am Nachmittag das folgende Telegramm. Sie hatte die Zeitungsberichte über mein Konzert gelesen.

Eden-Hotel, Rom, März 1913.

Liebe, liebe, liebe Yvette. Dank für Deine Worte, Deine Liebe ist so gut und so wahr. Gestern war mein Tag gesegnet durch Deine Worte und durch die Freude, daß jedes Wesen, das Yvette gesehn hat (wie sagt man?), *consolato di vivere* bleibt.

Ich bin glücklich, daß man in diesem barbarischen(!) Rom Yvette Guilbert begriffen hat.

Dank Dir, daß Du lebst.

Dank, daß Du Yvette und Yvette Guilbert bist.

So schön und groß und lieb in der Seele.

Ich kann nicht schreiben.

Aber ich weiß, das Herz liebt Dich.

Gute Arbeit, gute Hoffnung.
Sei immer so wie Du bist. L.

Schließlich verließ ich Rom, um quer durch Italien meine Kontrakte zu erfüllen.

Hier und da ‚überraschte' sie mich in der Stadt, wo ich gerade sang; dann eines Tages verlor sie allen Mut, ihre Willenskraft versagte... Nein, sie würde nie mehr spielen, sagte sie... Nein... vor dem Theater hatte sie unbedingt einen Horror... wieder mit den ‚Canaillen' zu tun haben... nein, nein!

Ich ließ sie ruhig reden, ohne zu erwidern, ich überlegte, in welcher Falle ich sie fangen sollte, um ihr wieder Mut zu machen.

Zu Hause fand ich dann, was ich suchte. Ich schrieb ihr und tat gekränkt, sagte, sie fände wohl mein Talent nicht würdig, sich mit ihrem zu vereinen und wenn dem so wäre, warum sie mich dann Jahr um Jahr so mit Bewunderung und Schmeichelei überschüttet habe usw., usw. Mein Brief erschütterte sie, ich bekam in Genf eine Depesche von ihr:

Deinen Brief erhalten, der ist auch nur eine erste Vision der Dinge. Werden von allem sprechen, ich raffe mich auf, Nizza zu kommen, dich zu sprechen, für jetzt bitte, was auch aus unsern Hoffnungen wird, ablassen von Deinem ungerechten, unlieben Urteil über mein erstes Zögern vor Deinem Arbeitsangebot, Grund war anders als Du denkst, werden Herz zu Herz sprechen. Ob meine Arbeitskraft taugt oder nicht, ich wahre Ideal von Dir als Frau und Künstlerin, das sollst Du erfahren. Auf Wiedersehn von ganzem Herzen. Werde drahten.

Eleonora.

Natürlich brachte ich mit einer guten Antwort alles wieder in Ordnung. Dann erhielt ich in Mailand, wo ich sang, wieder ein Telegramm:

Meine Gedanken arbeiten, abgeschickter Brief war nur erste Vision der Möglichkeiten, aber wenn Hoffnung sich verwirklicht, müssen wir uns wiedersehn und einen Kunstplan machen; praktische Arbeitszeit wird Januar bis April sein. Theatermilieu absolut zu vermeiden, sich an Universitätsstädte wenden; unsre Sache muß außerhalb üblicher Tournee stattfinden, müssen darüber sprechen, Herz getröstet von Hoffnung, zärtlicher Gruß.

Sei schön heut. Ganz Dir ergeben Eleonora.

Als ich diese Depesche erhielt, sagte ich mir, sie wird wieder gesund und wird es merken, wenn sie Kraft zum Reisen schöpft und nach Nizza kommt, wie sie es plant, aber ich hatte doch Furcht, für ihre armen Kräfte . . . Als ich – letzte Etappe vor Nizza – nach San Remo kam, erhielt ich aus Rom dies Telegramm:

Reise heut abend, bin getröstet durch Deinen Brief.

Eleonora.

Und die Duse kam nach Nizza, wo meine Tournee endete. Sie strahlte vor Freude, das geleistet zu haben; allein sie war angestrengt von der langen Reise. Ihre treue Freundin und Begleiterin, Miß Loehmann, war voller Freude und sagte mir: „Oh, Frau Yvette, Sie machen sie wieder lebendig; sie muß wieder anfangen zu spielen, sonst stirbt sie vor Gram."

Da die Duse wußte, ich singe an dem Tag ihrer Ankunft in Nizza, schrieb sie mir aus Hotel West-End, wo sie abgestiegen war:

Yvette ist um zwei Uhr angekommen und soll heut Abend singen. Sie wird schön sein! Sie wird Yvette sein! Man muß ihr Zeit lassen, sich auszuruhn und ‚sie selbst' zu sein; ich bleibe also den ganzen Tag hier am Strand und geh heut abend, Yvette zu sehn.

Für den Tag also

Schweigen

für alle beide.

Leonora.

Ich teilte ihr mit, ich erwarte sie den nächsten Tag zum Frühstück.

Darauf antwortete sie:

Liebe, vor allem muß ich Dich heut abend sehn. Aber morgen frühstücken? Ich glaube nicht.

Ich habe geschlafen wie ein Tier die ganze Reise ... aber sprechen und mich bewegen ist schwerer. Wohl habe ich das Fieber in Italien in meinem Hotelzimmer gelassen. Aber ich fühle eine stupide Müdigkeit. Ich habe hier Dein Programm gesucht, wollte wissen, ob Du *Die Passion* gibst; in der Seele hast Du sie ja, bei den Buchhändlern hat Miß Loehmann sie jedenfalls nicht gefunden ... Ich bin gespannt auf Dich heut abend mit guter Herzensangst. Morgen frühstücken? ... Nein, ich kann nicht ... aber um drei Uhr, wenn Du frei bist, könnte ich zu Dir kommen oder Dich bei mir erwarten, Du wirst mir morgen antworten, heut abend denk nur an Deine Arbeit. (Das Leben! Das Leben!)

Leonora.

Und am Abend kam sie in das Konzert. Die Vision der Kräfte, die sie mich an diesem Abend ausgeben

sah, an dem ich das Publikum zwei Stunden lang beschäftigte, machte sie ganz mutlos! Am nächsten Morgen früh erhielt ich ein Billett von ihr, im Bett geschrieben:

Ich wußte es ja, meine gute Yvette, ich würde eine Erschütterung bekommen von Illusion, Kunst, Gewissen, wenn ich Dich wieder sah, und doch wollte ich

SEHN!

Denn man versteht nichts, wenn die andern sagen: „Es ist schön". Wir, wir sehn die Kunst mit den Augen der Seele und denen des Lebens, unser Leben sagt: Ja, ja, Yvette ist vollkommen. Verzeih dies Gekritzel. Ich habe unter den Arbeitsschätzen diesen Mantel von Fortuny gefunden, es ist ein ‚Carpaccio' aus Venedig: auf diesem Goldgrund wirst Du schön sein wie ein Heiligenbild. Behalte diesen Carpaccio, Du, die so gut Marias Worte spricht. Du hast Schätze gefunden, hast Schätze gesammelt, Liebe: in Rom habe ich Dir einen Vers von Claudel rezitiert, der ungefähr besagte: „Seht meine Hände an, darin ist alles geschrieben . . ." So fühl ich's! Du, Dein Weg ist vorgezeichnet, Du hast Kraft, Mut, Willen. Alles ist an seiner Stelle, Du hast gesiegt und Du wirst siegen und IMMER ist Dein Mut so groß wie Dein Herz.

Als ich Dich vor einem Jahr in Rom sah, hatte ich noch eine ferne Erinnerung an ein Arbeitsgeschöpf, das einst etwas hatte, etwas von Dir . . . Lust zu leben, Geduld zu leben, es hatte auch ein wenig wie Du die Leichtigkeit, glücklich und unglücklich zu sein und

soviel, soviel, soviel

soviel Mitleid im Herzen (damals), Mitgefühl mit dem Schmerz der andern. Gestern abend, heut Nacht, als ich Dich in meiner Seele wiedersah und vor meinen

Augen Yvette hatte, habe ich ‚Die von einst' in mir nicht wiedergefunden, ich habe mich nicht wiedergefunden. So bin ich gestern abend heimgekommen – und heut morgen fühl ich doch etwas, das mir neu hinzugekommen ist. (Ist es die Hoffnung?) Aber die, die ich einst war, finde ich nicht wieder. Wie soll ich neu beginnen? Was tun?

Die Ehrfurcht vor Deinem Leben, die Zeit, die vergeht, Deine Vollkommenheit, welche absolute Freiheit verlangt, – das alles ist so wichtig. Heiligkeit der Arbeit verlangt Heiligkeit des Herzens und der Seele. Ich habe Dir nichts zu bieten! – Was tun? Alles verliert sich in unfaßbare kleine Herzensangst, die nicht weiß, nicht findet, und ich habe Furcht vor der Menge und der hellen Rampe! Schließe ich die Augen und mache mein Herz still, dann versteh ich Dein Streben so gut, sehe jeden Faden, der die enorme Kraft festigt, welche Dich führt und inspiriert; ich, ich habe kein ‚Werk', das ich genug liebe, um anders zu denken, und vielleicht ist ‚schweigen' auch ein Adel . . . Ich weiß nicht, Yvette! Es ist ja alles nichts ohne die Kraft . . .

Ich sehe Dich morgen um drei Uhr.

Am nächsten Tag war ich um drei bei ihr, ich fand sie erschöpft, und doch war etwas Freudiges in ihr, sie hatte einen neuen Gedanken: statt mit einem Theaterstück, welches, meinte sie, bestimmt zu viel Kraft verlangte, um sich damit meinem Programm anschließen zu können, schlug sie vor, ein „Rezitationsprogramm" zusammenzustellen, sie sprach davon, große italienische Dichtungen und einfache Komödienszenen vorzutragen, die sie sitzend als Conferencière lesen oder spielen wollte; ich sollte ihr helfen, Werke ausfindig

zu machen, die zu den verschiedenen Epochen meiner Chansons paßten, sie wollte es mir ganz überlassen, Programme für uns aufzustellen, die keinen zu großen Kraftaufwand erforderten.

Von März bis Ende Mai 1913 schickte ich ihr nach Rom Bücherpakete. Im April meldete mir eine Depesche, sie sei wieder leidend und nach Florenz in ihre Wohnung 54 via Robbia zurückgekehrt, wohin meine Sendungen ihr folgten.

Ein paar Tage später kam eine zweite Depesche:

„Bin wohler, noch ferne Hoffnung, aber doch Hoffnung."

Im Mai wurde sie wieder sehr krank und deprimiert; ich erhielt eine Depesche, die mich bestürzte:

Yvette, Dank für Deinen Brief. Bin seit zwei Wochen wieder bettlägerig, Grund: schwere Erkältung. Wieder dieselbe körperliche, geistige Depression wie im Winter. Donnerstag Arztkonsultation, Entscheidung, wohin im Sommer ... Will Deine Bücher behalten, hoffe Dich im Sommer irgendwo zu sehn. Treuliebe Freundschaft. Kein Vergessen

Eleonora.

Und so kehrt denn die Arme, Teure tödlich getroffen wieder nach Viareggio zurück, Genesung zu suchen ... Ununterbrochen korrespondiere ich mit ihr, stelle mich, als nehme ich ihren Rückfall nicht ernst, und spreche weiter mit ihr von Arbeit, gemeinsamer Tätigkeit, Programmen die schnell aufzustellen, Studien, die zu machen seien. Aber dann schrieb sie mir im August nach Bad Gastein, wo ich meinen Rheumatis-

mus behandelte, einen Brief voll schmerzlicher Hoffnungslosigkeit, je wieder „aufzuleben".

Viareggio, 7. August 1913.

Meine gute Yvette!

Du kannst Deinen Kummer und Deine Freude sagen, ich kann Dir weder etwas sagen noch schreiben, würde Dir nur immer nachgereist kommen, wenn ich könnte. Wie ich es in Nizza, in Paris getan habe. Und dann voll Vertrauen und getröstet abreisen.

Ich habe immer gehofft, Dir zu schreiben, und habe es aufgeschoben, um erst anzusammeln, was zu dem, was wir erhoffen, zu sagen not tut, und heut früh, eh ich mich daran machte, Dir zu schreiben, habe ich lange dies köstliche Stück Erde angesehn, um mich zu überzeugen, daß ich Dich lieben muß, so sehr das Herz lieben kann, und mich dem Lauf der Dinge unterwerfen, hier Zuflucht suchen, die fruchttragende Erde küssen und den nährenden Weinstock und alles, was wirklich ist, und nicht in mir selbst nach einem Anlaß zu Arbeit und Kampf suchen, wozu ich ja doch keine Kraft aufbringe.

Ich hätte großen Mut gebraucht, Liebe, um zur Arbeit zurückzukehren, aber ich brauche auch Mut, Mut ganz andrer Art, viel stiller und alltäglicher, um beständig in der Einsamkeit zu bleiben, ohne mich weiter zu beklagen.

Du hast mich diesen Frühling in Rom in einem Moment seelischer Krise getroffen, da in dem kleinen Hotelzimmer, aus dessen Fenster man so schön über ganz Rom sah; Deine Güte, Deine Größe, die Kunstvision, die in Dir ist, Dein Schwung haben mich aufgerüttelt, und ich fand Kraft, mir selbst zu entfliehn,

denn ich war in einem Zustand wie eingeschlafen und ganz weinerlich vor lauter Untätigkeit; durch Dein Wort und Deine Hilfe bekam ich wieder Hoffnung.

Hoffnung... worauf, meine gute Yvette? Nicht so sehr auf mich selbst, für mich selbst, als auf die Sache selbst. Während ich mit Dir sprach, hatte der Kunsttraum – noch einmal eine Traumgestalt gewonnen... und an dem Tage, als ich Dich in Paris wiedersah, habe ich noch einmal gehofft. Aber nach Badenweiler (hast Du meinen Brief aus Basel bekommen?) und nach meiner Ankunft hier wage ich für mich nicht mehr auf die Hilfsquellen einer Arbeit zu hoffen, für die meine körperlichen Kräfte nicht hinreichen und vielleicht nie mehr hinreichen werden.

Niemand ahnt, aber Du und ich, wir wissen, was für eine Strapaze es ist, sein Leben, seine Gedanken und seine Koffer zwischen Europa und Amerika hin und her zu schleppen.

Es steht ein gutes Wort in Deinem Brief. Du nennst mich ‚Deine Schwester', und so wie ich jetzt bin und so wie ich für Dich sein werde, macht dies süße Wort mich noch mehr Dein Leben, Deine Arbeit und Deinen Kampf lieben, und Du wirst mich wiederfinden in Deinem Herzen in der Stunde, da Dein Herz Liebe und Ruhe nötig haben wird.

Deine Arbeit teilen, in ihr unsre Freude und unsern Lohn finden, wieder auf die Bretter steigen und an die Rampe treten, gute Schwester, das kann ich nicht mehr. Aber Dich lieben kann ich und auf Dich warten.

Kann ich nicht mehr tüchtig und nützlich sein, nicht mehr einem arbeitsreichen Leben entgegengehn, so lerne ich doch täglich mehr, dem geheimnisvoll gebieterischen Leben, dem verborgenen, gehorchen und

mich anpassen, dem Leben, das Gesetze und Wahrheiten birgt, größer und unbekannter als unsre Hoffnungen.

Ach, ich bekomm nicht mit dem Bleistift in der Hand aufs Papier, was Kopf und Herz begriffen haben.

Aber eins kann ich Dir sagen: Du wirst mich immer wiederfinden, wenn Dein Herz mich sucht.

Wenn es für ein zum Arbeiten geschaffenes Geschöpf keine Arbeit mehr gibt, so gibt es doch etwas andres, Liebe zur Arbeit der andern, kluge Liebe, die hilft und tröstet.

Hat man nicht mehr die Kraft, den eignen Schmerz willkommen zu heißen, so vertreibt man ihn und findet dann die Kraft, den Schmerz der andern willkommen zu heißen, und man fühlt sich fähig zu begreifen und zu trösten.

Yvette, ich hoffe und ich will so werden; ich hoffe, wert zu sein, so zu werden, und die Herzen zu gewinnen.

Deines, das mir soviel geholfen, mich so getröstet hat, Deines liebe und verehre ich, wie man liebt, was man Schönheit nennt, Güte, Teil von Gott.

Gott erhalte Dich, liebe Yvette, für den Rest meines Lebens, mein Herz hängt an Dir . . .

Ich seh von fern dasselbe Licht, das Du ansiehst, das Dich umgibt und begleitet.

Ich habe Fieber: 37,6, 37,9, jeden Tag. Aber sprechen wir nicht mehr davon.

Mein Leben ist so schwer zu schleppen!"

Und weiter schrieb sie noch:

Ich bin dem Leben dafür dankbar, daß es mich Dich hat treffen lassen, und ich liebe Dich in Deinem

Leben und in Deiner Kunst. Ich behalte die Bücher, die Du mir geschickst hast, sie sind ein Stück von Dir und von meiner Hoffnung auf die schöne Lüge, die Kunst heißt und einzig leben hilft! Herz und Gedanken sind bei Dir.

Eleonora.

Aber dann reiste die Duse nach Basel, schleppte sich zum Lago maggiore zu einer Freundin, begleitet von der wunderbar getreuen Miß Loehmann. Und monatelang blieb sie zu Bett und regte sich nicht. Ich fuhr fort, ‚ihre Hoffnung' zu nähren, und tat, was ich konnte, um sie zu ermutigen und von dem Abgrund der Untröstlichkeit wegzuziehn.

1914 sah ich sie in Rom wieder, sie war ganz verändert. Sah gesund aus und schön! So schön! Herrlich weißes Haar rahmte ihre prachtvolle Stirn, mit weitem Faltenwurf umhüllte sie weißes Tuch, sie sah königlich, sah wie ein Papst aus! Lange Ruhe und sorgfältige Pflege hatten sie umgewandelt! Sie empfing meinen Gatten und mich noch auf dem Bett ausgestreckt in ihrem kleinen Zimmer im Hotel Eden. Aus ‚hygienischer' Vorsicht hatte sie ihr Zimmerchen mit weißem Tarlatan bespannt, und von ihrem Balkon übersah sie die ganze herrliche Stadt und die Campagna, himmlische Luft tat ihren Lungen wohl, sie atmete leicht, kein Geräusch war in der Brust zu hören, ich hielt sie für geheilt!

Sie kam mit uns frühstücken, von ihr erfuhren wir den Tod Calmettes, des Figaro-Direktors; und dann bot sie mir an, die großen gemeinsamen ‚Arbeits'-pläne wieder aufzunehmen (die Duse sagte nie: meine Kunst, sondern immer: meine Arbeit). Wir kamen

überein, vom Oktober 1914 ab zusammen in die Ferne ‚arbeiten' zu gehn. Während meiner neuen italienischen Tournee reiste sie mir wieder nach Mailand nach; in Rom hatte man ihr einen Wandschirm neben die Estrade des Konzertsaals gestellt, dahinter verborgen konnte sie, ohne ‚angezogen' zu sein, mit liebevoller Begeisterung meinem Konzert beiwohnen. Ich fühlte, wie glücklich sie war! In meinen Kräften sah sie diesmal ihre eigenen wieder – da kam im August der Krieg! Im September erhielt ich von ihr einen Brief, ihr kleines Haus in Italien sei unser, wir sollten kommen, wann wir wollten. Aber mein Mann und ich blieben bis 1915 in Paris. Im November 1915 reisten wir nach Amerika.

Wo war meine Duse, was wurde aus ihr? Während des Krieges waren die Korrespondenzen unterbrochen, und um von Amerika nach Italien zu gelangen, brauchten die Nachrichten Monate. Ich wartete das Kriegsende ab, um wieder mit der lieben Freundin in Fühlung zu kommen. Ich wußte, sie hatte ihr ganzes kleines Vermögen verbraucht und mußte auf alle Fälle wieder arbeiten. Aber ihre Gesundheit? ... Würde sie arbeiten können? ... Ich schrieb ihr: „Warum kommst Du nicht nach Amerika? Wenn Du Deine Reise bezahlen kannst, werde ich Dein Hotel und Dein Leben hier zahlen, ich stehe an der Spitze einer Theaterschule, da wirst Du immer gemeinsam mit mir Beschäftigung finden, komm!"

Sie telegraphierte:

„Dank großmütigem Brief, komme vielleicht im Frühling."

Das war im Januar 1920. Am 23. Februar schrieb sie aus Tivoli, wo sie sich ausruhte:

„Das ‚Komm' Deines ersten Briefes bleibt in Stunden der Entmutigung oder der Sammlung leuchtend vor den Augen meiner Seele."

Im März telegraphierte sie:

„Muß wissen, ob Du diesen Sommer Europa kommst."

Auf meine verneinende Antwort und Aufforderung, im April nach New-York zu kommen, antwortete sie:

„Formalitäten hindern im April zu kommen."

Und schließlich wurde der Wechselkurs so hoch, daß sie nicht nach Amerika reisen konnte. Da plötzlich hatte sie eine Hoffnung. Zwei ihr befreundete Amerikanerinnen wollten sie bei ihrer Abreise von Italien mit nach New-York nehmen. Sie schrieb mir voll Hoffnung. Aber da wurden die Amerikanerinnen per Kabel nach den Vereinigten Staaten zurückgerufen, hatten nicht mehr Zeit, die Duse abzuholen, und reisten ohne sie. Neuer erklärender Brief. Nun schlug ich ihr (Februar 1922) vor, mein Mann solle ihre Angelegenheit in die Hand nehmen und ihr einen amerikanischen Manager für die nächste Saison suchen, um sie ‚als Schauspielerin' wieder ins Dollarland kommen zu lassen. „Aber," schrieb ich ihr, „Deine ‚materielle' Chance würde dreimal so groß sein, wenn Du erst in Italien wieder anfangen und dann dank der guten Presse, die Du hättest, Dein Honorar hier mit Sicherheit verdreifachen könntest." Sie ließ mich erst auf Antwort warten, dann plötzlich stürzte sie sich auf diese Idee und zwar drei Tage, bevor wir Amerika verließen, um nach Paris zurückzukehren.

Sie telegraphierte: „Antworte, ob Schiller 20 bis 25 Soireen April–Mai New-York selbst organisieren oder durch Impresario organisieren lassen will. Drahte Be-

dingungen, Reisekosten hin und zurück. Antworte Hotel Italie, Florenz. Herzlichst

Eleonora Duse."

Umgehend kabelte mein Mann am 20. Januar 1922: „Gegenwärtige Saison ungünstig, April–Mai sehr spät, wenn aber auf Kommen im Frühjahr besteht, werde nach Impresario umsehn, muß wissen, ob festes Honorar, welche Preise, Stücktitel, Künstleranzahl. Glaube, Ihre Chancen hier sehr groß, müßtet sie nicht verderben, rate Oktober–November, günstigere Gelegenheiten auch für Verlängerung. Werde persönlich organisieren, wenn Herbst abwarten wollt. Um aber nützliche Auskünfte nach Europa mitgebracht zu bekommen, kabelt mir Antwort. Yvette küßt Sie. Sind Ende Februar Paris."

Die Duse kabelte Antwort:

„Danke. Beistimme gutem Rat. Hatte vergangenes Jahr Besprechungen Belasco, aber nichts abgeschlossen, bin frei, anvertraue Ihnen Herbstsaison. Erwarte dafür Ihre hoffentlich glückliche Rückkehr. Umarme, danke Yvette Glücksbringerin, erhoffe Wiedersehn.

Eleonora Duse."

Drei Wochen später wurde sie andrer Ansicht und vertraute sich amerikanischen Impresarios an, die ihr verlockende Versprechungen machten.

Zu meiner grenzenlosen Freude las ich eines Tages in den amerikanischen Zeitungen ihre triumphierende Rückkehr auf die italienische Bühne. Das machte mich ganz glücklich und stolz.

Bei unsrer Rückkehr nach Europa im April 1922 teilte ich ihr mit, wann wir in Paris eintreffen würden.

Die Duse kabelte mir, sie würde eigens hinkommen, mich zu umarmen ... und dann habe ich sie wiedergesehn! ... aber wie! ... o Gott ... krank, krank, entstellt, hustend, spuckend, immer in Atembeschwerden, mit letzter Kraft sich aufrecht haltend, betäubt von Arzeneien und ihren jüngsten Triumphen; und nun wollte sie in Paris auftreten. Da gab es Verhandlungen, Besprechungen, Besuche; und hier wie in Amerika Schwierigkeiten, weil es ihr unmöglich war, Tag für Tag zu spielen. Während ihrer ganzen Laufbahn hat die Duse niemals allabendlich auftreten können; und während sie nun in Paris mit Sacha und Lucien Guitry und mit Copeau, der ihr ‚Möglichkeiten' vorschlug, Beziehungen anknüpfte, mußte jeden Tag das Projekt vom Tage vorher aufgegeben werden. Und dann war ihr der Gedanke, daß Sacha ein Stück für Sarah machte und auch eins für sie machen wolle, schrecklich: sie schrieb mir:

„Man bereitet Apotheosen vor für alle alten Weiber ... Nein! Gott soll mich behüten!"

Ach, dies Frühjahr 1922, mit dem sich meine letzten Erinnerungen an sie verknüpfen! Meine Hoffnung blendete meine Vernunft. Ich rechnete mit dem Sieg ihrer Arbeitsfreudigkeit über ihre Krankheit. Ich hoffte, das Gehirn werde den Körper besiegen; es kam soviel Glanz in ihre schönen Augen, wenn sie von den Huldigungen erzählte, mit denen man ihre Rückkehr zur Bühne begrüßt hatte; ich sagte mir: „Das sind nicht die Augen einer tödlich Getroffenen!" Wohl machten mir ihr beständiges Frösteln und ihre Furcht vor dem Frühlingswind Bedenken ... Aber als sie dann einmal, begleitet von ihrer Tochter Henriette, bei Foyot mit uns frühstückte, schien sie mit ihrem heitern Ge-

plauder die nahe finstre Zukunft Lügen zu strafen, und ihre Gesellschaftsdame sagte noch zu mir: „O wenn Sie Frau Duse auf der Bühne sähen, Sie würden sie nicht wiedererkennen! Sie ist von glühender Lebendigkeit!" Als sie ins Theater Edouard VII. zu meinem Konzert kam und mich von meinen jungen amerikanischen Schülerinnen umgeben sah, die mir nach Europa gefolgt waren, sagte sie: „Wie gut von dir, Yvette, diesen Schülerinnen zu erlauben, daß sie neben dir erscheinen!" Und als das mich wunderte, fügte sie hinzu: „Ja ... gewiß ... gewiß ... Es ist so herrlich bescheiden von dir ... Verstehen denn die Kleinen, was du tust? Und glaubst du, sie deine ‚Begabung' lehren zu können? Nein, Yvette, nein! ... Hat man dich gelehrt, was du kannst? Nein, nein! Hat man mich mein Talent gelehrt? Nein, nein! Kannst du ihnen Seelen geben? Nein. Können sie die deine begreifen? Nein. Also wahre dich, isoliere dich, gib dich nur der Kunst, nicht ihnen!" – „Aber das ermutigt sie, Duse!" ... – „Beweis, daß sie dumm sind! Du bist das entmutigendste Beispiel, das es gibt, Yvette! Nein, was unser Talent ausmacht, das läßt sich nicht lernen; hat man nicht ‚den Gott im Fleische', wie der Dichter sagt, ist nichts zu machen." – ‚Den Gott im Fleische'... ja, Duse, dein Genie war göttlich, seit du keinen Körper mehr hattest, dein Leben kam dir nur noch von der Seele, dein zarter gebrechlicher Leib schien immer in einem himmlischen Jenseits zu schweben ... Deine Stirn trug ihre Dornen, dein Herz seine Lanze, und ich, die ich an dich denke, fluche dafür deinem Judas.

Und die Duse, meine Duse, ging nach Amerika sterben! ...

ZWEI KARDINÄLE

Kardinal Mercier / Kardinal Dubois

KARDINAL Mercier war hoheitsvoll wie ein Bildnis im Kirchenfenster. Tugend erleuchtete seine Weisheit. Unvergeßliche gotische Silhouette! ... Mein erster Eindruck von ihm war das herrliche Plakat, das während des Weltkrieges in ganz Amerika verbreitet wurde. Im fernsten Colorado, wo es in der Hall des Hotels von Denver strahlte, wollte ich es erwerben, aber der Hotelier hatte es schon einem amerikanischen Sammler versprochen. Überall war dies Plakat zu sehn. Der große heilige Mann mit dem stolzen gottbegeisterten Antlitz mochte sich wundern über die Nachbarschaft von Helden der illustrierten Blätter, der amerikanischen Kinos, lauter entsetzlich gewöhnlichen Bildern! Wenn die Yankees ihre Plakate anklebten, taten sie ohne Takt, ohne Geschmack und Gefühl für Nuancen diesen Apostel Christi neben Moritaten, und Mordblut bespritzte seine heilige Sutane. Das hat mich jedesmal verletzt. Aber auch in Amerika hatte der Patriotismus seinen Jahrmarkt und seine Marktschreier! ... Recht tragikomisch wars mit anzuhören, was für Betrachtungen vor dem Bilde des Kardinal Mercier laut wurden; pfeifend blieben die Boys davor stehn und sagten zu einander: „A big man!“ (Ein großer Mann!) „What has he done?“ (Was hat er getan?) „I dont know... but!“ ... (Ich weiß nicht, aber ...) und pfeifend gingen sie weiter. Der Ruhm seines Namens blieb für die Masse mit dem Krieg verknüpft. Von seiner Persönlichkeit wußte die Menge nichts. In Cincinnati rief eine junge Frau vor seinem Bilde: „Mother, look at the Pope!“ (Mutter, sieh mal, der Papst!) „Nein,“ sagte die Mut-

ter, „das ist nicht der Papst, das ist der Kardinal Mercier." – „Na, ist das denn nicht der Papst?"...

Damals ahnte ich nicht, daß dieses erhabene Antlitz mich eines Tages mit liebenswürdigem Wohlwollen willkommen heißen sollte.

Als ich im Jahre 1923 aus Amerika zurückkam, wollte ich in Europa meine Bemühungen um die mystische Kunst des Mittelalters fortsetzen; Belgien schien mir für diesen Versuch besonders geeignet. In Paris war der Kardinal Dubois sehr begeistert gewesen über meine Resultate, und ich bat ihn um seine Fürsprache bei dem Kardinal Mercier.

In Brüssel sprach man mir von einem Abbé, der sich eifrig mit der christlichen Kunst befaßte, Ausstellungen organisierte, Werke über das speziell kirchliche Kunstgewerbe geschrieben hatte, kurz man lobte mir diesen Freund der Kunst und der Künstler so sehr, daß ich mich entschloß, ihm zu schreiben; und der Abbé Crooy kam meinem Wunsch, ihn kennenzulernen, seinerseits entgegen. Dazu fand sich mehrere Tage hindurch ausgiebige Gelegenheit, und Abbé Crooy begriff sofort die Eigenart dessen, was ich zu bringen hatte. Er hat mich dann bei Seiner Eminenz dem Kardinal eingeführt, um mir seine Unterstützung zu verschaffen.

Zu meiner großen Überraschung erklärte Abbé Crooy, auf meine Frage, wann uns der Kardinal empfangen werde: „Aber wann Sie wollen, gnädige Frau." – „Nun, Herr Abbé, ich muß dann wohl um eine Audienz bitten?" – „Ja, tun Sie das doch gleich." „Und in welcher Form?" – „Telephonisch." – „Das ist doch unmöglich, Herr Abbé! Erstens kennt mich Seine Eminenz wohl kaum?" – „Wissen Sie das so bestimmt?" – „Nun, dann müßte ich ihm schreiben." „Glauben Sie

mir, Sie können ihm ruhig telephonieren." – Dabei blieb der Abbé. – „Aber, was soll ich denn sagen?" – „Nun, sagen Sie einfach, Frau Yvette Guilbert bittet um die Gunst einer Audienz bei Seiner Eminenz!" – „Nein, nein, das wage ich nicht, Herr Abbé, telephonieren Sie für mich." – „Aber nicht doch", erwiderte Abbé Crooy, dem meine Aufregung großen Spaß machte, er griff nach dem Hörer und verlangte die Verbindung mit Mecheln. „So, jetzt sind Sie dran, gnädige Frau", er gab mir den Hörer in die Hand, und ich bat um den Bischofspalast. „Hallo?" – „Ist dort Bischofspalast Mecheln?" – „Jawohl." – „Frau Yvette Guilbert bittet untertänigst um eine Audienz bei Seiner Eminenz dem Kardinal Mercier." Ein kurzes Schweigen. Dann: „An welchem Tage will Frau Guilbert kommen?" – „Wenn möglich ... morgen ..." „Sehr wohl, gnädige Frau, Seine Eminenz wird Sie um elf Uhr erwarten." Ich war stumm vor Staunen. Ich sah den Abbé Crooy an, der lächelnd sagte: „Sie sehn, wie einfach es ist!" (Sicherlich hatte er dem Kardinal vorher etwas mitgeteilt.)

Am nächsten Tag um elf Uhr trafen wir in Mecheln ein, und unter dem Torbogen des Bischofspalastes traf Abbé Crooy einen seiner Kollegen aus der Umgebung des Kardinals. Er stellte uns vor: „Abbé X ..., Frau Yvette Guilbert." – „Oh, gnädige Frau," rief der Abbé, „es ist mir eine freudige Überraschung, Sie wiederzusehn. Ich habe Ihnen im Empire zu London, zur Zeit Ihres Debüts in England, Beifall geklatscht." – „Wann denn, Herr Abbé?" – „Nun, natürlich bevor ich in den Orden eingetreten bin", er lachte. „Ich hätte nie gedacht, daß meine Zuhörer Priester werden könnten", sagte ich belustigt. In liebenswürdigster

Weise lud uns der Abbé zum Frühstück bei seiner Schwester nach beendigter Audienz ein. Wir nahmen an.

Und dann empfing uns der Kardinal. Ich sehe noch seine Prophetengestalt da oben an der Treppe. Das knochig magre Greisenhaupt, das weiße Haar, das edle ekstatische abgezehrte Gesicht, die zarten, schmalen, festgeschlossenen, kaum noch menschlichen Lippen, die doch gleich liebevoll und gütig lächeln sollten. Seine Augen schienen mir gewaltig groß, der tiefe Schatten ihrer bergenden Höhlen vergrößerte sie noch. Aufmerksam heftete er die Augen auf mich, ich fühlte mich wie durchdrungen von der Schärfe seines Blickes, und das tat mir wohl.

Wir setzten uns zu ihm, und er bat mich, ihm mein Ansuchen vorzutragen. Ich sagte in heiterem Ton: „Eure Eminenz sind gewohnt, daß Ungläubige zu Ihnen kommen, die im Grunde ihres Herzens nur ein Wunder erwarten, um Gläubige zu werden ... nun heut auf dem Wege zu Eurer Eminenz war mir, als pilgere ich nach Lourdes. Aber nun müssen Sie das Wunder tun ... Sie sind ein Heiliger, Eminenz, Sie haben das Gesicht eines Heiligen, es muß Ihnen ein Leichtes sein?“ ... Er lachte. „Ja, Eminenz, Sie dürfen mir das Wunder, das ich erwarte, nicht vorenthalten. Das wäre gegen die Religion!“ Belustigt sagte der Kardinal: „Ja, dann müssen wir also dies Wunder tun ... da hilft es nichts ... aber worum handelt es sich denn?“

Und nun setzte ich ihm die Idee auseinander, die mich seit sieben Jahren beschäftigte: „Es handelt sich darum, die Religion wieder in die Kunst einzuführen und die Kunst in die Religion. Übrigens hat mir bereits

Seine Eminenz, Kardinal Dubois, Erzbischof von Paris, seine Protektion versprochen, nachdem ich ihm in dem schönen Hause der Gräfin von Béhague eine Vorstellung gegeben habe, um ihm ein Bild von dem Kunstwert dessen zu geben, was unter seinen Auspizien geboten werden soll. Und nun ist es mein Wunsch, Eure Eminenz einzuladen, eine gleichartige Vorstellung, die ich organisieren will, mit Ihrer Anwesenheit zu beehren."

„Ich habe in der Tat von Kardinal Dubois einen sehr beredten Brief über Sie, gnädige Frau, erhalten," sagte der Kardinal, „und wir müssen, weiß Gott, die Künstler unterstützen, die sich der Schönheit widmen und die Wiederbelebung würdiger Schauspiele unternehmen, aber ... ich kann nicht ins Theater gehn! Priester können das nicht ..."

„Aber wenn es in einem Saal stattfindet, so ist es doch etwas anderes, Eminenz; meine Vorführung eines schönen Mysteriums aus dem XIV. Jahrhundert wird in dem ehemaligen ‚Saal Patria' stattfinden, der früher dem Klerus gehörte ..."

„Aber dieser Saal ist jetzt das Théâtre du Marais geworden ... ein ernstes, würdiges Theater, aber doch ein Theater!"

„Eminenz, kein andrer Saal in Brüssel gibt uns die Möglichkeit, dies Mysterium aufzuführen, es müssen vierzig Schauspieler kostümiert werden ... es gibt Chöre usw., usw."

Der Kardinal wurde nachdenklich.

Ich fühlte, wie sehr er Anteil nahm, und wollte unbedingt mein Ziel erreichen; so schlug ich denn vor, eine hübsche kleine Lüge auf mein Gewissen zu nehmen.

Keine schlimme... Der Kardinal lächelte. Man würde auf die Einladungskarte setzen:

GUIBOUR

Mysterium aus dem XIV. Jahrhundert

dargestellt im ehemaligen Saal Patria

von Frau Yvette Guilbert.

Und da die Vorstellung nicht öffentlich, sondern ohne Benachrichtigung der Presse, ohne jede brutale Reklame stattfinden solle, ausschließlich für den Kardinal und zwei bis dreihundert von ihm eingeladene Abbés... „Ach, gnädige Frau," unterbrach der Kardinal, „man ist so beschränkt in der Provinz... Der Klerus von Paris, das ist etwas ganz andres... Auch die Presse... Wissen Sie, als ich den jungen Priestern erlaubt habe, Sport zu treiben, in ihren eigenen Gärten Fußball zu spielen, da bin ich von der Stadt und der Presse heftig angegriffen worden. Man denke, junge Priester, die, um sich zu zerstreuen, zu laufen wagen, und um zu laufen, ihre Röcke heben. Ja, die klügsten, nützlichsten Unternehmungen finden oft recht wenig Verständnis."

„Eminenz! Eminenz! Ich bitte Sie, Sie sind erhaben über die Welt der Federn und Tintenfässer... Denken Sie an das herrliche Mittelalter, in dem die Kirche selbst das Theater war und die ganze göttliche Poesie die Menschheit bestrahlte, helfen Sie mir, es wiederzuerwecken! Lassen Sie mich nicht umsonst nach Lourdes gekommen sein."

Er blieb eine Weile ernst, schweigsam, versenkte seine Augen stumm in die meinen, endlich sagte er mit einem Lächeln, das ich nie vergessen werde: „Ich werde kom-

men." Ich küßte ihm die Hand bewegt und dankbar und, wie ich gern gestehe, ganz stolz auf meinen Sieg.

Die Vorstellung begeisterte den Kardinal und sein Gefolge. Ich erhielt wundervolle Briefe, die mich zu meinem reichen und erlesenen Schauspiel beglückwünschten. Die Gesänge hatten den anwesenden Leitern der Singschulen sehr gefallen. Ein Kanonikus, der in der Nähe des Kardinals gesessen hatte, erzählte mir, Seine Eminenz habe im Zwischenakt einer Gruppe von Abbés meinen Besuch im Erzbischofspalast zu Mecheln erzählt und mit den Worten geschlossen: „Man kann Frau Yvette Guilbert nichts abschlagen, sie könnte dem ehrwürdigen Pater Hénusse Konkurrenz machen!" Da mußten alle Priester lachen, der ehrwürdige Pater Hénusse war nämlich der beredteste und berühmteste Prediger von Belgien.

Wir wiederholten unser Mysterium in Brüssel öffentlich einige zwanzig Mal, und es wurde eine Tournee in den katholischen Instituten und in den Theatern organisiert. Es war ein sehr großer Erfolg.

Sicherlich hat die Unterstützung und Empfehlung des Erzbischofs von Paris dem Abbé Crooy meine Einführung in Mecheln erleichtert, und unvergeßlich ist mir das tiefe Verständnis, welches Kardinal Dubois als erster meinen schönen Bestrebungen entgegenbrachte.

Auf der Matinee bei der Gräfin von Béhague fand sich die ganze Elite des Pariser Klerus ein und mit freudiger Überraschung beobachtete ich, wie nach unserm Schauspiel alle die jungen Mädchen, meine Mitarbeiterinnen, von den Priestern in ungezwungen liebenswürdiger Art zu der Schönheit ihrer mystischen Gesten beglückwünscht wurden. Ein Kanonikus gestand

mir: „Mit soviel plastischer Schönheit wie diese jungen Mädchen könnte ein Priester nie die Messe lesen. Es war wunderbar! Sie haben uns allen eine Lektion gegeben. Welche Reinheit in Haltung und Gebärde!“ Als Zeichen meiner Dankbarkeit brachte ich dem Kardinal Dubois sechs kleine Vögel von den Antillen, da ich im Erzbischofspalast ein reichbesetztes Vogelhaus bemerkt und der Kardinal mir in seinem Garten eine zahme Möwe gezeigt hatte, an der er sehr hing.

Im selben Jahr wurde ich eingeladen, bei einem großen Wohltätigkeitsfest in dem Bischofspalast zu Nizza alte Weihnachtsspiele aufzuführen. Den Rahmen des Schauspiels, welches ich mit meiner kleinen Truppe gab, bildete die Kapelle des Bischofspalastes selbst, und es war feenhaft anzusehn, wie unsre langen Goldgewänder im Farbenschein der Kirchenfenster leuchteten, durch die auf uns die Sonne strahlte. Es war ein phantastisches Bild, wir wurden ganz unwirklich, das Publikum war in Ekstase. Während dieser herrlichen Vorstellung sagte Herr Delcassé, der berühmte Staatsmann, zu dem Bischof Chapon, neben dem er in der ersten Reihe saß: „Dies Schauspiel hilft einem, sich eine Vorstellung vom Paradies zu machen.“ Sodann erhob er sich im Zwischenakt, ging in den Garten und, ist dort gestorben! Als die Feier zu Ende war, fand man seinen Leichnam auf einer Gartenbank. Und der Bischof flüsterte: „Gott hat ihm diese Vision des Himmels vergönnt!“

QUER DURCH DIE WELT

In Europa habe ich die volkstümliche französische Poesie fast überall hingebracht und ihr Beifall verschafft. Deutschland war als kultiviertestes Land auch ganz besonders empfänglich für meine Bemühungen. Vor dem Kriege habe ich dort in zweiundzwanzig Saisons den Geist Frankreichs und den des Montmartre meiner ersten Zeiten verbreitet. Ich habe die Anregung zu den deutschen Kabaretts gegeben, die nach meinem ersten Auftreten zu Hunderten entstanden. Vor zwei Jahren habe ich als erste französische Künstlerin den Ölzweig des Friedens nach Deutschland getragen. Mein Kommen oder vielmehr mein Wiederkommen war ergreifend und ein Triumph; in Berlin und einem Dutzend großer Städte, darunter München, führte ich mein neues Programm vom Mittelalter bis auf unsere Zeit vor, und die Menschenmengen, die in den Sälen, in denen ich sang, französischem Geist Beifall spendeten, gaben mir ebenso wie die Kritiker der gesamten Presse das sichere Gefühl: es gibt überall eine menschliche Elite, die mit Einsicht und Kultur sich den hohen Bestrebungen anschließt. An diese Elite muß man sich wenden. In Paris ist sie zahlreicher als man denkt.

Außer Deutschland habe ich Belgien, die Schweiz, Holland, Polen, Dänemark, Skandinavien, die Tschechoslowakei, Rußland, Rumänien, Österreich, Ungarn, Spanien, Portugal, Italien, Griechenland, Ägypten, Algier, Frankreich, England, Schottland und Irland bereist. Und außerdem ganz Amerika. In Millionen von

Exemplaren wurden Programme mit den Texten unserer Volkslieder auf meine Veranlassung gedruckt und überall verteilt. In den Werken der Philologen habe ich nach noch unbekannten Texten gesucht und diese dann zur Erfrischung und Belehrung der Massen und zur Bereicherung der Künstler herausgegeben, und ohne falsche Bescheidenheit kann ich erklären: wenn ich ein Leben voll prächtiger Erfolge gehabt habe, so habe ich es durch unermüdliche Arbeit verdient, eine Arbeit, die auch die Sechzigjährige noch nicht aufgegeben hat.

Der Held eines Stückes von Jean Sarment, das in der Comédie-Française aufgeführt wurde, sagt melancholisch von sich selbst: „Ich bin zu groß für mich gewesen."

Wenn ich das Fazit meiner Arbeiten und Studien ziehe und denke, was alles wirklich geworden ist von meinen stolzen Kunstträumen, so komme ich dem Schluß: Das ist ja mehr als ich.

EPILOG

GLAUBEN und Gewissen verlangen, daß ich vor allem Gott danke. Mein Geschick war sein Werk, – meine Kämpfe haben mir geholfen, meine Siege besser zu würdigen. Zu allen Zeiten meines Lebens hat Gott sich in allen Formen offenbart; seit ich auf der Welt bin, hat er mich mit Freuden und Leiden überschüttet, mit einem Wort, er hat mir gewährt, das Leben ganz ‚zu leben', all seine Nuancen und Phasen kennenzulernen. Wie dankbar bin ich Gott, daß er mich nicht zu einem ‚ausschließlich' glücklichen Wesen gemacht hat.

Wohl mir, daß er mir Schmerz und Tränen zu kosten gab, mir erlaubte, Martern des Leibes und Herzens auszuhalten, und mich lehrte, kraft des eignen Unglücks auch für das der andern Tränen zu haben. Es ist eine unerklärliche selig verwirrende Freude, in der eignen Brust alle Herzen der Erde schlagen zu fühlen!

Wer nur sein eignes Leben gelebt hat, kann mich nicht verstehn. Aber wer wie ich Freude und Leid des Nächsten intensiv gefühlt, sich darein versenkt hat, der erkennt den Willen eines Gottes, der in unsern Seelen waltet. Und diese Erkenntnis hat mir so überschöne Minuten beschert, daß ich Gott nicht nur für mein eignes Leben, sondern für all die Leben danken muß, die ich in der Begeisterung der Nächstenliebe gelebt und geteilt habe.

Oft habe ich dir gedankt, mein Gott, daß du die häßliche ‚Gleichgültigkeit' nicht wohnen lässest in mir, daß du meinem Herzen erlaubst, zu allen Herzen

den Weg zu finden, und meinem Mitleid, unendlich zu sein. Dank dir, daß du mir Selbstsüchtige, Grausame und Undankbare in den Weg geschickt hast! Dank dir, daß du nicht all meine Bitten erhört hast, denn ich habe auch recht törichte Bitten gehabt.

Vergib, daß ich an dir gezweifelt habe und dem Rat eines unwissenden Herzens (dem meines Vaters) gefolgt bin, meine große Jugend war und bleibt eine Entschuldigung für die Kindheitsjahre, denen der Glauben mangelte.

Oft habe ich seither begriffen, es war ein Verbrechen, undankbar gegen dich zu sein.

Du hast es gemacht, daß meine Augen das Licht, die Sonne, die Natur sehn!

Daß meine Ohren nicht taub sind für die wundersamen Laute des Lebens!

Daß mir das Wort leicht ward, daß meine Glieder harmonisch waren!

Da ich die Arbeit liebte, hast du mir Mut gegeben; da ich die Künste liebte, hast du mir gegeben, sie zu genießen.

Oft stießen meine Mühen als Arbeiterin erst, als Künstlerin dann auf Hindernis und Widerstand; aber immer hast du mir die Zuversicht gegeben, mein Ziel zu erreichen. Vom Himmel kamen mir die Kräfte.

So dank ich dir denn aufrichtiger, mein Gott, für Kampf und Elend, die du mir geschickt hast, als für die Freuden und Erfolge meines Lebens, denn jene haben meine Seele gestärkt, mein Herz erhoben, mir die Tugend leichter gemacht. Ohne das Elend wäre ich vielleicht selbstsüchtig geworden wie so viele. Ich glaube nicht, daß man sich als ‚außergewöhnlich' fühlen kann, wenn man nicht die Taufe des Schmerzes

empfangen hat, die den Wunsch eingibt, alle zu lieben, und uns dem göttlichen Wesen nahebringt.

Vor allem Dank, mein Gott, daß du mich den ‚Gefährten', den ich so lange mit Schmerzen gesucht habe, an einer Wegwende dieses Lebens hast treffen lassen, ihn, der mir in der schönen friedevollen Schale seiner Liebe das Glück zu trinken bot. Das war ein herrlicher Tag ... und dafür singt dir, mein Gott, dies Herz seit dreißig Jahren Lobgesänge. Nie war eine Vereinigung vollkommener, nie eine Ehe wunderbarer! Welch schöner Lohn war das für ein armes liebevolles vom Leben gemartertes Wesen. Ja, an dich, Herr, muß ich diese Zeilen dankbarer Erinnerung richten, denn meine Kämpfe und meine Siege waren, Gott, dein Werk!

1927.

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

Tafel 1: *Yvette Guilbert.* Als fünfjähriges Mädchen. Nach einer Daguerreotypie 6
Tafel 2: – Nach einem Gemälde von José Granié . . . 16
Tafel 3: – Nach einem Gemälde von Jacques Blanche . 32
Tafel 4: – Nach einem Gemälde von José Granié . . 64
Tafel 5: – Nach einem Pastell von Bennewitz von Loefen. 1896 72
Tafel 6: – Nach einer Büste in Wachs. Ausgeführt von dem russischen Bildhauer Bernstamm in Paris. 88
Tafel 7: – Nach einer Lithographie von Toulouse-Lautrec. (Auf dem Einband von „Arthur Byl, Yvette Guilbert". London 1898, Bliss Sands & Co.) . 96
Tafel 8: – Nach einer Karikatur von Charles Léandre . 112
Tafel 9: – Nach einer Zeichnung von Toulouse-Lautrec 120
Tafel 10: – Nach einer Karikatur von Charles Léandre . 128
Tafel 11: *Aristide Bruant.* Nach einer Lithographie von Toulouse-Lautrec 136
Tafel 12: *Yvette Guilbert.* Nach einer Karikatur von Ernest Brod 152
Tafel 13: – Nach einer Lithographie von Toulouse-Lautrec. (Aus „Gustave Geffroy, Yvette Guilbert". Paris, Estampe Originale.) 168
Tafel 14: – Nach einem Pastell von Bennewitz von Loefen. 1901 176
Tafel 15: – Nach einem Plakat 192
Tafel 16: – Nach einem Pastell von Antoon van Welie . 208
Tafel 17: – Nach einer Keramik von Toulouse-Lautrec . 232

Tafel 18: *Yvette Guilbert.* Nach einer Lithographie von Toulouse-Lautrec. (Aus „Gustave Geffroy, Yvette Guilbert". Paris, Estampe Originale.) . 256
Tafel 19: *Eleonora Duse.* Nach einer Photographie. (Copyright by Alice Broughton, New-York) . . 256
Tafel 20: *Yvette Guilbert.* Nach einer Photographie in dem Mysterium „Guilbour" 272
Tafel 21: – Nach einer Photographie 1927 272

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort von Alfred Polgar 3
Prolog 7
Nach dem Kriege Siebzig 10
Im Geschäft 16
Letzte Erinnerung an meinen Vater 20
Ein Schmaus 24
Zwei Männer tauchen auf 29
Adelina Gaillard 34
Boulevardtheater 37
Ich singe vor / Eldorado 44
Debüt im Casino de Lyon 49
Debüt im Eldorado 55
Eden-Concert 61
Meine endgültige Silhouette 66
Lüttich und die ‚Beschwipste' 74
Moulin Rouge 79
Der Divan Japonais 89
Das Concert Parisien 97
Die ‚Bodinière' 114
Der Nouveau Cirque 126
An der Scala 128
Ich lerne Bruant begreifen 135
Die ‚Horloge' 140
Die Ambassadeurs 149
Eine Soiree bei dem Verleger Charpentier 156
Mein Repertoir 163
Zeitungen und Journalisten 174

Amerika 180
Meine zweite Karriere 197
Porträts
Jean Lorrain und Edmond de Goncourt 206
Sarah Bernhardt 211
Der Prinz von Wales 220
Toulouse-Lautrec 226
Pierre Loti 232
Jules Roques 239
Maurice Donnay 242
Eleonora Duse 246
Zwei Kardinäle 272
Quer durch die Welt 280
Epilog 282
Verzeichnis der Abbildungen 285